Otto Ludwigs gesammelte Schriften: Biographie

Otto Ludwig, Adolf Stern, Erich Schmidt

Digitized by Google

The Library

of the

University of Wisconsin

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Erster Band

Digitized by Google

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Flinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Erster Band

Biographie
Zwischen Himmel und Erde
Gedichte

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Digitized by Google

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Herausgegeben von

Adolf Stern

Digitized by Google

81622
OCT 18 1904 Mem.
X47Y .L96 .2/1
X47Y .L96 1891 v.1
AWQ1718

Seiner Hoheit

dem Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen

Georg,

dem Landesherrn Otto Ludwigs aus Eisfeld,

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von

der Familie des Dichters

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern

Digitized by Google

Vorwort

Der von Erich Schmidt und mir veranstalteten neuen Ausgabe der „Gesammelten Schriften" Otto Ludwigs, die sich wohl ohne Überhebung als eine erste Gesamtausgabe bezeichnen darf, soll ein Lebensbild des Dichters zur Einleitung dienen, das ich unabhängig von der Sammlung der Werke geplant, in mehrjähriger Arbeit vorbereitet, schließlich aber im Hinblick auf das Erscheinen der Ludwigschen Werke in derselben Zeit ausgeführt habe, in der diese nach und nach hervorgetreten sind. In sich vollkommen abgeschlossen und für alle, die nur an den Geschicken des Dichters Anteil nehmen wollen, eine vollständige Darstellung der Entwicklung, des beschränkten äußern und überreichen innern Lebens dieser mächtigen Künstlerpersönlichkeit, eine Darstellung, für die ich selbständige Geltung in Anspruch nehme, kann sie gleichwohl besser als jede bloße kritische Erörterung zum Verständnis, zur Erläuterung der poetischen Welt dienen, die sich in Ludwigs Schriften aufthut, und umgekehrt die notwendige Ergänzung jeder Dichter- und Künstlerbiographie aus eben dieser Welt empfangen.

Als Moritz Heydrich, der treue, anhängliche Freund Ludwigs, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Dichters im ersten Bande der von ihm herausgegebnen „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" eine „Biographische Skizze"

Digitized by Google

veröffentlichte, die bestimmt war, neben die schon bekannten wertvollen Charakteristiken aus der Feder Gustav Freytags und Heinrich von Treitschkes zu treten, ging er wohl von der Überzeugung aus, daß die einfachen Erlebnisse Ludwigs keine eingehendere Darstellung erforderten, und beschränkte sich in seinen Mitteilungen über Ludwigs Kindheit und Jugend im wesentlichen auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningischen Amtsverwesers Karl Schaller in Kranichfeld, während er sich für die spätere Zeit auf einen fünfzehn Jahre hindurch währenden freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig stützen konnte. Hätte Heydrich sich entschließen können, seine Umrisse zu einem wirklichen Lebensbilde zu erweitern, so würde er jede weitere Arbeit entbehrlich gemacht haben. Da er dies unterließ, so blieb der Wunsch nach einer ausgeführteren, aus mannigfaltigern Quellen geschöpften Erzählung, die die Besonderheit der Erlebnisse, der auf den Dichter wirkenden Umgebungen ebenso ins Auge faßte als die Bedeutung seines gewaltigen Talents, eben unbefriedigt und machte sich immer aufs neue geltend. Obschon ich nun das Glück gehabt hatte Otto Ludwig im Leben zu kennen, und einen tiefen Eindruck seiner Erscheinung treu und dankbar bewahrte, obschon ich zu denen gehörte, die ein wirkliches Lebensbild schmerzlich vermißten, habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geschwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engsten Lebenskreise Ludwigs angehört hatten, diese Schuld der Pietät einlösen würde. Als ich aber vom ehrenden Vertrauen der hinterlassenen Familie Ludwigs, seiner Witwe und Tochter, die noch in Dresden leben, wie seiner in Brasilien weilenden Söhne gestützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich sie ohne Zögern zu erfüllen gesucht und lege mein Leben Otto

Digitized by Google

Ludwigs heute den Lesern seiner „Gesammelten Schriften“ wie einem weitern Kreise vor.

So reich auch das Material war, das mir die Familie im gesamten noch ungedruckten litterarischen Nachlasse, in den Studien und Planheften, in den Tagebüchern (von 1836—1840), den Hauskalendern und einzelnen Aufzeichnungen des Dichters, in Briefen an Otto Ludwig und in Briefen von ihm, die wieder in ihren Besitz gelangt waren, zur Verfügung gestellt hatte, so wäre dies allein doch nicht ausreichend für die nachstehende Darstellung gewesen. Ich habe es an Bemühungen nicht fehlen lassen, mir weitere Quellen zu erschließen, und muß es rühmend hervorheben, daß ich neben einer Reihe von Enttäuschungen (die bei solchem Anlaß unvermeidlich sind) doch eine große Anzahl uneigennütziger und wertvoller Unterstützungen erfuhr, die nicht nur der Biographie, sondern auch der Ausgabe der gesammelten Schriften wesentlich zu gute gekommen sind. Die bedeutende Folge der Briefe, die schon im Besitz der Familie war (darunter die Briefe an Ludwig Ambrunn, an Berthold Auerbach u. a.), wurde durch zahlreiche in andern Händen bewahrte Briefe ergänzt. Frau Elisabeth Schmidt in Berlin stellte die wichtigen an ihren verstorbnen Gemahl Dr. Julian Schmidt, Frau Bertha Gutzkow in Leipzig die an Karl Gutzkow, Frau Emilie Heydrich in Dresden die an Moritz Heydrich gerichteten Briefe, Herr Dr. Otto Devrient die Briefe Ludwigs an seinen Vater Eduard Devrient, sowie Abschriften der Briefe seines Vaters an Otto Ludwig und höchst wertvolle und dankenswerte Auszüge aus dessen Tagebüchern, soweit sich diese auf Ludwig beziehen, zu meiner Verfügung. Einige wichtige Briefe erhielt ich im Original oder in Abschrift durch Herrn Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Klee in Bautzen (an seinen Vater, den Rektor Dr. Julius Klee in Dresden), Herrn Dr. jur. Fehling in

Lübeck (an seinen Schwiegervater Emanuel Geibel), Herrn Hofburgtheaterregisseur Josef Lewinsky in Wien, den treusten, aufopferndsten Freund des Dichters, und Herrn Christian Ambrunn in Eisfeld. Viele Briefe Ludwigs sind leider in Autographensammlungen zerstreut, doch war ich glücklich genug, auch eine Anzahl solcher Briefe zur Einsicht und Benutzung zu erhalten.

Vom Beginn meiner Arbeit an legte ich den höchsten Wert darauf, die Erinnerungen aller, die mit Ludwig in irgend einer Zeit seines Lebens in vertrautem Verkehr gestanden hatten, als lebendige und vollgiltige Zeugnisse heranzuziehen. Nächst Frau Emilie Ludwig selbst, die in unwandelbarer Treue und Verehrung nur dem Gedächtnis ihres geschiednen Gatten lebt, bin ich namentlich dem Herrn Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, Herrn Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger Dr. E. J. Meier, Herrn Professor Dr. Hermann Lücke in Dresden für ihre ergänzenden Beiträge zu meiner Arbeit zum wärmsten Danke verpflichtet. Ludwigs Jugendfreunde, der frühere Amtsverweser Herr Karl Schaller in Weimar und Herr Konsul Dr. Wetzstein in Berlin, sowie Herr Christian Ambrunn und Frau Joh. Recknagel in Eisfeld haben mich durch aufklärende mündliche Mitteilungen, Herr Schaller auch durch jahrelange Überlassung der sorgfältig bewahrten Briefe aus Ludwigs Jugendzeit unterstützt, die schon Heydrich in Händen gehabt hat. Bei meinen Nachforschungen in Eisfeld und Meiningen bin ich Herrn Superintendent Reinhard in Eisfeld und vor allen Herrn Hofrat Dr. Rudolf Baumbach in Meiningen herzlichen Dank schuldig geworden. Dr. Baumbach hat nicht nur keine Mühe gescheut, mir in bestimmten Fragen Auskunft zu verschaffen, sondern auch für mein ganzes Vorhaben eine freiwillig fördernde Teilnahme bethätigt, die ich in froher Erinnerung bewahre.

Digitized by

Wenn ich nicht alle zu nennen vermag, die in irgend einer Weise dazu beigetragen haben, dies Denkmal eines tief einsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens zu bereichern, so werden hoffentlich alle aus meiner Arbeit selbst ersehen, daß ich jeden mir anvertrauten Baustein zum Ganzen dankbar zu benutzen wußte. —

Wie meine Arbeit wirken kann, muß ich dahingestellt sein lassen; ich gedenke mich weder meiner warmen Hingebung an den Gegenstand noch meines Fleißes zu rühmen. Die Hauptsache bleibt, daß das Licht, das von der schlichten Größe und reinen Natur des Dichters ausstrahlt, auch diesen biographischen Versuch durchleuchtet, und wenn das der Fall ist, darf ich unbesorgt um seine Aufnahme und um seine künftige Wirkung sein.

Dresden,
im Dezember 1891

Adolf Stern

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwig

Heimat und Herkunft

Das waldreiche Hügelland im Herzen Deutschlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach segen, sagen, sangberühmt," seit uralter Zeit und unter allen geschichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnsitz rein deutscher Stämme, hat seine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert gesehen. Von Tacitus in seiner „Germania" den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im sechsten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachsen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die stattliche Landgrafschaft Ludwigs des Springers und seiner Erben wiederum beträchtlich ausgedehnt, ward Thüringen schließlich Eigentum des mächtig emporstrebenden Hauses Sachsen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Katastrophe des schmalkaldischen Krieges in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die sächsische Kurwürde den Albertinern zufielen, während die besiegten Ernestiner mit einem Hausgut von großenteils thüringischen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geschick und Eigenart dieses schönen deutschen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutschen Geschichte bestimmte. Der mäßige Landbesitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderlich geteilt und wunder-

Digitized by Google

lich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte sich, die Sachsenherzöge zwischen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzusehen und auch jene fränkischen Lande, die ihnen mit der Pflege Koburg und der hennebergischen Erbschaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale, gemeinsame Lebensverhältnisse, die aus den fortgesetzten Erbteilungen der Ernestiner und der Entstehung immer neuer Kleinstaaten und Residenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Rennsteig des Thüringer Waldes nahezu vergessen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch heute gewisse Verschiedenheiten herrschen, so bedeuteten diese wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens, der öffentlichen Zustände, der Lebenslage, der Überlieferung, der Volksbildung, die in diesen thüringischen wie in den angegliederten ostfränkischen Gebieten vorwaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beständige Mischung des Blutes beider Stämme statt und daneben empfing und nahm auch der fränkische Thüringer seinen Anteil vom innern Mark dieses kerndeutschen Landes: von Sage und lebendiger Poesie, von Sang und Klang, von Wanderlust und stiller Heimatseligkeit, von der ganzen wundersamen Mischung geistiger Erregbarkeit und genügsamen Lebensbehagens.

Kaum eine zweite deutsche Landschaft erscheint bis auf die neuere Zeit herab so wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantasie und des Volksgemütes erfüllt und durchdrungen. Zwischen den frischen Bergwäldern, in den lauschigen quellenreichen Thälern gedieh von alters her neben dem sangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen

Digitized by Google

und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibseln germanischen Heidentums: dem Heere Wuotans, das als wütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchsaust, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörselberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett schüttelt, gesellten sich auf thüringischem Boden unzählige Gestalten und Schatten, verkörperte Natureindrücke und historische Erinnerungen. Gar manche Helden der deutschen geschichtlichen Sage bis auf Kaiser Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuser an den Grenzen des Landes, jahrhundertelang im Zauberschlaf ruht, wurden in Thüringen heimisch; mit frischer und glücklicher sagenbildender Kraft belebte und schmückte sich das Volk vor allen die mittelalterlichen Landesherrscher, die auf der Wartburg hofhaltenden Landgrafen. Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne, den der Schmied von Ruhla hart schmiedet, und der die rebellischen volksbedrückenden Ritter den Pflug über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt stirbt, Landgraf Hermann, an dessen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg stattfindet, Ludwig der Heilige und seine ungarische Gemahlin, die heilige Elisabeth, alle lebten und leben vom Sagenschimmer umwebt und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbst über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, sich mit reger Phantasie Charakterzüge und Lebensschicksale volkstümlicher Fürsten auszugestalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernst dem Frommen, ja bis zu Karl August von Weimar mischen sich mit beinahe jeder geschichtlichen Erinnerung sagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrschaften, rückte hier alle Lebenskreise enger aneinander, auch die fürstlichen Häupter standen den Geringsten im Volke

Digitized by Google

menschlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widersprüche der Wirklichkeit nährten fortgesetzt die alte Lust des Volkes an buntem Phantasieleben.

Nicht das geschichtliche Dasein allein ward auf und an den Bergen des Thüringerwaldes vom unablässigen Walten vielgestaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Masse des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtschaft und kleinstädtischem Gewerbe, doch diese Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchsetzt, über denen ein Hauch des Besondern schwebte. Das waldreiche Land hegte Tausende von Förstern, Jägern, Forst und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrleuten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelsteller war und blieb hier eine volkstümliche Gestalt, in allen pflanzenreichen Gründen suchten die „Balsamträger" ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen sie dann hausierend durch ganz Deutschland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäscher mühten sich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüssen jedes Goldkorn abzulisten, damit die Fürsten von Rudolstadt ihre Trauringe aus Landesgold schmieden und die Herzöge von Hildburghausen Dukaten aus solchem prägen lassen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunst der Zeiten und der Erschöpfung der Erzlager bis in unser Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold und Silber, Kupfer und Eisenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechsel. Zahllose einsam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eisenhämmer, Nagelschmieden waren die Wohnstätten eigentümlich gearteter Menschen, deren innerstes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrschaft der Phantasie stand. Von Geschlecht zu Geschlecht durch-

Digitized by Google

zogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die schlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angestammte Lebenslust verstärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in seiner „Luise“ rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Musik weiß“; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Musikliebe entfaltete sich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigste und reichste Musikpflege. Das Volkslied scheint hier auch in der Zeit nicht verstummt und erstorben zu sein, wo es überall sonst verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Lust der Volksfeste — Jahrmärkte, Vogelschießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Gesang und jede Art von Instrumentalmusik. Bei bescheidenen Mitteln ward außerordentliches erstrebt und geleistet und ein gewisser Kunstsinn bis in die Schichten des anspruchslosesten Kleinbürgertums hinein schon früh verbreitet. Seine tiefsten Wurzeln hatte dieser Kunstsinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen protestantischen Glaubensleben.

Erschien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, soweit sie nicht historische Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geschichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringischem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers selbst, doch die seiner bäuerlichen Eltern und Voreltern gestanden. Die Wartburg hatte den von Worms heimkehrenden in einer bedenklichen Krisis seines Lebens geborgen und beschirmt und den Beginn der Bibelverdeutschung, die Übertragung des Neuen Testaments gesehen. Thüringisches Land war das schmale Erbe des Fürstengeschlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gelitten und

Digitized by Google

gestritten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Besiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft“ aus kaiserlicher Gefangenschaft gefeiert hatte, ließ er seine erste und vornehmste Sorge die Errichtung der Hochschule Jena sein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers sie auffaßten, ins Leben gerufen ward. Im thüringischen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beschützer Grumbachs, ebensowohl als Glaubensmärtyrer wie sein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenschaft der Herzogs im Schlosse von Wiener-Neustadt und die Treue seiner Gemahlin, der pfälzischen Elisabeth, die diese Gefangenschaft geteilt hatte, erhielten sich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den protestantischen Kämpfern des dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernst, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Gustav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entschieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengestalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherstellung Deutschlands nach dem westfälischen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteristischen Persönlichkeit Herzog Ernsts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürsten besessen, dessen feste evangelische Überzeugung, dessen tief religiöse Empfindung, dessen schlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach seinem Tode noch unvergessen waren. Konnten die Tugenden des seltenen Fürsten nicht auf seine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, so hinterließ Ernst der Fromme dem von ihm beherrschten und unter seinen Söhnen geteilten Lande in seinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohlthätigen Ein-

Digitized by Google

richtungen unverlierbare Grundlagen thüringischer Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwiesen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernsts patriarchalisches Fürstentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zersplitterten thüringischen Landen sein Doppelgesicht in besonders bemerkbarer und jäh wechselnder Weise. Der fürstliche Absolutismus, die schrankenlose Selbstregierung großer und kleiner Herren, die sich einmal auf die äußerlichste, meist komische, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaseins und des blendenden Hofhalts zu Versailles und auf die Erpressung der Mittel für ein solches Dasein zuspitzte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorsehung für die Unterthanen spielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürstentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schicksale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbstherrscher regierten, gestalteten sich dementsprechend gar verschieden. Da es nicht an Mischungen und zum Teil recht wunderlichen Mischungen der gegensätzlichen Elemente fehlte, und die fürstliche Willkür hier mannigfache Widerstände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüssen der Nachbarländer fand, so steigerte sich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erscheinungen und Gestalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürstentümer so bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder so gewaltsam das Leben aller ihrer Unterthanen lenkende Regenten sahen, wie Herders ersten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete sich der Drang zu einem aufgeklärten und menschlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in

Digitized by Google

beschränkten Zuständen“ (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Litteratur und Kunst an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weise und erhob schließlich am Ausgang des Jahrhunderts einen geistvollen, großen Fürsten wie Karl August von Weimar ganz erfüllend, eine thüringische Herzogsresidenz und die Gesamtuniversität der ernestinischen Häuser zu den geistigen Mittelpunkten Deutschlands. Sah der Beginn dieser Glanzzeit noch so ausgeprägte Verschiedenheiten wie die Nachwirkungen der Voltairebewunderung, der französischen Bildung und des französischen Geschmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlassen hatte, und den poetischen Lebensrausch, die Lust an der lebendigen Natur und der kühnen Phantasie der jungen deutschen Dichtung, mit denen Goethe und sein fürstlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, so lösten sich diese Gegensätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleonischen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Besonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringischen Kleinstaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältnissen bescheidne aber ungebrochne Lebenslust und eine weitverbreitete Bildung und geistige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philosophie und Litteratur, von Dichtung und Musik genährt worden war. Nicht umsonst hatte das große Viergestirn über der Ilm geleuchtet und ihre leisere Welle manches unsterbliche Lied vernommen, nicht umsonst war man in Jena im Besitz der neuesten Philosophie gewesen und „hatte das Vorstellungsvermögen immer höher hinauf abstrahiert,“ ein Abglanz all dieses Lichtes strahlte in die verborgensten Winkel Thüringens hinein und weckte thätige und genießende Teilnahme an den höchsten geistigen Bestrebungen.

Digitized by Google

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem litterarischen Leben, dessen Stätte ihr Land war, eine verhältnismäßig geringe geblieben. Wie vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen sich die ritterlichen Dichter aus dem deutschen Süden und Westen gesammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem dreißigjährigen Kriege als Haupt der Palmenordens den wenigstens an den Grenzen Thüringens geborenen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzschreinhalter der Fruchtbringenden Gesellschaft berufen hatte, so waren es durchgehend Angehörige andrer deutscher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt" heraufführten. Selbst unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunstsinnigen kleinen Höfen selbst oder im Dunstkreis dieser Höfe lebten und schufen, fanden sich nur wenige Thüringer, unter ihnen der Gothaer Gotter als letzter poetischer Vertreter des französischen Geschmacks in der deutschen Litteratur, der phantasiereiche Erzähler Karl August Musäus aus Jena und als der talentvollste und fruchtbarste von allen der Weimaraner August von Kotzebue, dem ein schlimmes Geschick und nicht minder ein schlimmer Zug seiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu schlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und unsers Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufschlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenser philosophischen Katheder ablöste, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen selbst merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchsen sinnige

weibliche Talente, die Verfasserin der „Agnes von Lilien", Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartsinnige Dichterin der „Schwestern von Lesbos" Amalie von Imhof (von Helwig), die schwärmerische Sophie Mereau leuchteten bescheidenen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanschriftsteller wie Ernst Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, dessen Romane „Wilibalds Ansichten des Lebens" und „Die reisenden Maler" noch nicht völlig vergessen sind, wie Wagners Freund Friedrich Mosengeil aus Schönau bei Eisenach oder Herzog August Emil von Gotha als Verfasser des Romans „Ein Jahr in Arkadien" waren schaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome die sich gleichsam mit der Thüringer Luft mischten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die starke Unterströmung der Litteratur aber, die sich den Kunstforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs und zerstreuungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber massenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager Christian August Vulpius aus Weimar, von dessen „Rinaldo Rinaldini" wenigstens der Titel fortklingt, und der meiningische Forstrat Karl Gottlob Cramer wurden die Väter des neuen deutschen Ritter und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringischen Residenzen erstanden, sammelte sich eine Gruppe einheimischer Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerschen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Kotzebues meist mit mehr gutem Willen als Geschick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenschreiber schloß sich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur goldnen Aue in Stadt und Land saßen und im Weiterklimpern

Digitized by Google

der lyrischen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetischen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug thaten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeister noch eine zweite Generation thüringischer Poeten sah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit Bezug auch auf seine nächste Umgebung in Thüringen zu Eckermann sagen: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein." Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunst „das Männliche fehle", durfte auf das litterarische Leben angewandt werden, wie es sich seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreise des thüringischen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit als das eine und das andre Wort gesprochen wurde, der Einzelne, der über alle hervorragen, der das Außerordentliche leisten und das Männliche zu Ehren bringen sollte, für Thüringen längst geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüssen der Natur und des Lebens, der weitern wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinste der kleinen ernestinischen Herzogtümer, die seit der Landesteilung unter den Söhnen Ernsts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden. Während die Linien Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Römhild rasch wieder verschwanden, hatte sich die Linie von Hildburghausen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorstellen sollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer hatten hier ein fürstliches Selbstgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. zu tragen

Digitized by Google

gehabt; mehr als drei Menschenalter hindurch war das unerquickliche Schauspiel großer Anläufe, pomphafter Absichten und kläglich dürftiger Ausgänge aufgeführt worden. Herzog Ernst Friedrich I. (von 1715 bis 1724) versuchte umsonst, seine kleine Residenz durch Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das nur bis 1729 bestehen konnte) zu einem Mittelpunkte eleganten und geistigen Lebens zugleich zu erheben, Herzog Ernst Friedrich II. (1724 bis 1745) zog sich zwar die ungeheure Schuldenlast, die auf dem Ländchen lag, zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern, daß sie beständig anwuchs, sein Sohn Ernst Friedrich III. (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung den Ruin des Landes und schließlich seinen eignen. Ein prachtliebender, in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts gebildeter und in seiner eigensten Weise gutmütiger aber schwacher Herr, hatte er früh verlernt, das Mißverhältnis zwischen seinem fürstlichen Selbstgefühl, seiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den Kräften seines kleinen schon schwerverschuldeten Herzogtums in Betracht zu ziehen. Er versuchte, militärischen Glanz um sich zu verbreiten, ernannte Generale und Obersten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fertigen und konnte am Ende kaum eine Kompagnie vollzählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bibliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghausen freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrichtung einer Ritterakademie, bestritt den unsinnigsten Aufwand Jahre hindurch mit schlecht versilberten Kupfermünzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ, als der kaiserliche Reichshofrat in Wien gegen diesen schmählichen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Einspruch erhob, gelehrte Druckschriften ausgehen, als „überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her Sachsen-Hildburghausen das Münzregale zustehe.“

Digitized by Google

Als es 1779 trotz schier unerschwinglicher Steuern, Münzverschlechterung, Blankoschuldverschreibungen, Wechseln und Handdarlehen bei Juden und Christen, Verpfändungen, Titel und Stellenverkäufen zum Bankerott kam, die Entmündigung des verschwenderischen Herzogs unvermeidlich wurde und sein Oheim, der alte kaiserliche Feldmarschall Prinz Joseph von Hildburghausen (der Oberbefehlshaber der „elenden" Reichsexekutionsarmee, die mit den Franzosen zusammen bei Roßbach geschlagen worden war), an die Spitze einer kaiserlichen Debitkommission und der Landesverwaltung treten sollte, versuchte der fürstliche Verschwender sich mit Gewalt zu behaupten. Er rief sein „Landregiment" unter die Waffen, und Hildburghausen sah kriegerische Pfingsten. Am Ende gab sich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftausend Gulden eingeschränkt und zog sich aus der Residenz in das Sommerschloß Seidingstadt zurück, wo er im September 1780 starb.

Mit der langjährigen Regierung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich (1780 bis 1826), des letzten souveränen Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, ging auch für dies kleine und hartgeprüfte Land ein Spätsommer behaglicher und für die Unterthanen erquicklicher Kleinstaaterei auf. Das Land hatte sich nicht wesentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verständigern und besonnenern Regiments seines jungen Fürsten froh werden konnte. Der Hofhalt, der noch immer stattlich genug und für die Verhältnisse vielleicht zu stattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinsten Höfe gebracht, die patriarchalisch-idyllische Seite fürstlichen Daseins wurde hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landständische Verfassung gegeben, und 1812 ein Gymnasium

in Hildburghausen begründet, das sich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringischen Kleinstaaten rettete sich Sachsen-Hildburghausen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen deutschen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden schwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältnisse so ziemlich unangetastet blieben, so zeigte das Leben in dem grünen Thal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anschauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte sich auch, am spätesten unter allen, der Hof von Hildburghausen zum Musenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert in der Prunk und Verschwendungsperiode wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle versucht hatte, so war sie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künstler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuser Rautenschilde Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelten Besuche litterarischer Größen der Zeit waren niemals dem Wunsch entsprungen, an diesem Hofe geistige Teilnahme zu gewinnen; als Klopstock im Februar 1751 auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghausen verweilte, geschah es lediglich, um der ersten Gemahlin Ernst Friedrichs III., Luise von Dänemark, der Schwester seines neugewonnenen königlichen Gönners, seine Ehrfurcht zu bezeugen, als Goethe sich im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghausen, dem alten Feldmarschall Prinz Joseph vorstellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war,“

Digitized by Google

erschien er lediglich als Geheimrat und Gesandter des Weimarischen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und seiner Vermählung mit der geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, trat hierin ein Umschlag ein, man lebte auch in Hildburghausen in den ästhetischen Interessen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieser Interessen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghausen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Residenz und im Sommerlustschloß Seidingstadt poesiereiche Tage und bezeugte die enthusiastische Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre schönen Schwestern faßte, durch die Widmung seines eben entstehenden „Titan" („den vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron"), sah sich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich sächsischen Legationsrat befördert und verlobte sich schließlich mit der Hildburghäuserin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die rasche Wiederauflösung dieser Verlobung ward die Ursache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuser Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre später glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichterisch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Gustav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre seinen Abschied begehrte, um danach als reisender Deklamator und Vorleser „Patrik Peale" Deutschland zu durchziehen. Besser gelang es mit der Pflege der Musik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürstliche Kapelle und die persönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenstimmritze" Jean Paul in den Briefen an Otto schwärmt, und die bei größern Auf-

führungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art, wie zu den derbern althergebrachten Volksfesten der Vogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenige Stunden von Hildburghausen gelegne Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten 1681 ein selbständiger „Staat" wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden. Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgersinn herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupteten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde,

Digitized by Google

erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen" den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst thätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von gewecktem empfänglichen Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien," so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in noch frischrer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft sich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlichstiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahn-

Digitized by Google

station her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Eisfelder gingen zum Thore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderlich betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus" und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea," als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit seinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Es ist einer der mächtigen Steinkästen, denen man mehr als einmal in thüringischen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernsts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäusischen Selbständigkeit zum Witwensitz des fürstlichen Hauses, seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie noch Raum haben. —

Auch Eisfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und

Digitized by Google

dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größre Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls geschaut hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit" hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werrathal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommner Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügsamkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und sonnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der

Digitized by Google

Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof" erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offnen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

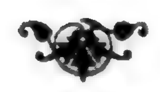
So klein und unbedeutend Eisfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinnigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erste Justizbeamte der Stadt Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehnen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte studiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Thatenlust und reformatorischen Dranges, die sich bethätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben

Digitized by Google

hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins“ war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld besaß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Verhältnisse erscheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten“ von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807.“ Die

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringischen Ländern Mode gewesen sein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem städtischen Rechtskonsulenten zustand, eine Wohnung, die die Geburtsstätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande seiner Vaterstadt, von dem noch zu berichten sein wird, für immer verschwinden sollte.



Digitized by Google

Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrissen worden, um so lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe." Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Tauffestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon I. seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Augereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

Digitized by Google

zuzogen. Erst im Frühling von 1814 nach dem Pariser Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und sah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernst Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Lustgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen besaß. Zwei „am Heinich", einem Hügelabhang im Osten von Eisfeld gelegene gleichwertige Grundstücke, bisher der Bürgerin Elisabeth Margarete Mönch und dem Gastwirth Konrad Lutz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut" bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkisch erstanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Besitzer des Gutes, Herr Johann Christian Hoffmann, dem Stadtsyndikus käuflich überließ, zusammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetische, Ernst Ludwig seiner Neigung für Naturgenuß genügen und seinen Schönheitssinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terrassen zur Höhe des Hügels anstieg, hatte die prächtigste Lage und gewährte von seiner obern Begrenzung Aussicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrenspitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuse und Itz hervorströmen. Zu Füßen des Gartens aber breitete sich ein farbiges Bild aus: die Oberstadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wiesengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die sich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenschein wie beim Zug beschattender Wolken wirkt diese Landschaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres malerischen Wechsels gleich gewinnend.

Digitized by

Auf dem Boden seines neuerworbnen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Eisfeld einen schönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Coniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obst- und Gemüsebau. Der Garten gedieh unter der sorgfältigen Pflege seines Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der städtischen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürger-

Digitized by Google

lichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Vermögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht völlig aufzuhellen. Nur so viel ist klar, daß Ernst Ludwig durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zu gute kamen, sich schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Eisfelds Widersacher erweckt hatte. Selbst an zweckmäßigen wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee," nahm man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen eine mißlichere geworden, und die Opposition, die sich angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landständische Verfassung des Ländchens mit einer neuen Verfassung nach dem Muster der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht. Es schien so natürlich, daß, wenn mit der Mißlage und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzogtums aufgeräumt wurde, auch die städtischen Beschwerden einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft von Eisfeld immer neue Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leidenschaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld stolz gewesen auf seine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber

Digitized by

der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht.“ Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Coulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellte sich die Eisfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Wasunger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für den Stadtsyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Wasserglase zog auch eine in spätrer Zeit übel berufne und verhaßte, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgischer geheimer Staatsrat die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieser Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäusischen Landschaft

Digitized by Google

in seiner Geburtsstadt und seinem kleinen Heimatlande eine Rolle spielte. In seinen persönlichen Erinnerungen (Politisches Martyrtum. Leipzig, 1855) hat der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisfeld gegeben und zugleich das vollgiltigste Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater ausgestellt.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar." Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Skrupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

Digitized by Google

auch nicht ein Groschen zur Last fiel, vielmehr seine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Ersatzforderungen herausstellte. Ich übersandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Revision; das Resultat stimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieses einer Kommission von sechs Bürgern, darunter drei der erbittertsten Ankläger. Aber auch sie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Ursache des Defizits erklärte sich aus dem Umstande, daß der schwache Magistrat, um von der lieben Bürgerschaft alle Gefahr und Beschwerden möglichst abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskosten auf die Stadtkasse überwiesen hatte."

Diese Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollsten Ingrimm, der sich zunächst nicht gegen den Stadtsyndikus, sondern gegen den Regierungskommissar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit persönlicher Bedrohung des Dr. Fischer führte. Es waren wieder drastische Züge zum komischen Heldengedichte, daß der letztere sich mit einer großen Papierschere bewaffnete und solchergestalt die vor dem Eisfelder Rathaus versammelten Rebellenscharen durchbrach. Der bedrohte Kommissar eilte nach der Residenz, um dort über das Geschehene zu berichten und schärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf," lautet Hannibal Fischers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums," berichtet Otto Ludwig lakonisch.) „Ich begann mit der Festnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als diese auf Wagen geschlossen abgeführt werden sollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß sich die Bürgerschaft bewaffnet versammle und sich der Abführung der Gefangnen zu widersetzen drohe. Meine Instruktion war kurz: Wenn die Bürger schießen, so werden Sie eben Ihre Leute wieder schießen

Digitized by Google

Bruchstück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erstenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erst, als schon die Flamme die Häuserreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hause und ging sogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repositur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Aberglaubens lähmte die Löschenden, sie meinten, wo Gott ein Urteil vollziehe, sei Menschenthun vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater selbst mußte alle Beredsamkeit aufwenden und überall die erste Hand anlegen, wenn etwas gethan werden sollte. Meine Mutter sah gefaßt einen blühenden Wohlstand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voransetzend. Selbst von ehemaligen Verfolgern hörte ich später sagen, sie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erst neun Jahre zählte, ist mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine sich nur mühsam aufrecht erhaltende Mutter bei der falschen Nachricht, mein Vater sei, da er versucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einstürzenden Hauses lebendig begraben worden, lautlos umsinken sah."

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandstätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angst erhielten, und in unserm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns teilten, herrschte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos schloß ich natürlich bald Bekanntschaft, und besonders ist mir noch einer derselben lebendig im Gedächtnis. Es war ein

Digitized by Google

gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und seinen Kameraden gesungnen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines solchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreife, durch Kränklichkeit und solche Erlebnisse entstanden und gesteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunst mächtig, in den Gesichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmernisse zu lesen, und indem ich diese, ohne es merken zu lassen, mittrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreife zum großen Nachteil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit."

Dies Geständnis Otto Ludwigs tritt erst in die volle Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmernisse aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerstörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlne spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadtsyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unseligen Erlebnisse auf Ernst Ludwigs Person. Hatten schon die Gehässigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwistigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgesetzt gewesen war, höchst ungünstig auf seine feinere Organisation gewirkt, so nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft seiner Kinder, der Kummer um die durch so gewaltsame Erschütterungen gesteigerte Kränk-

lichkeit seiner Frau, der Mißmut über die Besitzverluste, die harte, angespannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das schlimme Bewußtsein, trotz seiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu besitzen, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in späterer Zeit nachrühmen: „An seiner festen männlichen Haltung sah man nichts von seinen Leiden," aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Gesundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächst gewann es den Anschein, als ob sich das Leben des Stadtsyndikus Ludwig und seiner Familie von nun an in friedlichern und freundlichern Gleisen bewegen würde. Das Ottosche Haus an der Ecke der Marktgasse erstand rasch und für Eisfelder Verhältnisse sehr stattlich aus den Brandtrümmern, und Ernst Ludwig nahm mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand sich somit wieder mit ihrem Bruder Christian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwistigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Thatkraft, die der vielgeschmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Ersatz der geraubten Depositengelder bewiesen hatte, entwaffnete zahlreiche Widersacher und verurteilte die bösen Mäuler, die sich durchaus nicht schließen konnten, wenigstens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüster. Die versöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu spät.

Ernst Ludwig ließ um diese Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte" (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerschen Schriften, 1822) erscheinen, die Zeugnisse seines ernsten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer

Digitized by Google

reinen, beinahe kindlichen Empfindung sind, so wenig sie sich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetischen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte sind mehr ein Spiegel der innern Natur, als der äußern Erlebnisse Ernst Ludwigs; unversiegbare Naturbegeisterung, tiefe Sehnsucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländischer Sinn und schlichte Frömmigkeit ringen nach poetischem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchstes Muster vorschwebt. Auch ein gewisser Sarkasmus macht sich gelegentlich geltend; der Poet spottet der schlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die christliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanspruchen, der rationalistischen Toleranz, die sich um Duldung heiser schreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verstand, der Juristen, denen die Göttin Themis längst entronnen ist, und die sich statt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei“ führen lassen, der schlechten lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Keime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen sollten.

Die Stimmungen in denen sich der Stadtsyndikus zu poetischen Versuchen gedrängt fühlte, wollten seit seinen letzten Erlebnissen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er sich krank und kränker. Seinen Dienstgeschäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß seines Gartens durfte er sich im letzten Sommer seines Lebens gönnen, aber das Bewußtsein, daß es schlimm um ihn stehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter diesen Umständen war ihm das Zusammenleben mit dem Schwager Otto tröstlich, er erblickte in diesem die natürliche Stütze für seine Frau und seine Knaben. Christian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der seine Freiheit und sein Recht, Welt und Leben auf seine Art zu genießen, sorglich wahrte und von dem seine Mitbürger

meinten, daß er den Kindern seiner Schwester sein Vermögen hinterlassen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, so hielt er es doch für eine glückliche ihn beruhigende Fügung, daß sein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geschicken seiner Schwester beschränkt werde. Es war traurig, daß der Fünfundvierzigjährige sich Todesgedanken überlassen mußte, und noch trauriger, daß sein zwölfjähriger Sohn ihm diese Gedanken vom Gesicht las. Otto Ludwig erzählt, daß er schon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die stummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls kennen gelernt habe. Er war um diese Zeit dem ersten Unterricht entwachsen, den ihm der Privatschreiber seines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Persönlichkeit, die in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte. Ambrunn hatte das Seminar besucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als solcher bekleidet, war aber dann in die Dienste des Stadtsyndikus Ludwig getreten, aus denen er später und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Registrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Eisfeld wurde. Ambrunn, sein alter Ambrosius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menschen, die ihn mit seiner Jugend und Heimat fortgesetzt verbanden, und so lange jener lebte, glaubte der Dichter selbst noch ein Stück Jugend zu besitzen. Ambrunn hatte ihn für die Eisfelder Stadtschule vorbereitet, in die er Ostern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der musikliebende Vater dem begabten Sohne schon seit Jahren Klavierunterricht bei dem alten Organisten der Stadtkirche Hopf erteilen lassen. Jetzt wurde der vorzügliche, von echtesten Musiksinn beseelte Kantor der Stadtschule, Morgenroth, nicht nur sein Lehrer im allgemeinen, sondern vor

Digitized by Google

allem auch sein Musiklehrer. In der „Kantorklasse" saßen mit Otto Ludwig zugleich die Spielgenossen Karl Schaller und Jakob Beer, die gleichfalls Morgenroths Schüler in der Musik wurden.

Otto besuchte die Schule kaum seit einem Jahre, als die schmerzlich gefürchtete Katastrophe im Hause eintrat, und Ernst Friedrich Ludwig, Ottos Vater „an den Folgen eines Brustgeschwürs" (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum angetretnen siebenundvierzigsten Lebensjahre starb. Der den Seinen so früh Entrißne wurde am 23. Januar morgens sechs Uhr in der dunkeln Frühe eines kalten Wintertages zur Gruft gesenkt; offenbar hatte sich in Eisfeld die unerfreuliche Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede sichtbare Mahnung an den Tod zu ersparen trachtete, länger als anderwärts erhalten. Ludwigs Mutter stand im tiefsten Schmerze, zu dem sich noch die nagende Sorge gesellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in seinen letzten Lebenstagen soll ihr dieser ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne seinen Lebensweg betreten zu lassen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die oben erzählten Erlebnisse ihres Mannes hatte, dieser Beschwörung wahrscheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die sie für sich und ihre Kinder (von denen der jüngere kränkliche Reinhold seinem Vater schon im April 1827 in die Gruft folgte) fassen konnte, wurden von vornherein beschränkt und beeinflußt durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältnisse. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlasses und der Abwehr unberechtigter Ansprüche beistand, die auch an diesen gemacht wurden, so währte es jahrelang, bevor sie völlig klar sehen konnten, wie geringe Reste der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie konnte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Besitz, der ihrem Gatten am teuersten gewesen

Digitized by Google

war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr selbst dies schwer fiel, so gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die sie für die Zukunft Ottos entwarf, Voraussetzung und Grundlage. Die Besorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verlust des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft gesteigert, sie glaubte dem nervösen, zarten, geistig zu regsamen, jähen Anwandlungen unerklärlichen Unwohlseins ausgesetzten Knaben kaum genug Pflege widmenzu können. Da ihm das friedliche Stillleben im Garten entschieden wohlthat, und er stets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erschien, drängte sich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traumbild von einem glücklichen Manne, der, was er auch sonst wäre oder triebe, sein eigentliches wahrstes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung finde, die Ernst Ludwig aufgerichtet hatte, und die sich jetzt mit jedem Lenz dichter begrünte.

Durch den frühen Tod des Vaters sollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Bestes, ihres Wesens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig selbst nennt sie (im Bruchstück einer leider nur begonnenen kurzen Selbstbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und geröteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte, wie vom Doktor Luther.“ Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur“ mitgeben, so weckte sie die „Lust zu fabulieren“ von frühster Zeit an in ihm. Johann Recknagel in Eisfeld, einer der Jugendgenossen Ludwigs, konnte sich noch in den sechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor

Digitized by Google

der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, seinen Spielkameraden, fast täglich aus den schönsten Jugendschriften vorgelesen und uns diese Erzählungen so ausgezeichnet schön erklärt hat, daß wir Jungen von sechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, so mächtig ergriffen wurden, daß wir alle diese Märchen und Geschichten theatralisch vorstellen wollten. Das rief natürlich die possierlichsten Auftritte hervor; und wenn auch Tische, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten, so freute sich die Frau Stadtsyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent sich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto sich über gelungne Äußerungen und Thaten dermaßen aufregen, daß er konvulsivische Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das sich leider später so sehr ausbildete.“ Einen viel tiefergehenden und viel weiter reichenden Einfluß als durch diese erste Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß sie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantasievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, schilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menschengestalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als der Knabe, nach mehr verlangend, sich in den „Kaufmann von Venedig“ und den „Julius Cäsar“ hineinzulesen begann. Lange vor seiner Konfirmation war er in jener poetischen Welt zu Hause, die er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte.

Neben den Shakespearischen Dramen lernte Otto Ludwig schon in dieser Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, die in der Bibliothek seines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundstock seiner eignen Bibliothek bildeten, kennen. Nach Schallers Bericht an Heydrich zogen ihn damals vor allem die dramatisierten Märchen

Digitized by Google

und Sagen in Tiecks „Phantasus“ an, sie entflammten seine Phantasie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenspiel noch kein Theater gesehen hatte, zum Dichten kleiner dramatischer Stücke, die freilich wunderlich genug von ihm und seiner kleinen Gesellschaft aufgeführt wurden. „Die so erweckte Neigung für theatralische Darstellung zog sich auch durch die nächsten Jahre hindurch. Improvisierte Trauer- und Lustspiele, selbst Opernbruchstücke, z. B. Szenen aus dem Freischütz, wurden mit drollig improvisierter Szenerie und Kostümierung eifrigst versucht. Daß alle nur Sopranstimmen hatten, Ludwig als Kaspar, Beer als Max, Schaller als Ännchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Kostümierung sorgte treulich die Mutter, Agathe und Ännchen sahen im Arrangement der Frau Syndikus gar schmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfsschlucht wurde so wirksam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenster auf die Straße und die dort versammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feuereifers bat. Der große starke Ladendiener des Onkels sang als Brautjungfer sein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fistel. — In Sommerszeit gab es kriegerische Schlachtbilder, Festungserstürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einst der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße seines grauen sogenannten ungarischen Frackes als zerfetzte Trophäen abends seiner Mutter zu verbergen wußte, sie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den schaurigen Fehmgerichten wurde mit entsprechendem Kostüm dargestellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauses mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie.“

Digitized by Google

Theatralische Belustigungen, die mit den Knabenspielen verschmelzen, bedeuten für Tausende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will sagen, wie weit bei einer so eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der spätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung seine früh erregte, unablässig thätige Phantasie aus diesen Spielen sog, wer überschaut die Fäden, die sich von den kindischen Versuchen, Gelesnes und Gesehnes nachzuahmen, unsichtbar zu den ersten poetischen Lebensäußerungen hinüberspannen? Wirkte doch in der frühen Lust an allem Dramatischen selbst ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherseits hatte sich in Bühnenstücken versucht, von denen Abschriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch seine Hände gingen. Daß sich der dramatische Trieb in seiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Eisfelder Stadtschule zu teil wurde, zunächst weder befördert noch beeinflußt werden konnte, wird sich jeder Leser selbst sagen.

Wesentlich anders stand es — auch schon in dieser Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunst, mit der Ausbildung in der Musik. Kantor Morgenroth hatte den Klavierstunden bei seinen begabtern Schülern theoretischen Unterricht folgen lassen, und diese in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinstrument erlernte, und erteilte ihnen schließlich auch noch Gesangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zusammen eine kleine Gesellschaft, die sich an zahlreichen Abenden in der Ludwigschen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unserm Helden nicht die erste, sondern die zweite Geige zufiel, während Karl

Schaller die erste Violine und Jakob Beer das Cello spielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Musiksinn seiner Heimat spornte den Knaben bei diesen Studien schon außerordentlich an, in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Musikleidenschaft erwachen, die durch die Lehre und das Beispiel Morgenroths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Musik ein und alles war, gesteigert wurde. So kam es, daß der talentvolle Knabe in seiner kleinen Vaterstadt für einen halben Künstler galt, ehe er noch die letzte Klasse der Stadtschule hinter sich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernste unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all sein Thun und Lassen maßgebend und bestimmend gewesen, so trat jetzt der Oheim Christian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Handelsherr, der glückliche Besitzer des stattlichsten und nahrhaftesten Kramladens von Eisfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für sein vergnügliches Dasein betrachtet. Der „dicke Herr," wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn späterhin der Neffe selbst nannte, war eine echte Originalgestalt alter Zeit. Er hatte in seiner Jugend ein Stück Welt gesehen, war ein Freund jedes heitern Genusses, ein Liebhaber und wie er meinte ein Kenner des schönen Geschlechts, ein enthusiastischer Verehrer theatralischer und musikalischer Werke, wenn sie seiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirmessen und Vogelschießen zu veranstalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag seines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Neffen, den er liebte, gern ein Dasein wie sein eignes gegönnt und setzte seiner Schwester mit dem Vorschlag, schließlich mit der ernsten Forderung zu, ihren Otto ins Geschäft gleichsam hineinwachsen

Digitized by Google

zu lassen. Die beschränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die sie mit nur zu gutem Grund von Zeit zu Zeit überschlich, daß sie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürsorge des Oheims angewiesen zurücklassen müsse, die in der Enge kleinstädtischer Gewöhnung und Anschauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders voraussichtlich dessen Erbe sein werde, verwandelten die Wünsche des Bruders in starke Versuchungen für seine arme Schwester. Doch widerstand Frau Sophia zunächst noch entschieden, ihre Einsicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigner Ehrgeiz drängte sie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringischer Lebenslust und thüringischem Kunstsinn doch auch die thüringische zähe Gewöhnung an kleine Verhältnisse, die nüchterne Sparsamkeit und rechnende Voraussicht verband, machte der Schwester den Entschluß, und als ihr Entschluß endlich gefaßt war, das Herz schwer. Vor der Hand siegten die Wünsche der Frau Syndikus, Otto sollte Ostern 1828 das Gymnasium zu Hildburghausen beziehen. Aber leider konnte sich schon von dem Tage an, wo diese Entscheidung feststand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entschlagen, ob sie das Rechte gethan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, sich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müssen, mag zur Verstärkung dieser Zweifel beigetragen haben.

Zwischen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Übersiedlung des Knaben nach Hildburghausen war eine tief in alle Lebensverhältnisse und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghausen hatte in Folge des Aussterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu

Hildburghausen abgeschloßnen Erbvertrages der ernestinischen Häuser nach hundertundsechsundvierzigjährigem Bestande aufgehört zu existieren. Die herzogliche Familie siedelte nach ihrem neuen größern Lande Sachsen-Altenburg über, das Hildburghäuser Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterstadt, das Fürstentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachsen-Meiningen zu einem der stattlichsten deutschen Kleinstaaten vergrößern und abrunden. Der heranreifende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger der „sachsen-meiningischen Nation," wie man in jenen Tagen sagte, empor; er sollte weder jetzt noch später Ursache finden, diese politische Veränderung zu beklagen.

Digitized by Google

Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Besuch des Gymnasiums nach der Nachbarstadt Hildburghausen übersiedelte, schien es sicher zu sein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog seine ungewöhnliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnasiums den fünfzehnjährigen Schüler, von dessen ungewöhnlichem Wesen und künstlerischem Naturell jedenfalls schon Kunde von Eisfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Universität zu irgend einem gedeihlichen Brotstudium beziehen werde. Die Jurisprudenz war nach den Lebenserfahrungen des verstorbnen Vaters und den Wünschen der Mutter ausgeschlossen, sonst aber lag das ganze Gebiet der Wissenschaft offen vor ihm. Es war für seinen nächsten Lebenszweck ein Übel, daß bei Ludwig die künstlerische Phantasie früh angeregt und beinahe jeder künstlerische Trieb im stillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erschwerten. Lerneifer und Bildungsverlangen waren bei ihm sicher stärker, als bei der Mehrzahl seiner Mitschüler, er aber hatte sich bereits gewöhnt, diesem Eifer auf seine eigne Weise zu genügen, und fand sich nicht leicht in die methodischen Anforderungen der

Digitized by Google

Schule. Die unsichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuser Schulzeit Otto Ludwigs besitzen, gipfeln in seinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wissenschaft nämlich) habe," und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der musikeifrige Knabe im Kreise der Mitschüler zustande zu bringen suchte. Die Proben seiner poetischen Befähigung, die er seinem Klassenlehrer, dem Schulrat Professor Witter, mitteilte, stimmten diesen für den ungewöhnlichen Schüler günstig, auch sonst fand Ludwig fördernde Teilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in seinem Naturell, seiner Gesundheit und seinen Knabengewöhnungen den Ansprüchen des Gymnasiums gegenüber lagen, um so gewisser überwunden haben, als er selbst den lebhaftesten Wunsch empfand, Folge und Regel in sein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghausen, das erst seit zwei Jahren aufgehört hatte, Residenz zu sein, darbot, den musikalisch begabten und gestimmten Schüler verlockten, mehr Zeit als er eigentlich sollte, an seine Lieblingskunst zu wenden, und es stimmte zum Grundton seines seitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisfeld zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der musikalisch-dramatischen Unterhaltungen im Kreise der Spielgenossen gestatteten. In alledem brauchte kein ernstes Hindernis für die Gymnasiastenjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria" getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnasium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlassen würde, entstammte nicht der eignen Unbeständigkeit, sondern den heimischen Verhältnissen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächsten allzubefangnen, die Zukunft in falschem Licht sehenden Sorge

Digitized by Google

und Liebe seiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe schwer bei ihren beschränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnasium zu erhalten, und da sie von Ottos ersten Lebensjahre sich gewöhnt hatte, seinen Gesundheitszustand ängstlich zu überwachen, so zitterte sie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgesetzt sein könne, die ihm selbst sicher wenig verschlagen haben würden. Wieder und wieder stellte sich der mütterlichen Bekümmernis als die beste Aussicht für eine sorgenlose und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto und die dereinstige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geistes- und Herzensbildung der Mutter überliefert ist, wird es schwer, ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu verstehen. Sie konnte sich kaum über den innern Beruf des Sohnes, der sich so früh kundgegeben hatte, täuschen. Doch auch, wenn sie angenommen hätte, daß die musikalischen wie die poetischen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugnisse eines hervorragenden Talents angesehen werden könnten, wenn sie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künstlerische Bethätigung Schmuck des Daseins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, so sprach doch jede Anlage und Geistesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktischen Beruf. Nur indem sie sich selbst über die Natur ihres Sohnes täuschte, indem sie ihr eignes Verlangen nach gewisser Zukunft und sicherm Brot ihres heißgeliebten Otto mit seinem Bedürfnis verwechselte konnte sie ihren brennenden Wunsch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu lassen, in den Vordergrund aller Überlegungen stellen. Ein wortloser Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menschen des Oheims, der Mutter und des Jünglings statt, in dem zu-

nächst der jüngste, der sechzehnjährige Otto unterlag. Christian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte sie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen stummen für ihn desto lautern Wunsch und kehrte im Jahre 1829 nach Eisfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächst zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens kostete, und nahm scheinbar ganz wohlgemut die grüne Schürze, die seine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu sein, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverstorbnen Stadtsyndikus, an deren Leben so viel Kummer und Enttäuschung nagte, um diese Zeit anfing zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beständig um sich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeschick für den geistig Regsamen, daß seine Schulstudien nach so kurzer Zeit unterbrochen worden waren. In die neue Lebenslage fand er sich schlecht. Aller gute Wille, sich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte sich vergeblich, nach dem Zeugnis seines Eisfelder Schul- und Spielkameraden Johann Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling wohl nie gesehen.“ Es war noch das mindeste, daß die aufschreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenstube oder von einer poetischen Lektüre wegrief. Ludwigs bester Trost in der neuen Lebenslage blieb die zerlesene Shakspeareübertragung, die ihn schon auf dem Hildburghäuser Gymnasium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateinischer Grammatik abgezogen hatte.

Digitized by Google

Die Erholungsstunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müsse er mit der Zeit auch den Verstand dazu verleihen, keineswegs karg bemessen. Am Klavierspiel des Neffen hatte er selbst Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Gesichtern der den Laden besuchenden Leute ein Stück Lebensgeschichte zu lesen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Physiognomiker und Psycholog über der leidenschaftlichen Teilnahme an Gesichtern, Eigentümlichkeiten und Schicksalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig seine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Eisfeld vorfand, so wurden auch die musikalischen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand sich jetzt mit Ludwig fast in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte sich zur Musik berufen, mußte aber aus Rücksicht auf seine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge fassen und natürlich in den kleinen Verhältnissen des heimatlichen Herzogtums sehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchsen in dem gemeinsamen Gefühl gleicher Sehnsucht und gleicher Entsagung immer fester zusammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zustand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuschung mehr darüber möglich, daß eine Lungenschwindsucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung suchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daseins zu erleichtern und ihr die tröstliche Hoffnung auf Genesung zu erhalten. Er duldete kein Dienstbotenungeschick und keine Gleichgiltigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleistungen und alle Dienste zur Bequemlichkeit der Mutter selbst; derselbe junge Mensch, der sich beim

Digitized by Google

Ladenverkauf so wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis seines einzigen in Eisfeld noch lebenden Jugendgenossen, Christian Ambrunn, ein merkwürdiges Geschick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zusammenleben mit dem Sohne ein Lichtstrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um deretwillen sie ihn heimgewünscht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, sie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen sein Erbteil sein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der sich die Stunden oft bleischwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zustand der Mutter ward immer hoffnungsloser, und ihr Tod am 21. Noember 1831 verwandelte den bittern Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bittern des unwiderbringlichen Verlustes und der trostlosen Vereinsamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode seiner Mutter schrieb Ludwig an Ambrunn, „schon als Kind habe er nicht um die Verstorbenen, sondern nur um die Dagebliebenen weinen können," und in diesem Sinne vergoß er heiße Thränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlösung von Sorgen, Kümmernissen und schweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Christian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schwester und schenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewissen Anteil, doch volles Verständnis für dessen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie stets nach heftigen Gemütserschütterungen fühlte sich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervosität seines Wesens hatte sich unter dem Weh und den schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate wesentlich gesteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geschäfte gewesen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohlthätige Kraft und

Digitized by Google

überläubte nicht das Bewußtsein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlassen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtnis konnte er die ungern übernommene Pflicht ansehen, denn auf den Fortbestand der bisherigen Verhältnisse waren die Hoffnungen der Mutter gebaut gewesen, und eben diese Verhältnisse im Hause Christian Ottos begannen sich nur zu rasch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbst noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtschaft geleitet und die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten. Jetzt zeigte sich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu suchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Elisabeth Heinlein eine ungebildete, zügellos leidenschaftliche Person ins Haus, die doch schlau und berechnend genug war, den alternden hypochondrischen Junggesellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein schlechter Psycholog und Herzenskündiger sein müssen, um sich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuschen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelfaden und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erschien ihm stündlich schwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichsten Weise begegnen. Es kam zu einem Zerwürfnis, und in Ludwigs Seele reifte der Entschluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulstudien wieder aufzunehmen. Inzwischen aber gab sich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieser bedrängten, leidvollen und ungewissen Lebenslage Trost und Erquickung war, der Musik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein saß er an seinem Klavier und beschrieb im ungeheizten Zimmer zahllose Notenblätter mit verfrühten Kompositionsversuchen.

Digitized by Google

Es stellte sich heraus, daß die Witwe des Stadtsyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin soviel hinterlassen hatte, daß er sich einige Jahre auf dem Gymnasium erhalten konnte. Er entschloß sich noch einmal zu beginnen, und faßte dafür nicht das Gymnasium zu Hildburghausen, sondern das Lyceum des alten Herzogsstädtchens Saalfeld ins Auge. Das Lyceum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung seines Rektors Professor Reinhard und kurz vor seiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenschule ein und versuchte in Saalfeld heimisch zu werden. Er besaß hier und in dem gleichfalls meiningischen Nachbarstädtchen Gräfenthal einige Verwandte väterlicherseits, und ohne an ihnen besondern Anhalt zu finden, fühlte er sich wenigstens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit frischem Mut neubegonnene Schulleben scheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Gesundheitszustand war schlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten sich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erspart geblieben ist. Er hatte während der Jahre, die seit seinem Abgang vom Hildburghäuser Gymnasium verflossen waren, im Schulwissen vielleicht geringe Fortschritte gemacht, aber er war geistig sehr gereift und fand es jetzt schwer, sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er versuchte sein Heil, so gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher späterer Jahre, die lateinischen Citate in seinen Briefen lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich ward, wenngleich sie zu der tiefreichenden und besondern Bildung, die der Dichter sich in der Folge aneignete, schwerlich vielmehr beitragen konnte, als — mutatis mutandis — die Lateinschule in Strat-

Digitized by Google

ford am Avon zur vielerörterten und allen starren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakespeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in späterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren scheinen nirgend erhalten zu sein kein Mitschüler vom Saalfelder Lyceum hat über gemeinsame Bestrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schicksale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Versuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig schon hinter sich hatte, schieden ihn von seinen Genossen. Seine Grundstimmung war und blieb eine düstre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an seiner Zukunft. Es mochten zum Teil körperliche Zustände sein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und schlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an sein poetisches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Mischung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß seine erste poetische Veröffentlichung nicht nur seinen eignen Namen, sondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausklingen lassen werde. In sein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetischen Versuche seines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernst Ludwig und Otto Ludwig“ eingetragen, einige der Gedichte des Vaters schüchtern verbessert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetischen Laufbahn geträumt. Diese jugendliche Zuversicht auf sein Talent kam jetzt ins Wanken. Zur Zeit vermochte er weder den dunkeln Empfindungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in seinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Gestalten, die durch seine Phantasie gingen, mit Leben zu tränken. Er selbst

schrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghausen über seine Saalfelder Erlebnisse und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu andrer Beschäftigung." Da ihn nur der Vorsatz in einer Gymnasial- und Universitätsbildung die feste Grundlage für die Entwicklung seiner dichterischen Natur, der er leben wollte, zu suchen nach Saalfeld getrieben hatte, da er jetzt an dieser Entwicklung verzagte, so erschien ihm sein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüssig. Die Monate, die er in diesen qualvollen Zuständen in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, seine letzte Hoffnung auf die musikalische Begabung zu setzen.

Man muß sich erinnern, daß um diese Zeit, 1833, die Ausbildung der Musiker von Beruf in Deutschland auf die verschiedenste Weise erfolgte, daß nicht wie heute tausend und etliche Konservatorien das Land mit methodisch-dressierten Halbtalenten und Nichttalenten überschwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachsen und Werden hervorragender Musiker wies andre charakteristische Züge auf, und so war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Musiker, Komponist oder Virtuos in ihm stecke, diesen auch in der Stille seines Heimatstädtchens reifen lassen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm seine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja schon in Gotha und Weimar bessere Lehrer und größre Hilfsmittel finden würde, aber bevor er diese in Anspruch nehmen durfte, mußte er seiner selbst gewisser sein. Wahrscheinlich wirkte bei seinen gegenwärtigen Entschlüssen auch die Sehnsucht nach seinem Garten und den Eisfelder Freunden mit. So verließ Ludwig Weihnachten 1833 das

Lyceum und Saalfeld, kehrte nach Eisfeld heim und bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Oheims Christian wieder.

Er hatte inzwischen das zwanzigste Lebensjahr erreicht und war zu einem stattlichen Jüngling gereift; seine Gestalt und sein Gesicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Eisfelder Jugendgenossen (Karl Schaller, Christian Ambrunn, Johannes Recknagel) berichten einstimmig, daß er zu dieser Zeit den Eindruck machte, völlig gesund zu sein. Eine hohe schlanke Gestalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales regelmäßig gebildetes Gesicht mit hoher Stirn, edel geformter Nase, mit lebhaften braunen Augen (die schon jetzt etwas kurzsichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteste und schönste braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit seiner Kleidung und seines Auftretens zu einer gewinnenden Erscheinung. Seine Lebenspläne und seine Lebensführung erschienen der größern Zahl seiner Mitbürger freilich dunkel und unverständlich, aber da man im kleinsten thüringischen Nest an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben seines wohlhabenden Onkels galt, so beruhigte man sich bei den zunächst gegebenen Verhältnissen und gewöhnte sich, in dem jungen Manne eine Persönlichkeit zu sehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältnisse wesentlich verändert. Während seiner Abwesenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beschenkt und war so ziemlich die Gebieterin des Hauses geworden. Onkel Christian freute sich trotz alledem der Rückkehr seines Neffen, verzichtete

Digitized by Google

auf den Anspruch, daß Otto im Kramladen seinen Lebensberuf finden solle und ließ den Musensohn seine eignen Wege einschlagen.

Ludwig dachte in autodidaktischer Weise durch Studium und durch Versuche über Wesen und Wert seines musikalischen Talents ins klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtstunden am Klavier, er spielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete sich aber zugleich sehr ernsten theoretischen Studien, bei denen ihm sein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich sein konnte. Dieser war 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Diakonus und Stadtprediger gestorben. Aber die letzten Ratschläge, die er seinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im ersten Anfang, da wir zusammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe kosten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlassnen guten Weg zu finden," so bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einsichtig die musikalischen Unterweisungen und Winke seines ehemaligen Kantors gewesen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretischen Musik," das „Handbuch beim Generalbaß und der Komposition" und die „Abhandlung von der Fuge," die zu dieser Zeit freilich schon für veraltet galten, leisteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienste, und Ludwig hoffte auf ein um so gründlicheres Studium derselben, als er für das herannahende Frühjahr 1834 den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz in seinem Garten niederzulassen und hier in Gemeinsamkeit mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungsrevisorassistent bei der Eisfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach seinem Sinne zu führen.

Digitized by Google

Schon im März des genannten Jahres richteten sich Ludwig und sein getreuer Schaller in dem schönen Gartenhause ein, wohin Ludwig seinen Flügel hatte bringen lassen, und das von den Tagen des Stadtsyndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten versehen war. Zwischen den Bäumen und Lauben des Gartens, die sich in dem gedachten Jahre rasch begrünten, zwischen den Rasenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rousseaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Taugenichts“ erinnert. Als Ludwig manches Jahr später die Bekenntnisse Rousseaus las, schrieb er in sein Tagebuch, er glaube sein eignes Leben an sich vorüber gleiten zu sehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbst von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Werkes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Ubung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesnen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserm Wohnzimmer

Digitized by Google

musizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernszenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranstimme, Sophie Fischer (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geselligen Abenden durch trefflichen Sologesang. — Mozart war als Opernkomponist unser Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, der vom guten Wege Glucks und Mozarts abirrende musikalische Geschmack, das Eindringen der neuen italienischen und französischen Musik, ihr nachteiliger Einfluß auf die deutschen Komponisten und das deutsche Publikum, die Vernachlässigung des dramatischen Elements und des Ausdruckes, überhaupt der künstlerischen Wahrheit gab unsern Unterhaltungen vielen Stoff."

Nicht nur für Schaller, der offenbar in diesem schönen und reichen Sommer das Herz seiner Sophie gewann, sondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldensten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rousseauschen Wortes: „Das wahre Glück ist nicht zu beschreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um so besser, je weniger es sich beschreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Thatsachen entspringt, sondern ein bleibender Zustand ist." Und er äußerte wohl später gegen Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben sei die glücklichste Zeit seiner Jugend gewesen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantischen Oper „Der Liederkönig," in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumerischen und wehmütigen Todessehnsucht hineinwehte, die den poetischen Musiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Wieder sitz ich an der Quelle,
Und ich lausch dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheidesang?
Leise dämmerts in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Giebt sich scheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leis und leiser
Tönt — bald schweigt der Vögel Lied —
Und ich Sänger nur, ich greiser
Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig" schloß sich demnächst der Entwurf einer komischen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica" nach E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit scheint es gewesen zu sein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetisch wie musikalisch auszuführen, und so wird es verständlich, daß jetzt wie später ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war schon zu dieser Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine starke, unablässig arbeitende Phantasie, vor der Bilder und Gestalten in voller Deutlichkeit standen, eilte seinem Gestaltungsvermögen rastlos voraus, und während er ernsthaft die Zukunft als Musiker vor Augen hatte, regte sich der poetische Antrieb beständig wieder. Lyrische Gedichte, die er teilweise zugleich in Musik setzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Musik beschäftigten ihn neben der Komposition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er seinen spezifisch musikalischen Beruf zu erweisen gedachte. Auch der Versuch, „Romeo und Julia" zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in diesen Sommer. Wahrscheinlich gehörten Bellinis „Montecchi und Capuletti," die sich eben damals in

Deutschland zu verbreiten anfingen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie später Ausflüge, meist erfrischende Fußwanderungen, unternahm, um sich lebendige theatralische Anschauungen und die Eindrücke eines vollen Orchesters zu verschaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonst vermißte der strebende und ringende Künstler während dieser glücklichen Zeit in seinem Heimatstädtchen und dessen Wald- und Bergumgebungen zunächst nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken seiner nächsten Umgebung neben den frohgeselligen Verhältnissen, die sich unter dem Zauber gemeinsamer Musikübung, frischen Musikgenusses um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er sich dieser Geselligkeit hingab, so verleugnete er doch schon jetzt nicht den ererbten, tief in seinem Blut liegenden, mit seinen besten Eigenschaften fest verknüpften Zug zur Einsamkeit. Denn tiefer als einer seiner Freunde lebte er sich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin seiner innern Beglückungen, als stille Besänftigerin seelischer Kämpfe und Wallungen, als nie versagende Gesundheitsspenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher ward. Wenn Schaller erzählt: „Jede schöne Landschaft konnte Ludwig bis zur Ekstase begeistern, besonders liebte er den lieblich gemischten Laub- und Tannenwald des sogenannten Eichholzes und die düster ernste Vorgebirgskette des Thüringerwaldes im Nordosten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernsichten in die Thüringer Thäler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir sie gemeinsam durchwanderten," so tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß sein Naturbedürfnis und Naturempfinden nicht an die Lust jugendfroher Wandertage gebunden

Digitized by Google

war: „Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den andern und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, sodaß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auch auf sie wirke und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige."

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber solcher Naturseligkeit und jeden Reiz des träumerisch einsamen wie des künstlerisch geselligen Lebens in seinem Garten um so unbefangner, als er bei seinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortschritte machte und mit schwungreicher Phantasie die Hindernisse überflog, die zwischen seinem ernsten Wollen und der Vollendung und Wirkung seiner künstlerischen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geschick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunstjünger in größern Verhältnissen vielfach vergeblich ersehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geschickteste Geburtshelfer und Pädagog seines Geistes, zugleich sein Publikum und Kritiker war," er lebte in zwanglosen, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern seines Alters, unter denen ihm J. Burkhardt, der nachmals berühmte und ausgezeichnete Glasmaler, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, ein geborner Badenser, Merlet, einige Schul- und Spielgenossen, wie die Gebrüder Johannes und August Recknagel näher standen. Der „dicke Herr" ließ zu der Zeit nicht nur den Neffen sein wunderliches Wesen treiben, sondern setzte auf dies Wesen einige frohe Hoffnungen, die ihm in seinen unerquicklichen häuslichen Zuständen wohl zu gönnen waren. Lud-

wig war während des Aufenthalts in seinem Garten und Gartenhause dem Schauspiel, das in dem Hause des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt gewesen; als er im Spätherbst des Jahres wieder in die Stadt zog und sein Winterstübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältnisse, in die sich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus seinen Künstlerträumen in eine schlimme Wirklichkeit.

Obschon es Abrede zwischen Onkel und Neffen war, daß dieser sich seiner musikalischen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienst verpflichtet sein sollte, so bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in seine ursprünglichen Anschauungen, denen Onkel Christian ausgesetzt war, daß Ludwigs kaufmännische Thätigkeit in den Jahren zwischen 1835 und 1838 gelegentlich fortgesetzt wurde. Ludwig selbst fand nichts dabei, dem Oheim und seinem Ladendiener Beistand zu leisten, wenn es notwendig erschien, er wußte schon dafür zu sorgen, daß seinen eigentlichen Beschäftigungen nicht zu viel Abbruch geschah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangnen Natürlichkeit der kleinstädtischen Verhältnisse wenig dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Kunstjünger nicht durch diese gelegentlichen Hilfsleistungen immer wieder falsche Ansprüche seiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgesetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er seinen Neffen geradewegs zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundstück dieser Art öffentlicher Meinung machte sich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Elisabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den schwachen und frauensüchtigen Hausherrn je länger um so stärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte sich wenig darum, was die ungebildete und klatschsüchtige Person über ihn dachte und sprach, aber er war ernstlich um

Digitized by Google

erschien er lediglich als Geheimrat und Gesandter des Weimarischen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und seiner Vermählung mit der geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, trat hierin ein Umschlag ein, man lebte auch in Hildburghausen in den ästhetischen Interessen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieser Interessen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghausen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Residenz und im Sommerlustschloß Seidingstadt poesiereiche Tage und bezeugte die enthusiastische Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre schönen Schwestern faßte, durch die Widmung seines eben entstehenden „Titan" („den vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron"), sah sich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich sächsischen Legationsrat befördert und verlobte sich schließlich mit der Hildburghäuserin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die rasche Wiederauflösung dieser Verlobung ward die Ursache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuser Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre später glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichterisch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Gustav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre seinen Abschied begehrte, um danach als reisender Deklamator und Vorleser „Patrik Peale" Deutschland zu durchziehen. Besser gelang es mit der Pflege der Musik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürstliche Kapelle und die persönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenstimmritze" Jean Paul in den Briefen an Otto schwärmt, und die bei größern Auf-

führungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art, wie zu den derbern althergebrachten Volksfesten der Vogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenige Stunden von Hildburghausen gelegne Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten 1681 ein selbständiger „Staat“ wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden. Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgersinn herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupteten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde,

Digitized by Google

erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen" den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst thätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von gewecktem empfänglichen Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien," so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in noch frischrer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft sich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlichstiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahn-

Digitized by Google

station her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Eisfelder gingen zum Thore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderlich betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus“ und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea,“ als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit seinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Es ist einer der mächtigen Steinkästen, denen man mehr als einmal in thüringischen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernsts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäusischen Selbständigkeit zum Witwensitz des fürstlichen Hauses, seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie noch Raum haben. —

Auch Eisfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und

Digitized by Google

dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größre Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls geschaut hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit" hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werrathal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommner Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügsamkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und sonnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der

Digitized by Google

Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof“ erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offnen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Eisfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinnigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erste Justizbeamte der Stadt Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehnen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte studiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Thatenlust und reformatorischen Dranges, die sich bethätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben

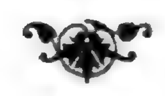
Digitized by Google

hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins" war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld besaß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Verhältnisse erscheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten" von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807." Die

Digitized by Google

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringischen Ländern Mode gewesen sein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem städtischen Rechtskonsulenten zustand, eine Wohnung, die die Geburtsstätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande seiner Vaterstadt, von dem noch zu berichten sein wird, für immer verschwinden sollte.



Digitized by

Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrissen worden, um so lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe.“ Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Tauffestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon I. seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Augereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

Digitized by Google

zuzogen. Erst im Frühling von 1814 nach dem Pariser Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und sah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernst Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Lustgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen besaß. Zwei „am Heinich", einem Hügelabhang im Osten von Eisfeld gelegene gleichwertige Grundstücke, bisher der Bürgerin Elisabeth Margarete Mönch und dem Gastwirth Konrad Lutz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut" bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkisch erstanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Besitzer des Gutes, Herr Johann Christian Hoffmann, dem Stadtsyndikus käuflich überließ, zusammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetische, Ernst Ludwig seiner Neigung für Naturgenuß genügen und seinen Schönheitssinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terrassen zur Höhe des Hügels anstieg, hatte die prächtigste Lage und gewährte von seiner obern Begrenzung Aussicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrenspitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuse und Itz hervorströmen. Zu Füßen des Gartens aber breitete sich ein farbiges Bild aus: die Oberstadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wiesengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die sich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenschein wie beim Zug beschattender Wolken wirkt diese Landschaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres malerischen Wechsels gleich gewinnend.

Digitized by Google

Auf dem Boden seines neuerworbnen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Eisfeld einen schönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Coniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obst- und Gemüsebau. Der Garten gedieh unter der sorgfältigen Pflege seines Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der städtischen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürger-

Digitized by Google

lichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Vermögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht völlig aufzuhellen. Nur so viel ist klar, daß Ernst Ludwig durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zu gute kamen, sich schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Eisfelds Widersacher erweckt hatte. Selbst an zweckmäßigen wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee," nahm man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen eine mißlichere geworden, und die Opposition, die sich angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landständische Verfassung des Ländchens mit einer neuen Verfassung nach dem Muster der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht. Es schien so natürlich, daß, wenn mit der Mißlage und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzogtums aufgeräumt wurde, auch die städtischen Beschwerden einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft von Eisfeld immer neue Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leidenschaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld stolz gewesen auf seine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber

Digitized by Google

der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht." Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Coulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellte sich die Eisfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Wasunger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für den Stadtsyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Wasserglase zog auch eine in spätrer Zeit übel berufne und verhaßte, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgischer geheimer Staatsrat die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieser Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäusischen Landschaft

in seiner Geburtsstadt und seinem kleinen Heimatlande eine Rolle spielte. In seinen persönlichen Erinnerungen (Politisches Martyrtum. Leipzig, 1855) hat der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisfeld gegeben und zugleich das vollgiltigste Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater ausgestellt.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar." Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Skrupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

Digitized by Google

auch nicht ein Groschen zur Last fiel, vielmehr seine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Ersatzforderungen herausstellte. Ich übersandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Revision; das Resultat stimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieses einer Kommission von sechs Bürgern, darunter drei der erbittertsten Ankläger. Aber auch sie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Ursache des Defizits erklärte sich aus dem Umstande, daß der schwache Magistrat, um von der lieben Bürgerschaft alle Gefahr und Beschwerden möglichst abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskosten auf die Stadtkasse überwiesen hatte."

Diese Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollsten Ingrimm, der sich zunächst nicht gegen den Stadtsyndikus, sondern gegen den Regierungskommissar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit persönlicher Bedrohung des Dr. Fischer führte. Es waren wieder drastische Züge zum komischen Heldengedichte, daß der letztere sich mit einer großen Papierschere bewaffnete und solchergestalt die vor dem Eisfelder Rathaus versammelten Rebellenscharen durchbrach. Der bedrohte Kommissar eilte nach der Residenz, um dort über das Geschehene zu berichten und schärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf," lautet Hannibal Fischers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums," berichtet Otto Ludwig lakonisch.) „Ich begann mit der Festnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als diese auf Wagen geschlossen abgeführt werden sollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß sich die Bürgerschaft bewaffnet versammle und sich der Abführung der Gefangnen zu widersetzen drohe. Meine Instruktion war kurz: Wenn die Bürger schießen, so werden Sie eben Ihre Leute wieder schießen

Digitized by Google

lassen. Mit Gelächter wurde dieser Befehl von der Pöbelmasse aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und visitierten die Patrontaschen derselben, ließen aber ziemlich verdutzt die Taschendeckel wieder sinken, denn sie fanden wirklich scharfe Patronen. Noch erinnre ich mich des sichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufprallen der Ladestöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte sich der Knäuel, die meisten machten sich rasch aus dem Staube, und die Arrestantenwagen zogen unter militärischer Eskorte ungehindert ab."

Otto Ludwig bewahrte bis in sein Mannesalter die Erinnerung an die stürmischen Tage, die für seinen Vater so leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographischen Aufzeichnung bestätigt den Fischerschen Bericht. „Eine von Hildburghausen gesendete Kommission konnte meinem unerschrocknen Vater nichts anhaben;" er empfand es noch nach vier Jahrzehnten schmerzlich, daß diesem „aus dem, was er aus Liebe zu seiner Vaterstadt gethan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er sich mühte und opferte." Von seinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädelsführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zusammenhang des Vorganges kaum verstand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch."

Die meisten der Verhafteten traf kein schlimmes Geschick; die an Schwäche streifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen persönlichen Einwirkungen, die in diesem Kleinstaate an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen so rasch zur Freiheit, daß sich Dr. Fischer noch nach Jahrzehnten darob spöttisch entrüstete. Aber schon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden

Digitized by Google

Kompositionen der Goethischen Balladen „Die wandelnde Glocke“ und „Der Totentanz“ einsandte, war der willige Verleger immer noch vorsichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningische Hofkapellmeister Eduard Grund galt, ein Urteil einzuholen. Und obschon Grund ein entschiedner Bewundrer der Melodik und des bel canto der neuitalienischen Oper gewesen zu sein scheint, so war er doch einsichtig und unparteiisch genug, Ludwigs dem Charakteristischen zustrebende, etwa an die Kompositionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Kesselringschen Handlung zu erklären: „Die Kompositionen des Herrn Ludwig haben mein Interesse für den Komponisten sehr in Anspruch genommen. Sie lassen zwar in melodischer Hinsicht etwas zu wünschen übrig, denn die Erfindung der Melodie ist nicht reich genug, jedoch verraten sie ein unverkennbar großes Talent.“ Dies Urteil und die Teilnahme Grunds ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch seine „Köhlerin“ an den Meininger Hofkapellmeister einzusenden. Schon nach wenigen Tagen empfing er einen Brief, der nach seinem eignen Wort auf ihn wirkte, „wie auf den Wandrer in der Wüste das Auffinden einer Oase.“ Grund schrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Komposition bis jetzt flüchtig gesehen habe, hat mich schon überzeugt, daß Sie viel Kompositionstalent haben, es wäre schade, wenn es nicht die möglichste Ausbildung erhielte. Eisfeld, wo Sie nichts hören, ist kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch insoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß Sie sobald als möglich selbst nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieses ist die „Somnambula“ von Bellini zum

Digitized by Google

erstenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen besprechen, was weiter zu thun ist."

So wenig verlockend Ludwig die Aussicht auf die „Somnambula" dünken mochte, und so scharf er den Gegensatz zwischen seinen eignen und den Kunstanschauungen des wackern Meininger Kapellmeisters selbst in diesem Augenblicke empfand, so löste sich doch sein ganzes Wesen in Dank und Hoffnung. „Du weißt," schrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotschaft meldete und eine Zusammenkunft in Meiningen vorschlug, „daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Rostfleck an demselben war, und diese Anerkennung scheint um so weniger parteilich, da sie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört." Er entschloß sich rasch, dem Rufe Grunds zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Residenzstadt eingetroffen sein, am 18. bereits empfing ihn sein Landesherr, dem der Hofkapellmeister inzwischen weitern Bericht erstattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, der seit 1803 unter mütterlicher Obervormundschaft, seit Dezember 1821 selbständig sein 1826 wesentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutschen Kleinfürsten seiner Tage eine der hervorragendsten und ausgezeichnetsten Gestalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Unterthanen, die seiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen seines Herzogtums, bei hellem Blick, festem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich der Herzog auch bestrebt, jeden alten Ruhm des ernestinischen Hauses zu wahren. Nicht in so ausgeprägter und hervorragender Weise kunstsinnig wie sein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürstliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean

Digitized by Google

Pauls, der Gönner Ernst Wagners, oder wie sein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunstschöpfungen und Kunstbestrebungen gleichwohl empfänglich und setzte einen berechtigten fürstlichen Stolz darein, die Talente seines Landes zu fördern, soviel das seine beschränkten Mittel nur immer gestatteten. Daß bei solcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürst beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der zunächst allein sich Otto Ludwigs angenommen hatte, die entscheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeister wußte nichts von dem innern Schwanken des ernsten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den starken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Musik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielversprechenden Kompositionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singspielen zu begegnen und schlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbstlosigkeit, die der Meininger Hofkapellmeister bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preises wert, auch wenn der schließliche Erfolg gegen seinen Rat entschied.

Am 18. März 1839 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Residenz „Zum Hirsch"): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir seinen allerdurchlauchtigsten Willen kundgethan, mich in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy meine musikalischen Studien vollenden zu lassen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind seid, so kommt Mittwoch zur Norma." Schon zwei Tage später konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Köhlerin" zur

Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwischen entschieden worden sei, er „solle im September nach Leipzig, sintemalen Mendelssohn im Sommer gewöhnlich auf Reisen ist.“ Im gleichen Briefe meldete er sich zum Besuch im meiningischen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Wasungen an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glückgefühl, das ihn durchströmte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der so manche innre Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künstler jetzt in Wasungen und in Schallers bescheidner Häuslichkeit aufgingen. Der dicke Herr und die alten Getreuen — Burkhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigste Landesherr an Ottos Talent persönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, rasch verbreitet. Die Ludwig wohlgesinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Kopfschüttler und Unheilsverkünder nahmen die Miene an, als ob sie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfesten, die sich zugleich die Weisesten deuchten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erst abwarten müßte, ob die Stelle, die der Musiker dermaleinst vielleicht erhalten würde, den Ottoschen Kramladen aufwöge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit sechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Resultat, das Otto Ludwig von der Meininger Fahrt heimbrachte: die Zusicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem seitherigen hilflosen Aufsichgestelltsein, der quälenden Unsicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künstler-

Digitized by Google

seele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilsamem Zwange den Entschluß auf, nun endlich Eisfeld und die altgewohnten Zustände zu verlassen.

Auch jetzt lösten sich Licht und Schatten in seinen Erlebnissen in gewohnter Weise ab. An derselben Stelle seines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Wasungen gewesen sei, findet sich im April 1839 der Ausruf: „Es giebt Schmerzen, die zu groß sind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß sich einer seiner Jugendfreunde, ein junger Maler mit seiner Geliebten in München erschossen habe, erschütterte ihn aufs tiefste. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als sich sein Schulkamerad der Apothekerlehrling Alexander Berbert, der Sohn des Archidiakonus von Eisfeld aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen seinen Stand und weil ihm die Mittel für ein Universitätsstudium fehlten, durch Blausäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte sein Recht und Eisfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer sei. Die Freunde und Mitbürger suchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weise an den Tag zu legen. Am zweiten Osterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ statt, an dem Ludwig teilnahm; das mit Dilettanten verstärkte Orchester führte „einen Schottischen“ aus seiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthusiasmus erregte, wie er noch keinen gesehen.“ Der Tanz wurde fünfmal gespielt, „nach jedem male lärmender Applaus, Da capo-Rufe. Dieselben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles tanzte — es war kein Frauenzimmer mehr übrig“.

Die Folge dieses Ballenthusiasmus war, daß sich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur

Digitized by Google

„Lorelei“ beschäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im August die Fuge Cum tuis sanctis zum Agnus Dei schrieb, und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponist hegte die Absicht, Gedanken über seine Auffassung eines Requiem niederzuschreiben und der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorschweben, sich dem künftigen Meister nach verschiednen Seiten seines musikalischen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September schrieb er an Mendelssohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erschienen die Goethischen Balladen „für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voit zum Zeichen innigster Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghausen und Meiningen, im Kesselringschen Musikverlag), die erste künstlerische Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden ist. Anfang Oktober verteilte und versandte er die ihm von diesem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abschiedsgruß.

Weder Ludwig noch seine Gönner konnten ahnen, daß der Musiker, der sich rüstete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertsten musikalischen Meisters jener Tage zu werden, schon am Ziele des Weges stand, den er — mit mancherlei Absprüngen, doch im ganzen beharrlich — seither verfolgt hatte und nun erst recht zu beschreiten vermeinte. Seine Thätigkeit als Komponist sollte mit den Opern und Singspielen „Die Köhlerin“ und „Die Geschwister,“ mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompositionen der Eisfelder Zeit abgeschlossen sein und keine wesentliche Folge für sein Leben haben. Die Beurteiler, die diesen Jugendschöpfungen und Versuchen Talent

Digitized by Google

zusprachen, hatten recht, und doch war es nicht unsers Autodidakten eigenstes, tiefstes und entwicklungsfähigstes Talent, das in diesen Kompositionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und sicherm Gefühl für das Selbständige, originell Schöpferische in aller Kunst die musikalischen Arbeiten und die lyrischen Gedichte, die größern poetischen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, der würde zwischen den vielen unreifen, mannigfachen poetischen Vorläufern nachklingenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerspiels der Liebe" und des „Trauerspiels der Treue" einzelnen dem tiefsten Innern eines sehnsuchtsvollen und leidenschaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und fesselnden Zügen einer starken, von keinem Vorbild abhängigen Phantasie begegnet sein. Nichts diesen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeschloßneren und fertigern Kompositionen. Im Streben nach schlichter Volkstümlichkeit lehnten sich die Opernkompositionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung" und „Zauberflöte," teils und noch viel bestimmter an Joseph Weigls „Schweizerfamilie" und verwandte Werke an. Auf sie trifft zu, was Julius Rietz an Heydrich über diese Jugendschöpfungen schrieb: „Vergleicht man sie mit den Werken gleichzeitiger Musiker, so ergiebt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeschieden, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann." (Nachlaßschriften. Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtschaft mit den Gesängen Reichardts, Zumstegs, allenfalls C. M. von Webers

Digitized by Google

und Karl Löwes in beider jüngern Jahren als mit denen Franz Schuberts. Ein gewisser Zug zum Charakteristischen, Dramatischen, der namentlich in den mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erlkönig" und Schillers „Taucher" komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche" durchdringt, die außerordentliche Frische innerhalb der knappen, fast kargen Begrenzung der Melodik, verleihen diesen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft, und zweifellos hätten auch hier Keime einer höchst erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderstehlichen und nie rastenden Liebe zur Musik treu geblieben wäre, die selbständigen und ureigentümlichen Leistungen so oft voraufgeht.

Es blieb ihm zunächst verborgen, daß seinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus seiner eignen Seele und seinem eignen Blute herausdrohe. Die erste war ein Ergebnis der geschilderten Jahre. Die poetischen und musikalischen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirksam gewesen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetischen so übermächtig werden könnten, daß sie die musikalischen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Bescheiden, wie er über seine Selbsterziehung und seine autodidaktische Bildung dachte, war er sich nicht bewußt geworden, daß ihm sein ungeregeltes, aber unablässiges und in die Tiefe strebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanschauung gegeben hatte, als sie junge Musikstudenten der Regel nach mitbrachten, daß eine Eigenart und Selbständigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zusammenstoß mit einer veränderten äußern Welt und den Ansprüchen andrer inne werden sollte.

Die andre Gefahr lag in seinen körperlichen Zuständen. Seit der Heimkehr von Saalfeld hatte er mehr als einmal mit der aus der Kindheit überkommnen,

Digitized by Google

in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verschwindenden nervösen Reizbarkeit zu kämpfen gehabt. Selbst aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz seines anscheinend gesunden Zustandes befiel ihn während unsers Zusammenlebens im Garten öfters Unwohlsein, das mich um ihn besorgt machte. Gegen den Herbst hin hatte er öfters beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nachts gewisse Visionen, sodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen oder durch teppichtragende Tiroler hindurch schreiten sah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meist zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafe hinderte. Manche Nacht entstieg er seinem Bette und saß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwundrung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der frischen Luft »seine lieben blauen Berge« wiedergesehen hatte, war das Blut beruhigt.“ — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang schwer erkrankt und hatte nach seinem eignen Zeugnis (Brief an Friedrich Hofmann) den „ersten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen.“ Während der letzten Jahre in Eisfeld war er dann von eigentlichen Niederlagen verschont geblieben, wozu die Waldluft des heimischen Thales, die Stille seines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit seiner Lebensweise (er legte sich erst in später Nachtstunde nieder und stand morgens selten vor neun oder zehn Uhr auf) sicher das meiste beigetragen hatten. Er dachte jetzt wohl kaum daran, daß diese Bedingungen seines körperlichen Wohlseins in der Großstadt alle mehr oder minder unerreichbar sein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in seiner Lage würde solchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober verließ Ludwig seine

Digitized by Google

Vaterstadt, reiste zunächst nach Hildburghausen, wo ihn „Papa Buck" mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüstete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Post über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr, langte er nach sechsunddreißigstündiger Fahrt, schwer erkältet, am Ziele der ersten größern Reise an, die er im Leben unternommen hatte.

Digitized by Google

In Leipzig

Mit einem für Leib und Seele gleich empfindlichen Ruck sah sich der Einsiedler von Eisfeld aus der Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetische und musikalische Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und Musiklebens versetzt. An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er selbst, wie fest — mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidne Stadtwohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeschränkten Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gefeierten Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor seinem Landesherrn gestanden, und als er sich zur Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl, endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen. Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen veränderten Lebensweise überschlich den Thüringer, und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute

Digitized by Google

Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Lichtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, soweit er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Strome zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Er war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weithin sichtbaren Aufschwunges in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der liebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersetzenden, schöngeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und

Digitized by Google

Sonnabendmotetten zu teil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponisten auch nur ahnte, das Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias“ und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte“ entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer besessen, dem großen Bach waren bescheidnere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unablässig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemeinsinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unablässig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notenstechereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammen-

Digitized by Google

genommen vorhandne Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das litterarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhausischen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin" und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das litterarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch" und „Wunderbuch" beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsnen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen" Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt," abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteste war), wie in ihren

Digitized by Google

eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordnen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Mosen, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmlosern, aber einflußreichen Belletristen des Leipziger Parnasses: der Böhme Karl Herloßsohn, der die Zeitschrift „Der Komet," die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen," und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater," der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Moden" redigierte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Litteraten" zur Zeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Übersetzerfron oder zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern," dem „Wandelstern," mit K. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer" Litteratur ver-

Digitized by Google

suchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die litterarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gärungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher," zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielverheißend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und litterarischen Versuche zunächst näher liegen mußte als das Treiben der Litteratur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bachs Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gediehnen und gereiften

Digitized by Google

Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturm erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffne Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen, aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree." Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles erweckt, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche

Digitized by Google

Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünschten und, soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrschte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen, wie in den reichen kunstsinnigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmungslosen Hast und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtsessen mit Gesangsquartett „bei Keils“ im Löhrschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab: „mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter,“ um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

Digitized by Google

So sicher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren“ Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngrer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik“ geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler,“ soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um

Digitized

ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik" mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen," hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidnen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich gleichwohl von vornherein kühler

Digitized by Google

und kritischer, gleichsam unempfänglicher verhielt, so wirkten hierzu mannigfache Umstände zusammen. Sein Koffer mit den Singspielen und den Balladenkompositionen langte von Eisfeld erst nach Wochen an, und natürlicherweise wünschte Mendelssohn die Versuche des ihm empfohlnen Talentes kennen zu lernen. Die ersten Wochen verstrichen ungenützt für die Hauptsache, Ludwig gewann von seinem künftigen Lehrer zunächst nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelssohn-Bartholdy," schrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Wasungen, „ist ein sehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat sich in seine Physiognomie, seinen schwarzen Lockenkopf und seine schnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Musikalien, die er sehen möchte, nicht angekommen sind." Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt gesehen hatte, ja selbst der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den ersten Tagen empfing, seinen Erwartungen nicht entsprachen. Er hörte im ersten Konzert, das er besuchte, Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt" — die „Originalromanteske" ergriff ihn nicht — und danach die Spohrsche „Weihe der Töne," zu der er bemerkte: „In Hildburghausen klang sie anders, das waren Töne der Weihe!" Leicht möglich, daß die Spohrsche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenso denkbar ist es, daß der Einsiedler von Eisfeld sich zunächst durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung gerissen fühlte. Seine Schilderung des Riesensaales —, als solcher erschien ihm der alte Gewandhaussaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Brief läßt auf etwas derart schließen. Und nun geschah, was für

Digitized by Google

ihn das ungünstigste werden mußte: er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolierung zurück, zu der ihn sein seitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein »Töppchen« getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!"

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Digitized by Google

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahr später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke“ die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Danach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponieren, sondern nur zu hören, Partituren zu studieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Litteratur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teuern Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen

Digitized by Google

seien," nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentieren — der Kenntnis der dramatischen Mittel wegen." Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuche zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig glich in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohnheiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbestimmbarer und selbstbewußter schätzte, als Ludwig zu dieser Zeit war. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen den Meister wenig an. Er sah, daß in Einzelgesängen, Chören und Ensemblesätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen vorwaltete, der nach seiner Meinung vom Übel, ja eine „Geschmacklosigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte und beschäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge

Digitized by Google

Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie“ zusenden werde, sobald er sie glücklich zu stande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und nähern Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen“ (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant“ werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsne und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einsiedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edelm Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste“ fern liege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Cigarren rauchten,“ einen Augenblick an Aufgeben dieser Ge-

Digitized by Google

wohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre, in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern bereits befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltner. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der siebenundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene Gastwirtschaft geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe“ fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum,“ wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen

Digitized by Google

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten" (op. 21) dünkten ihm — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen originellen Lockenschmuck." Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule", namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne," fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens." Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ists doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!" Ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gärenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungs- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten der Opern „Die beiden Schützen" und „Zar und Zimmermann" erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschenscheu, teils weil ihn der vorwiegend theatralische Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog, als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik" im „Kaffeebaum."

So blieb der Eisfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwunges seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Waldrichs

Digitized by Google

Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehnen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestaltenschaffende Phantasie

Digitized by Google

übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer" (noch unter dem Titel „Der Liebe Verklärung"), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda" (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart," die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innre Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandne Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er

Digitized by Google

einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch, in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächsten Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriednes Stilleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzustellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufzunehmen bestimmt war. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfnen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von ältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in dieses „himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht

Digitized by Google

hätte, und es dafür zu haben wäre," mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust," er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht gesehen," kam aber von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden — mir aber gehts miserabel. Ein unverschämt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht, daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Dusel und Langerweile." Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein bescheidnes

Digitized by Google

Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Thores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt"), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas rätselvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existieren, ohne daß ich ihn kontrolliere." Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich." Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit

seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich so müde! Und soll ich immer fort und immer fort sorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied.“ „Von nun an soll meine Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu schwach!“ „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!“ Diese und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils, und zwar größtenteils, aus den ersten Berührungen mit der Leipziger Kunst- und Litteraturwelt stammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächst empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit seines Kunstdranges, seiner Anschauung, seines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein gewisses Verlangen, zu den Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ in Herloßsohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige seiner Gedichte (darunter das Auswandrerlied von 1834) erschienen, traten die litterarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik

Digitized by Google

gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verfloßnen Winters unablässig umdrängt hatten, suchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart" entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!" Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen." Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das

Digitized by Google

Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich das große „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ von Marx an und studierte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei seinen freundlichen Wirtsleuten, wenngleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, sich Anfang August sogar von ihnen bereden ließ, dem „Fischerstechen“ auf der Funkenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten, nicht

Digitized by Google

gut wohnen bleiben können, da ihm die Eisenbahnstraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu sein schien. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studieren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Eisfeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen thätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instrumentes selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!"

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaßnen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.

Digitized by Google

In Otto Ludwigs seitherigen Erlebnissen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm, längst ehe er den Zwiespalt zwischen seiner Natur, seinen individuellen musikalischen Neigungen und den ihm von Mendelssohn wie von der Gesamtentwicklung der Kunst nunmehr angesonnenen Bestrebungen klar erkannt hatte, in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegensätze zwischen dem Dasein, das er geführt und sich unabhängig von dem Eisfelder Tagestreiben geschaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Dasein der bewegten Mittelstadt sah, die für ihn ohne Zweifel eine Großstadt bedeutete, waren zu grelle und schroffe, und es hätte seiner dürftigen Vereinsamung, seiner Krankheit gar nicht bedurft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erste hätte der Abstand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwischen Wald und Wasser verborgne spärliche Reize sich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringerwaldes schon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu entleiden. Dazu gesellte sich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Christian Otto in Eisfeld, wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dies Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Nest nach Leipzig »rein macht,« so heißts: »Nun wird dir alles aufgehen« — ja in Rauch —, »nun kommst du an die Quelle alles litterarischen Thuns und Treibens« — und bist in Leipzig selbst weiter davon als je — »da wirst du Leute sehn« — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierschenke in der Nähe gekommen, von deren Gästen ich nicht begreife, wie sie die Langeweile nur eine Stunde beisammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind.“ (An Karl Schaller. Leipzig,

Digitized by Google

2. November 1839.) Die sächsische Höflichkeit und die selbstgewisse kleinliche Klugheit seiner neuen Mitbürger belustigten ihn bald, bald entrüsteten sie ihn; die Fähigkeit, sich in der einen Stunde für etwas Wesentliches, Großes, Wertvolles und in der nächsten für das Nichtigste und Kleinste gleichmäßig zu enthusiasmieren, setzte ihn in unbehagliches Erstaunen. Mit dem Scharfsinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereignissen aufgebauscht wurden und in der Selbstbespieglung der Pleißathener eine ganz andre Gestalt erhielten, als sie in schlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienschein, mit dem die Presse, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommnisse umgab. Im Sommer 1840 war Ludwig, soviel es sein damaliger Gesundheitszustand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfestes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst. „Das so ausposaunte Buchdruckerfest ist, näher mit angesehen, eine gelinde Kinderei gewesen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörst, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen an den Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfest feiern, ists, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um sich zu freuen. Es sind lauter uralte Leute." (An Karl Schaller. Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Festplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauspieler waren, von Unzähligen umstanden („die sich höher dünkten und deshalb nur Zuschauer, ja nicht Mitteilnehmer sein zu dürfen glauben"), räumlich beengt und bewitzelt wurden, bis ihnen aller Spaß verging (Tagebuch; 27. Juni 1840). Der Mangel an Frische und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind und ungerecht gegen Erscheinungen die nur in etwas

Digitized by Google

von dem abwichen, was er seit vielen Jahren mit Wohlgefallen geschaut hatte. „Ein hübsches, namentlich Frauengesicht ist so selten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe," meldete er an Schaller, und ihm wie dem dicken Herrn berichtete er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächtlich aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre sind zum Teil sehr hübsch. Die Weiber in Eisfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium." Und die Nutzanwendung lautete: „In der großen Welt ist auch kein Familienglück denkbar; das meiste schon angesteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamlosigkeit des jungen Deutschlands, der Unnatur der französischen Romantik. Du bist ein Glückskind. Ich weiß es, eine solche Frau, wie du hast und ich sie haben möchte, wächst auch in Eisfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher als in der größern Welt." (An Karl Schaller. Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß seine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenso des Passivums von amo fähig wäre als des Aktivum. Indessen — was thät ich damit? Das ist für andre Leute." Tagebuch; 24. Juni 1840), so war sein Sinn für lebendige Frische und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas" in den Gesichtern beleidigt, den „geistigen Nachlaß in den schlaff hängenden Gesichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzlosen Augen" meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte sie mit andern Eindrücken seines Leipziger Lebens, die ihm schier ebenso unheimlich erschienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte schon an der Stelle, die ihm die nächstliegende sein sollte, in Mendelssohns Hause eine siegreiche Widerlegung erfahren können. Cecile Mendelssohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, sondern eine Frankfurterin

Digitized by Google

war, gehörte zu den schönsten und liebreizendsten Frauen ihrer Tage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreise, in dem wirkliche Anmut und Lebensfrische, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, so gut wie gar nicht in Berührung. Und sein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungesunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geschärft, in dem man sich gehen ließ, ohne darum anspruchslos zu sein; sein Ohr konnte sich an die Hast und die verwaschne Schlaffheit des Leipziger Dialekts schlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht so tief berührt und verstimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunstleben in besserm Lichte erschienen wäre. Was er im ersten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geschrieben hatte: „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Rosen- und ein Folterbett" — das war seine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den ersten Winter in Leipzig hinter sich hatte. An Onkel Christian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Eisfeld und Hildburghausen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Musik und Poesie der letzten Jahre. Wer mit den Grundsätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geschehen, dem geht es wie einem Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert sich über die Leute, die Leute sich über ihn. Ich muß mein bißchen Ästhetik rein auf den Kopf stellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehn, entsteht nicht, weil das Alte mir besser gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, sondern weil ich mich

nicht dazu bringen kann, das Bessere um das Neuere zu tauschen. Den neuern, ultraromantischen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Musik, und den, aus dem man sie, um sie sich zu vermitteln, ansehen muß, zu finden, ist so lange vergebens, als man sich nicht begreiflich machen kann, daß sie aus sich selbst heraus in eine Sphäre getreten ist, die ihr nur ein künstliches Dasein erlaubt, daß sie in einem gemieteten Hause lebt, nämlich aus einer Kunst für das Gemüt eine des Verstandes geworden ist. Mir ist namentlich im Anfang beim Anhören von Musiken der neuen und neusten Schule immer die an Grauen streifende Scheu gegenwärtig gewesen, die mich als Kind in der Nähe eines versteckten mechanischen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch vor aller Grauluft, diesem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu thun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück. Dieses Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieser Klageton, wie aus der Brust eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Musik solle heilen, nicht zerreißen, solle versöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch versichern, daß diese Art Musik mich manchmal zu zerstören drohte. Ich sehe, eine Kassandra in Troddelsocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbne, unverdrehte Seelen wohnen."

Bei alledem verrieten dieselben Briefe, in denen

der Kunstjünger seinem Widerstreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entschiednem Verständnis in Mendelssohn und Hector Berlioz die Führer zweier musikalischen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zusprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß die Musik des letztern „die politische Rebellion von 1789, die jetzt in der Musik nachrebelliert, Metzelei, Verhöhnung des Heiligsten, das sich in die innersten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen" sei, er empfand aufs schmerzlichste den Unterschied zwischen der Musik, die er liebte, und der, die ihm geradezu physische Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydnschen, Mozartschen, Beethovenschen Werke, dienten in der Zusammenstellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knospen der Seele nur deshalb herauslockten, daß sie der Frost vernichte," aber er empfand eine geheime Gewalt in diesen musikalischen Bestrebungen, der er sich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in sich die Macht und Kraft nicht fühlte, sie schaffend zu überwinden, zu besiegen. Ganz abgesehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnsucht nach einer Kirchenmusik ungeachtet nicht versteigen") und Konzertsäle auf seinen körperlichen Zustand („mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, sodaß ich beim Schlusse allemal froh war und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen. — Ich versuchte es später mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch diese lassen"), ging in seinem Geiste nicht sowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigensten Natur seines Talents unter schweren Kämpfen vor sich. Wir

sahen, daß er schon in den ersten Monaten seines Leipziger Lebens die musikalischen wie die gesellschaftlichen Eindrücke, die seiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Versenken in seine poetischen Pläne zu vergessen trachtete. Und so oft er einen neuen Anlauf zu musikalischer Arbeit nahm, regte sich gleichzeitig die Lust, eine größere dramatische oder epische Schöpfung nicht bloß zu planen, sondern auch auszuführen. Mit der Litteratur des Tages, mit der jungdeutschen Tendenzpoesie und Tendenzkritik war er noch weniger einverstanden als mit der neuromantischen Musik. — „Im allgemeinen," schrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller, „hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlaßne Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren! Thue dir selbst genug, dies ist das wahre innre Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringts nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge

Digitized by Google

Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Er empfand einen noch schärfern Gegensatz zu dieser Litteratur und Litteraturauffassung, als zu Mendelssohn, R. Schumann oder selbst Berlioz. Aber der Unterschied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden litterarischen Richtung mit bewußter Gegnerschaft und der Zuversicht Auge in Auge trat, ihr gewachsen zu sein, das Beßre, Gesündere und Lebensfähigere in sich zu tragen, daß sein Blick und Instinkt für die Unter- und Gegenströmungen, die der Herrschaft des „jungen Deutschlands" ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig scharf war. Und wenn er als Musiker ausrief: „Seit Beethoven ist die Musik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgerissenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauche steckt die schöne, furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge," so erkannte er auf poetischem Gebiete schon jetzt, „Philosophie setzt Grenzsteine, Poesie schafft sie hinweg," so setzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in seine alten Rechte einzusetzen," so wußte er mitten in all seiner Unfertigkeit, „den echten Dichter schafft die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung," und empfand in guten Stunden, daß er diese Ganzheit und Fülle in sich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entscheidung über den demnächst einzuschlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenschaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Vom ersten bis zum letzten Tage dieses ersten Leipziger Aufenthaltes durchzog eine leidvolle Sehnsucht nach den in der Heimat zurückgelaßnen wirklichen und vermeinten Gütern, das brennendste Verlangen nach seinen alten Bekanntschaften und Beziehungen die Briefe und Tagebuchblätter Lud-

Digitized by Google

wigs. Was er während der Krankheit im Mai 1840 als sein herrschendes Gefühl erkannte: „Nur nicht in der Fremde sterben! Werd ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen darin ist mir wie ein Bruder. Ich habe mich so hineingelebt, daß er ein Teil von mir ist. Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben, und was sonst mein Gemüt betroffen, alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern. O Garten, Garten! unter den ärmlichsten Bedingungen ein Einsiedler in dir!" — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unablässig wieder, heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn," den Onkel, den er so gern in bessern Händen gewußt hätte, morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich sein Leben in Eisfeld gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieses Daseins in der Fremde gewesen sei, einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sein werde, und wieder als Furcht, daß er einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend sich um das schlichte volle Leben bringen werde, dessen mit liebevollem Vergeßen so vieler Erfahrungen er in Eisfeld gewiß zu sein glaubt. In diesen Stimmungen tauchen dann in seinen Briefen die sehnsüchtigen Wünsche auf, „ein eingeschränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeister zu werden, womöglich in Eisfeld selbst. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Gesundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Steckenpferd im stillen für mich zu reiten, Morgenroths Zeit fällt mir ein; was ist nicht in seinem Geiste (ungefähr!) zu leisten." (An Karl Schaller, Leipzig, Juli 1840.) Da malte er sich in seinem Tagebuche ein völliges Idyll aus:

Digitized by Google

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde gesund! Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. Besiegt zu resignieren ist eine Schande, aber als Sieger resignieren, freiwillig herabsteigen. — Sodaß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geist dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in dessen Unterricht ich auslernte. Was braucht ich mehr! Ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, sehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Eisfeld möcht ich sein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine schlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und ist nicht zu besiegen. Tabak noch mein einziges Pläsir. Klavier kann ich nicht spielen, da meine Hände nicht gescheit werden, wie bei uns zu Hause es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Eisfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftstellerei wäre schon so viel zu verdienen, daß man sich einer sorgenlosen Existenz erfreuen könnte.“ Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pause Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Haus! Wie ich des dicken Herrn Hand auf der Adresse sah! Die Freude hat mich ganz aus der Façon gebracht! — Des dicken Herrn Brief ganz das Abbild einer seiner schönen Stunden!“

So bedurfte es für den sehnsüchtig heimwärts blickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältnisse tragenden nur

Digitized by Google

noch eines äußern Anstoßes, um sich zu erinnern, daß ihm Mendelssohn in der ersten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, so reifen und selbständigen Schüler beginnen solle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anstoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetische Gewißheit eines Rückfalls in seine schwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verspüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert die letzte Aufzeichnung in Otto Ludwigs Leipziger Tagebuche, sie bezog sich ausschließlich auf seine Reisevorbereitungen. Die Briefe aus Meiningen, die er noch erwartete, müssen in den nächsten Tagen angelangt sein, im Herbstnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, so schnell, als die gewöhnliche Post jener Tage eben zu eilen vermochte.

Digitized by Google

Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Postfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorsatz, sich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmusiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulassen, kaum mehr als eine Phantasiebrücke für die beschloßne Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Wasungen schrieb, machte sich die ihn beherrschende Stimmung gewaltsam Luft: „Leb Er einstweilen wohl, grüße mir seine gute Frau und seinen Herrn Jungen zum allerschönsten; sei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunstwelt sein gemütliches Leben führen kann!“ Verschiedne Umstände hatten zusammengewirkt, diese Stimmung in ihm zu erzeugen und sie zuletzt übermächtig werden zu lassen. Dem Zwiespalt, in dem er sich mit den Leipziger musikalischen Verhältnissen, mit dem in der Musik herrschenden Geiste fühlte, hatte sich der stärkste Zweifel an seinem musikalischen Beruf überhaupt gesellt. Ununterbrochner als jemals zuvor hatte sich die Lust am poetischen Schaffen, der Drang nach rein dichterischen Gebilden in ihm geregt; anstatt ins volle Leben der Musik zu tauchen, wozu er nach Leipzig gekommen war, hatte er sich zuletzt beinahe zwingen müssen, wenigstens „ein halber Musikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder

Digitized by Google

Wolke, die über den Himmel seiner musikalischen Anschauungen und Bestrebungen zog, war ein poetisches Hoffnungsgestirn aufgeblitzt. Auch die Träume vom Kantorat in Eisfeld, von einem Schulmeisterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetischen, vorzugsweise dramatischen Wirksamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Resignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunst verzichten, und „die Kunst" war ihm jetzt nicht mehr die Musik, sondern die Poesie. Als er am 29. August 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebastian Bachs „Jesus meine Freude" beglückt worden war („Thomaner singen einzig. Schöne Stimmen, besonders Diskant- und Baßsolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stücks. Komposition wunderbar"), war ihm gleichwohl und auf demselben Tagebuchblatt, dem er sein Entzücken vertraute, das Geständnis entschlüpft: „Doch genügt mir das Vage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!" und hatte bezeugt, daß die innre Krise bei ihm bereits entschieden war. „So viel ich bis jetzt aus mir klug geworden, ist es das poetische Element in der Musik, das mich zu dieser gezogen, hat und ich werde wohl nur in den musikalischen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leisten vermögen. Der plastische Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders sein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieser plastische Trieb scheint das Entschiedenste in meiner Natur zu sein. Ich sehe es, in der Poesie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangesicht zur Erquickung." Beim Einpacken seiner Habseligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige Wochen hindurch wohl zu missende geschieden hatte, waren seine Trauerspielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wieder-

holt dem unentbehrlichsten Teil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an seinem poetischen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über sich selbst zu gewinnen, so trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man sagen willen- und widerstandslos, in die kleine Vaterstadt zurück, deren Häuser und Gärten, deren Zustände und Menschen er sich in seiner Leipziger Vereinsamung und kränklichen Verkümmerung so wundersam vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Rast war Otto Ludwig auf dieser Rückreise in Wasungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erstaunen über den unerwarteten Abbruch der musikalischen Laufbahn nicht, aber sie nahmen den alten Freund mit gastlicher Herzlichkeit auf und ließen sich von ihm über Leipzig und die Kunstwelt, der er so wenig Gutes nachzusagen hatte, unterrichten. Über seine Zukunft war Ludwig schweigsam, er schien noch immer die Niederlassung in Meiningen zu beabsichtigen, legte aber kein Gewicht auf diesen Plan und bewegte sich hauptsächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hause der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht sein, „glaubte sogar sich wegen der Vatermörder und Manschetten, die er nun trug, bei Schaller entschuldigen zu müssen." Er ging von Wasungen nach Meiningen, scheint hier aber nur wenige Tage verweilt zu haben. Die erste Unterredung, die er mit Hofkapellmeister Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier schwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu studieren," so viel er wollte, aber um so mißlicher sah es mit jeder andern musikalischen Forderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm beifiel, über Partituren könnte er in Eisfeld so gut sitzen, als in der kleinen Residenz, aber auch natürlich, daß er

Digitized by Google

sich erinnerte, welche „krankhafte Musikscheu“ ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „so, daß ihm eine angestrichne Geige Angst machte“ und daß ihm die Wochen vor der Seele standen, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisfeld als ein Paradies erschienen war, aus dem er vertrieben sei.“ Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisfeld hinter sich zu lassen und so an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim schon von Leipzig her zugestrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hause.“

Otto Ludwig bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Onkels Christian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der seiner Frau und seinen Verwandten gegenüber noch hilfloser geworden erschien, als ihn der Neffe im Herbst 1839 verlassen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längre Trennung von schlimmen und drückenden Verhältnissen diese beim Wiederfinden schlimmer und drückender erscheinen läßt, selbst wenn sie die gleichen geblieben sind. Je heißer und tiefer er sich nach der Heimat gesehnt hatte, um so schwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweise fand. Was wußten die braven Bürger von Eisfeld, was wußten selbst Ludwigs nähere Bekannte von den schweren innern Kämpfen, die das Jahr des ersten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte sie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe seiner künstlerischen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Musik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt sei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und kostbaren Selbsterkenntnisse, die der Künstler gewonnen hatte? Sie sahen nur, daß er, wie sie meinten, vor der Zeit, erfolglos und aussichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium schon wieder verloren oder wenigstens aufs

Spiel gesetzt habe; sie tauschten ehrliche und unehrliche Bekümmernisse um Ludwigs Zukunft aus, sie zuckten, wenn er es nicht sah, die Achseln und suchten ihn über seine Leipziger Erlebnisse und seine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann sich eine sehr deutliche Vorstellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in diesem Herbst und Winter in Eisfeld besprochen und beurteilt wurde, seit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinstädtische Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu seinem Glück war unser Dichter der Mann, der in seiner geschloßnen, festen und schweigsamen Weise unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegensetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, sein vorausgegangnes schmerzliches Verlangen nach Eisfeld an diesem wundersamen Empfang zu messen.

Für den Augenblick sah er sich wieder Zuständen gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachsen, und die ihn nun schon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in seinen häuslichen Zerwürfnissen und gegen die Zornesausbrüche der unholden, wie es scheint halb wahnsinnigen Frau beistehen. Er hatte schon in den verfloßnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine besondre Kraft zu eigen sei, die Tobsuchtsanfälle dieser Tante zu besiegen; der feste Blick seiner klaren Augen schüchterte sie so ein, daß sie ruhig ward, davon schlich und in Ludwigs Gegenwart sich eine Zeitlang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Elisabeth Otto zum Messer griff, das ihr dann Otto Ludwig so sicher aus der Hand schlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihm im Hause des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, so treue Hingabe er dem bedrängten todsiechen

Digitized by Google

Manne widmete. Noch viele Jahre später offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Christian Ambrunn in Eisfeld, den Sohn seines alten Ambrosius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenstuhl seines Onkels saß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Gestalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann ist mirs oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantasie mir giebt. Wie mein seliger Onkel so schmerzlich am Unterleib litt, brachte ich stundenlang vor dem Einschlafen damit zu, seine Schmerzen mir zu wünschen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut sie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verstand eben nicht zur Ehre, daß ich, seit ich selbst von solchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuschung lebhaft vorstelle, es seien dies dieselben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müssen, wenn ich sie nicht auf mich gelenkt." Während Ludwig mit so treuen Gesinnungen den Onkel pflegte, litt er selbst an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach seiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder lesen noch schreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe und geschickte Hildburghäuser Dr. Ferdinand Genßler, verurteilte ihn zu einer Diät von Wassersuppe und Buttersemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über sich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zustände ein Besuch Schallers und seiner Frau, der in Wasungen verabredet und von Ludwig mit freundschaftlicher Sorgfalt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geschrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernst ist mit dem Besuch um Ostern, man wird Sorge tragen, Ihn und

Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern soll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein „ünzen" kann nach Herzenslust. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er sein berufnes schönes Favoritstücklein ohne Hindernis möge ausführen können." Am Jahresschluß 1841 aber gestand er dem Freunde seufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — seiner Frau wegen und schönen Verwandtschaft — was mir bei deiner Anwesenheit vorige Ostern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachsen war — läßt dich und Sophie schönstens grüßen."

Doch alle diese Mißstände und der Eisfelder Klatsch dazu, der um den Heimgekehrten geschäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig seine weitern Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum festen Entschluß gedieh, auf die musikalische Laufbahn zu verzichten und dafür die litterarische einzuschlagen. Freilich wies sich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in musikalischen und dichterischen Doppelbestrebungen, bei denen die Musik immer das eigentliche Ziel gewesen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entschiedensten Vorsätze zur Sammlung seiner schaffenden Triebe auf Ausübung, seiner Selbstbildung auf Erkenntnis der Poesie hatten mit eingewurzelten Gewöhnungen der Phantasie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Eisfeld zubrachte, sondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthaltes, ja wohl auch später regte sich gelegentlich die Lust am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantasieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient nach einer Aufzeichnung in dessen Tagebüchern bei der ersten persönlichen Begegnung, daß er, „seines Zeichens Musiker sei, daß ihn langjähriges Nervenleiden der Musik entzogen habe, der er sich nun wieder zuwenden wolle."

Digitized by Google

Zur Bekräftigung seiner Vorsätze und zum Beginn des neuen Lebensabschnitts entwarf Ludwig jenen Plan zu seiner „Agnes Bernauer,“ der dann im Sommer 1842 als „Der Engel von Augsburg“ vollständig ausgeführt wurde, träumte viel von einem größern humoristischen Roman „Der neue Don Quixote,“ von dem einige Entwürfe und Anfänge aus den nächsten Jahren vorhanden sind, und schrieb die Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten,“ mit der er zunächst bei seinem Landesherrn und fürstlichen Gönner, dem Herzog Bernhard Erich Freund, den Schritt von der Musik zur Litteratur zu rechtfertigen gedachte. Vom Mai bis zur Mitte Oktober wohnte er einen letzten Sommer in seinem Garten, der ihm in den dunkelsten Tagen des Leipziger Jahres so licht vor Augen gestanden hatte. Den Garten fand er unverändert, er selbst — das fühlte er — war doch ein andrer geworden, und die luftigen Vorstellungen von einem ruhmlosen aber behaglich glücklichen Leben, von einer kleinen Stelle im Heimatstädtchen, bei der man „nebenbei durch Schriftstellerei so viel verdienen könne, um sich eines sorglosen Daseins zu erfreuen,“ zerstoben vor der Wirklichkeit, die er jetzt mit schärfern Augen betrachtete, als in der Fremde. Selbst wenn eine solche Stelle mit Ludwigs Gewöhnungen, mit seinem alles an alles setzenden Verlangen, der Kunst etwas zu sein, vereinbar gewesen wäre, wer hätte dem Autodidakten, dem in keiner Weise staatlich geeichten und über die erste Jugend nun schon hinausgewachsenen Manne die Hand zur Erlangung einer solchen Stelle geboten? Und wenn er Umschau hielt im Thüringerlande, wie viele von denen, die er jetzt mit sich im gleichen Falle sah, die dem poetischen Schaffen stetiger als in flüchtigen Nebenstunden oblagen, erfreuten sich einer festen bürgerlichen Stellung, und welche von diesen Stellungen hätte er für wünschenswert halten können?

Digitized by Google

In seiner nächsten Nachbarschaft, in Hildburghausen, hatte sich seit 1828 ein gewaltiger litterarisch-industrieller Betrieb, Joseph Meyers „Bibliographisches Institut“ mit dem Wahlspruch „Bildung macht frei“ aufgethan. Eine mit Buch- und Steindruckereien, Kupferstecher-, Stahlstecher- und Holzschneideateliers, mit Kartenstecherei und Kunstverlag ausgerüstete Verlagsbuchhandlung war da vorhanden, die bei unablässigen Unternehmungen, bei der Herausgabe von Volks-, Familien-, Kabinetts- und Groschenbibliotheken der deutschen Klassiker (die sie auszugsweise in hunderttausenden von Exemplaren verbreitete), bei dem „Großen Konversationslexikon“ und dem weltberühmten „Universum“ immer neuer litterarischer Hilfskräfte bedurfte, obschon ihr fleißigster und federfertigster Schriftsteller ihr eigner Chef blieb. Joseph Meyer zog gern junge, poetisch befähigte, geistig regsame Leute an sein Institut heran, hatte für sie jederzeit Arbeit vollauf und bescheidnen aber sichern Erwerb, nur schade, daß sie bei Erfüllung ihrer Pflichten wenig Zeit und Kraft behielten, der Pflege ihres Talents zu leben. Unter den dem Bibliographischen Institut verbundnen Schriftstellern befanden sich Friedrich Hofmann aus Koburg, der mit einem Schauspiel „Die Schlacht bei Focksan“ einen dramatischen Anlauf genommen hatte, mit einem poetischen „Rundgemälde von Koburg“ auf deutsch-lyrischen Boden zurückgekehrt war, seit seinem Eintritt in die Redaktion des großen vierundfünfzigbändigen Konversationslexikons poetisch fast verstummte und nur alljährlich noch einen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ anzündete, eine lyrische Sammlung aus Beiträgen großenteils thüringischer Dichter, die regelmäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte, sowie der phantasievollere und höherstrebende Ludwig Köhler aus Meiningen, der mit Gedichten und einem Burschenschafterroman „Akademische Welt“ sich vor

Digitized by Google

allen Dingen als zeitgemäß-freisinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für die Unternehmungen des Bibliographischen Instituts gleichfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwischen aber doch historische Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Müntzer,“ „Johannes Huß und seine Zeit,“ „Jürgen Wullenweber“) verfaßte und sich schließlich selbst mit einem großen Drama „Die Ditmarsen“ versuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu sehr an künstlerischer Reife und poetischer Vertiefung, sie ragten über die Linie kecker und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren gestiftet wurde. Ältere und jüngre Talente schlossen sich zur Pflege allgemeiner und landsmannschaftlich thüringischer Poesie zusammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivsekretär und Vorstand der Kunstsammlungen Adolf Bube an, der Verfasser zahlreicher Balladen und zum Teil feiner Naturbilder, der poetische Bearbeiter der „Thüringischen Volkssagen,“ eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen, als im Beginn; ferner der volksthümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt, der Pfarrer von Neukirchen bei Eisenach; endlich und vor allen Ludwig Bechstein und Ludwig Storch, damals die gepriesensten und weithin bekanntesten Thüringer Poetennamen. Ludwig Bechstein, zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seiner Zeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Kabinettsbibliothekar seines

Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war ursprünglich eine wahrhaft dichterische Natur, und seine frühsten Gedichte, poetischen und prosaischen Erzählungen waren „aus innerer Quelle geflossen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raschen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb" (Gödeke). Bechstein hatte es an Regsamkeit so wenig als am Bestreben fehlen lassen, sich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu sichern, doch da er unablässig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung seines Anschauungskreises trachtete, so ward ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrschend. Von seinen Gedichten hatten „Gevatter Tod" und „Die Haimonskinder," von seinen Romanen die „Fahrten eines Musikanten" mit ihrem Seitenstück „Klarinette," sowie der historische Roman „Grumbach" die meiste Anerkennung gefunden, als Sagenforscher und Märchensammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutsche Märchenbuch" vor, das auch im buchhändlerischen Sinne großes Glück machen sollte, und hatte seinen spätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in diesem Jahre (1841) eine Skizze über den Minnesänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer" vorangehen lassen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorsitzender des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterarischen Dingen war er für Ludwig, der seinem fürstlichen Gönner die Ändrung seines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenso von Bedeutung wie als anerkanntester und verbindungsreichster Schriftsteller seines kleinen Vaterlandes. Phantasievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unklarer und ungezügelter als Bechstein zeigte sich

Digitized by Google

dessen Altersgenosse Ludwig Storch aus Ruhla, der in den volkstümlichen Blättern der ernestinischen Herzogtümer, bei Sänger- und Schützenfesten „die Thüringer Edeltanne“ hieß, dessen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeschichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs besaß. Die ethische Strenge und den nie rastenden Trieb und Zug unsers Dichters zur künstlerischen Vollendung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringische Heimatsgefühl, die Frühreife des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommnen praktischen Beruf und das Emporschnellen der unverwüstlichen poetischen Natur gemeinsam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb schreiben zu müssen, und hatte sein frisches Darstellungstalent in rasch aufeinanderfolgenden historischen und frei erfundnen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne seiner Erstlingswerke wie das thüringische Lebensbild „Vörwerts Häns“ mit seinen lebendigen Schilderungen thüringischer Volkslust und der historische Roman „Der Freiknecht“ (den Charlotte Birchpfeiffer alsbald als „Hinko, der Freiknecht“ dramatisiert hatte) über die Litteratur für Leihbibliotheken hinausragten, so gedieh der unglückliche Belletrist doch zu keiner in sich abgeschloßnen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur Nacheifrung, zum Gleichstreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt schon jetzt die sämtlichen poetischen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchste Anschauung von der Kunst und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an diese Aufgabe, die unbewußte Forderung seelischer Vertiefung und Ausgestaltung

jedes Bildes seiner regen Phantasie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügsamkeit leichter und mittlerer Talente gemein, selbst wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, stellte er Ansprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart seiner Versuche, die ihn davor schützten, Erfindungen und Gestalten in flüchtiger Skizzierlust rasch zu verbrauchen. Er hatte sich nicht von der Musik zur Dichtung gewendet, um sich die Lebensarbeit zu erleichtern, sondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernst wie den seither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unsre Nachrichten über Ludwigs Heimatsommer von 1841. Die Einsicht, daß er in den Verhältnissen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüts viel mehr als die äußern Umstände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln schlagen dürfe, muß gewachsen sein. Umsonst versuchte er seine Einbildungskraft auf dem nächsten Heimatboden festzuhalten. In dieser Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen sollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche frischen Quellen ihm da strömten und rauschten, wo andre kaum Rinnsale erblickten. Ludwigs Niederschrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des südlichen Charakters namentlich der Waldmädchen. Roheit. Verbildung. Der superhumane Rittergutsbesitzer. Neugier und Gastfreundlichkeit. Malergespräche über ihre Kunst. Buchhalter Lotz. Rektor. Sagen von den Veneziern. Musik. Einige Porträts; Bettine, das Gesicht, das fast kretinartig ist und sich durch Musik allemal zur wunderbaren geistigen Physiognomie bildet, die ein ungeheures innres Talent hat und kein äußres. Die Waldgrazie, ein wundersames Bild von Fülle und Kraft und Gesundheit, aber voll der süßesten Weiblichkeit, die den jungen Deutschen kuriert. In der Nähe das Schloß

Digitized by Google

des Graf Pfaffel. Verschwörung mit den Fabrikanten. Sie machen sich lächerlich. Der Lügensack mit seinen Bekanntschaften, ein himmellanger, possierlicher Kerl. Der alte Schulz, sein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erst glaubt man, er sei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommissionsrates. Er ist ein andrer u. s. w. Der Pfarrer von Steinheid. Hypothese über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch existiert. Der einsiedelnde Schuster. Böhmische Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beispiele, Pfaffel, Einsiedler. Auswandrer mit ihrem Lied, daß die armen Waldteufel nicht fort mögen. Auswandrer: die Heinleins, Robinsonaden. Buchhalter in die böhmisch-Pfaffelsche Geschichte verwickelt u. s. w." Hier blitzten nahezu alle Bilder des Thüringer Waldlebens auf, wollten alle wechselvollen und farbigen Jugendeindrücke Gestalt gewinnen, hier begegneten sich Erinnerungen mit Erlebnissen des Tages. Der Bruder von Christian Ottos Frau, ein Eisfelder Schuhmacher, der mit den ersten Auswandrern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über seine Erlebnisse im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel" aber spielten Gestalt und Geschick jenes rätselvollen Mannes und seiner Gattin oder Lebensgenossin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre später Ludwig Bechstein zum Helden seines Romans „Der Dunkelgraf" erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishausen," die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghausen gelegnen Domänengutes Eishausen, deren angeblicher Name Vavel de Versay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel" schlechtweg umgewandelt ward, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwischen dem Tode der Gräfin im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des Grafen

(1845) in aller Munde war und auf tausendfache Weise zu deuten versucht ward, hatten offenbar auch auf den Dichter, der seit seinen Knabentagen von den Unbekannten im Schlosse von Eishausen unzähligemale gehört hatte, tiefern Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in diesem Sommer vorzugsweise in seinem Gartenhause lebte und poetisch thätig war, so schloß er doch im stillen mit dem Traum ab, seine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu schicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatische Poesie mit oder vor der erzählenden seine Lebensaufgabe werden, so war er als dramatischer Dichter in Eisfeld so wenig am Platze, wie als Opernkomponist. Was er Silvester 1841 an Schaller bekannte, wird wohl schon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte, als seine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burkhart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwischen 5 und 6 Uhr verbringe." Diese Zusammenkünfte fanden in der kleinen Gaststube seines schon erwähnten Schul- und Spielgenossen, des Bierbrauers Johannes Recknagel statt, dessen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu sitzen pflegte, wird wißbegierigen Litteraturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze verweilte, die Teilnahme der Eisfelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigstens hoffnungsreicher Zuversicht. Man war im allgemeinen geneigt, mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" und „Hochmut kommt vor dem Fall" sich über die Eigenart von Ludwigs Leben und Wesen zu trösten und half so, ohne es zu beabsichtigen, dem Dichter einige der starken Fäden durchschneiden, die ihn an diesen Weltwinkel

Digitized by Google

banden. Fand Ludwig „an dieser Gesellschaft keine Freude mehr“ und suchte er sich in der Gesellschaft „der Herren Shakespeare, Goethe, Lessing, Schlegel, Tieck, Beethoven u. s. w.“ zu entschädigen, so konnte er sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß er deren Gesellschaft just nicht in Eisfeld zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Koburger Bäcker“ Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obschon er, um den Onkel nicht zu kränken, sein Schlafzimmer wie den Mittagstisch im Hause Christian Ottos beibehielt, daß die schwüle Atmosphäre dieses Hauses, über dessen Verfall und allmählichen Niedergang sich auch seine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuschen konnte, seinen Arbeitsplänen höchst ungünstig sei, und schuf sich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil seines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigsten Zimmergerätschaften und seinen Flügel in dies „Arbeitsstüblein“ schaffen und verbrachte hier regelmäßig die spätern Vormittags- wie die Abend- und die ersten, manchesmal auch die spätern Nachtstunden. Denn er hatte seine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem schon erwähnten Silvesterbrief an Schaller: „Fast zwei Jahre lang suchte ich ein ordentlicher Mensch zu werden, i. e. durch beizeiten Niederlegen und früh Aufstehen für meine Gesundheit zu sorgen und eben so lange war ich nicht imstande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr spät — 9 oder 10 Uhr aufstehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald sehen sollst, und Essen und Trinken schmeckt mir besser als je.“ Über Ludwigs Leben und Treiben in diesem Winter berichtet ein 1889 noch lebender und

Digitized by Google

geistig frischer Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenosse und in gewisser Art sein Schüler war. Der spätere Kantor, der Sohn eines Eisfelder Tuchwebers, hatte nach seiner Konfirmation zunächst Unterkunft als Schreiber im Eisfelder Landgericht gefunden, wünschte sehnlichst Lehrer zu werden, stieß aber dabei auf den Widerstand seines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufsuchte, ihm tröstlich zusprach, ihn nach Kräften zu unterstützen, auch seine Wünsche bei Kramers Vater zu befürworten verhieß, gab ihm zunächst als Kopisten Beschäftigung (die Reinschrift der Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" die in der Kabinettsbibliothek des verstorbnen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand) und nahm sich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbasses und im deutschen Stil, sprach die Balladen Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in diesem Verkehr dem in ihm vorhandnen pädagogischen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinste Erinnerung an diese Tage. Er schilderte seine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von stattlichem Wuchs, gesunder Gesichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, sein braunes mildfeuriges Auge, seine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tisch, einige gepolsterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten

Digitized by Google

mindestens auf 18° R. durchwärmt sein. Sobald er sein Arbeitszimmer betrat, zog er seine weit hinaufreichenden Troddelsocken und seinen unansehnlichen Schlafrock an. Waren dann die ersten Wölkchen seiner langen Tabakspfeife entstiegen, so schritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe stundenlang sinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er schreiben, so strich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte sich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte sich Papier zurecht und schrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenseiten voll. Oft genug freilich rückte er sich am Nachmittag den Stuhl mit den Worten an den Tisch: „Jetzt hab ichs, mein Geschreibsel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen" und strich schonungslos das Niedergeschriebne aus und das Verbesserte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er sein Abendessen, wobei er sich gern mit mir unterhielt; in der Regel besprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbaßaufgabe. Aus dem Ottoschen Hause oder der Recknagelschen Gaststube brachte er, wenn er am Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erschien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendstunden redlich mit mir teilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Englisch oder vertiefte sich in die Werke Shakespeares und Goethes. Dann konnte er stundenlang lautlos sitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und seiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entstieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtsschläfchen, um nach Mitternacht seine Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er sich auch von diesen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal schlief, belauschte er meinen Atem, bei meinem Erwachen sagte er: „Sie haben in der reinen Quinte geatmet." Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht sinnend die Richtung des Fluges,

Digitized by Google

die konzentrischen Kreise und den Tod eines Hausheimchens, worüber sofort ein Gedicht entstand. — Am Silvesterabend 1841 wünschten wir uns gegenseitig Prost Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünsche darzulegen, um diesen versöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu stimmen. Noch vor Ostern 1842 ward ich zur Aspirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghausen eingerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligst und mit den besten Segenswünschen sein Ränzel borgte. Zwischen Ostern und Pfingsten trennten wir uns — auf Nimmerwiedersehen. Ich kam nach Hildburghausen, und Otto Ludwig reiste wieder nach Leipzig."

Manche Einzelheiten des schlichten Berichtes des Kantors von Crock werden bis auf das „Bier von Recknagel" durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller bestätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwischen in Meiningen gewesen sei und dort seine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftsteller war vom Urteil über eine litterarische Leistung abhängig gemacht worden. Dies Urteil gab Ludwig Bechstein, dem sich Otto Ludwig schon früher vorgestellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend

Digitized by Google

über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich u. s. w. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will." Die Folge dieses wohlmeinenden Berichtes war die Entscheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung seines Stipendiums bis Ostern 1843 zu bewilligen sei. In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigst loszureißen. Nach allem, was noch lebende Zeugen jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter selbst später gegen die Seinigen darüber geäußert, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten seiner Mitbürger die zweite Trennung von Eisfeld wesentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geschichte seines letzten Aufenthaltes in der Vaterstadt fallen. Schaller wurde im Hochsommer 1842 nach Eisfeld zurückversetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Eisfeld bist, darauf hatte ich mich sehr gefreut, und nun ist mirs nicht recht, da ich, unter uns gesagt, mich in Eisfeld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte."

Vergleicht man dies Geständnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenschaftlichen Heimatsehnsucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, so kann man erraten, daß er um schwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmale nach Leipzig ging. Gleichwohl ahnte er schwerlich, daß er, als er sich bald nach Pfingsten 1842 zum Aufbruch rüstete, seinem geliebten Garten, dem „dicken Herrn," Eisfeld und dem heimatlichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl sagte.

Digitized by Google

Leipzig und Dresden

Im Sommer, spätestens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmale in der Pleißenstadt eingetroffen, deren äußre und geistige Erscheinung sich seit dem Herbst von 1840 nur in ganz unwesentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelssohn war seit über einem Jahre abwesend, durch königliche Berufung nach seiner Vaterstadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine seiner würdige Thätigkeit und einen bestimmten Wirkungskreis zu schaffen vermocht hatte. Die Musikfreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauses lebten in froher Voraussicht der Wiederkehr des Meisters im Herbst; Ludwig aber, der schon bei seinem ersten Aufenthalte in Leipzig diese Lebenskreise nur gestreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und stellte sich dem ehemaligen Meister im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelssohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Er hatte ein bescheidnes Quartier in einem jetzt längst verschwundnen Hause der Dresdner Straße bezogen und sich zum guten Beginn des neuen Lebensabschnittes mit allem Eifer der Ausarbeitung seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und 'nach der Angabe auf einer Handschrift dieser neuen Gestaltung des Stoffes, der schon seit Jahren vor des Dichters Phantasie stand und ihm

Digitized by Google

die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli bis September begonnen und beendigt. Da er während des letzten Aufenthalts in der Heimat fortgesetzt von Agnes Bernauer geträumt hatte, so war die Arbeit dieses Sommers eben nur die Niederschrift eines innerlich längst bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des besten Willens voll, nun schaffend und wirkend in die Litteratur einzutreten, das Trauerspiel, von dem er gute Hoffnung hegte, seinem Ende entgegenführte, gestaltete sich auch sein Leipziger Leben völlig anders als bei dem ersten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beseitigt, die Eisfelder Verhältnisse hatten zuletzt offenbar so drückend auf ihm gelastet, daß er eine gewisse Genugthuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu sein. Mit verhältnismäßig größrer Entschlossenheit und Munterkeit, als er bis vor kurzem sich selbst zugetraut hatte, versuchte er litterarische Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte seine Bekanntschaft mit Theodor Apel, besuchte den Novellisten Robert Heller, den Redakteur der „Rosen," dem er, wie es scheint, seine Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, diese in seinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder schon jetzt oder im Verlauf des nächsten Herbstes und Winters den einflußreichsten, gesellschaftlich angesehensten Schriftsteller des damaligen Leipzigs Heinrich Laube kennen, der am Schlusse des Jahres 1842 zum zweitenmale die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, und der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als beßrer Menschenkenner und Talentschätzer zeigte, als die große Mehrzahl seiner litterarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es

Digitized by Google

der angebotnen Novelle („Die Emanzipation der Dienstboten") zu gute, daß sie nicht zur Dutzendware der Belletristik gehörte. Ludwig erinnerte sich stets voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weise Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dies Entgegenkommen in der Zeit schwieriger Anfänge sehr erquicklich und ermutigend gewesen sei.

Seine eigentlichen Lebensgenossen fand Ludwig im Sommer und Herbst des Jahres 1842 in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, der sich in der der Post gegenüber gelegnen Gastwirtschaft von Waldrich fast täglich in den ersten Abendstunden zusammenfand. Der junge Schriftsteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Litteratur und der Wissenschaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporstrebenden, geistig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halblitterarischen Existenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder" wieder anschaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geistig belebter, litterarisch angeregter Gesellschaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Litteratur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer seine Menschenscheu, rückte einigen seiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkstube näher und befreundete sich wenigstens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wetzstein aus Ölsnitz im sächsischen Vogtlande. Der nachmals als Orientalist und Orientreisender wohlberufne, als preußischer Konsul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Christenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, noch heute in Berlin lebende Gelehrte saß zu dieser Zeit mit der Entzifferung und Herausgabe arabischer Manuskripte beschäftigt in seinem Stübchen in der Dresdner Straße,

sodaß er Ludwigs nächster Nachbar war. Er nahm neben den Interessen seines besondern wissenschaftlichen Gebietes den wärmsten Anteil an allem litterarischen Leben. Auch Wetzstein war scharfsichtig genug, schon nach kurzem persönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in dessen Natur und geistigen Anlagen zu erkennen, und sobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes soweit gewonnen hatte, daß dieser ihm einige Gedichte, seine neue Erzählung und die ersten Akte des eben entstehenden Bernauerdramas mitteilte, auch sofort zu empfinden, daß er hier einer ursprünglichen Kraft gegenüberstehe, die im strengsten Sinne des Wortes vielverheißend sei. Wetzsteins Überzeugung von der Begabung des zur Zeit noch erfolglosen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genossen des kleinen Kreises zurück, sie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, sondern auch den Wunsch an den Tag, die Absichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwiesen sich namentlich Dr. Wimmer, ein geistvoller Philolog, der später, nach längerm Aufenthalte in Petersburg, als Gymnasiallehrer in Dresden lebte und starb, ein Dr. Peschek aus Zittau, aus einer Familie böhmischer Exulanten stammend und von mancherlei Erinnerungen an diese historische Besonderheit erfüllt, ein Studiosus Kratze, über dessen spätere Lebensschicksale Ludwig nichts erfahren zu haben scheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunst der Handschriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wetzstein ein leidenschaftlicher Schachspieler war. Dieser engern Genossenschaft schlossen sich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Litteratur schon in engern Beziehungen standen. Da war Johannes Minckwitz, der Platenide, der um diese Zeit bereits seine Stellung als Verkünder der Platenschen Unfehl-

Digitized by Google

barkeit eingenommen, seine Verdeutschungen der griechischen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch schon mit eignen Gedichten und einem Schauspiel „Der sächsische Prinzenraub" hervorgetreten war, einer der vielen deutschen Poeten, denen ihre philologische Gelehrsamkeit die mäßige dichterische Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war August Kretzschmar aus Chemnitz, ein junger Litterat, den seine Sprachkenntnisse und sein Mißgeschick unter die Übersetzer des Philippischen Verlagskomtoirs zu Grimma geführt hatte, und der auch später mit ein paar Bühnenstücken nach französischen und englischen Erzählungen („Das Quiproquo," „Ein Tag Wahrheit," „Ein Eheteufel") und einigen Alltagsromanen umsonst versuchte, sich der Übersetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wieck, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung," ein jovialer Gesellschafter, mit dem und dessen Familie, mit Wetzstein und Portius Ludwig im Herbst 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche," auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne sich mit der flachen Gegend um Leipzig aussöhnen zu können. Alle diese und noch manche andre in Waldrichs Wirtschaft verkehrende Persönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künstler, der so lange in Abgeschiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Geistesrichtungen. Ludwig nahm diese mit der naiven Bildungslust und dem offnen Poetensinn, der seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hat, auf. In dem schon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Eisfeld wohnenden Freunde: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen, wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt. Ich wünschte,

Digitized by Google

du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung ist ganz im Geiste unsrer Heiligendreikönigsabende. Dabei giebts noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du siehst, ziemlich wohl; freilich ist ein Unterschied zwischen einer Jugendfreundschaft oder vielmehr — soll ich so sagen — zwischen einer, die schon vor der Geburt angefangen, und spätern. Man lernt auch dann noch Menschen lieben und achten, aber es sind ihre Eigenschaften, die man liebt und achtet, nicht sie selbst; diese Verhältnisse sind viel mittelbarer!"

Man spürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieses Herbstes und des Winters von 1842 auf 1843 wissen, daß er sich angelegen sein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die sich ihm darboten, zu pflegen, und daß er sich in gewissen Dingen den Anschauungen seiner neuen praktischen Freunde unterordnete. Er ließ sich die sauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern nicht verdrießen, ließ sich belehren, daß er das Manuskript seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in diesem Falle „einer abschlägigen Antwort im voraus gewärtig sein müßte," daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken lassen solle, auf welche „Litteraten" den Theaterdirektor aufmerksam machen würden, „so daß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der schlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil sich weder die betreffenden Blätter noch die Litteraten fanden. Einstweilen lebte unser Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er schon eine Reihe von schlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den ersten Fuß breit Boden in der Litteratur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er sich mit genialem Humor in dem

Digitized by Google

prächtigen „Märchen von den drei Wünschen“ über jede Enttäuschung und Demütigung, jede bittre und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit seinen Manuskripten von Haus zu Haus ging.“ Offenbar erfolgten diese vergeblichen Gänge in längern Zwischenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er schuf außer dem „Märchen von den drei Wünschen“ die Novelle „Maria,“ er begann und vollendete wenigstens in der ersten Bearbeitung das Lustspiel „Hanns Frei“ (das später in Dresden nur unwesentlich geändert, aber sorgfältig „gefeilt“ ward), er faßte von seinen ältern Plänen das „Trauerspiel der Treue“ (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernstlich wieder ins Auge. Zu seinem Glück konnte der schaffensfrohe, von den besten Hoffnungen erfüllte Dichter nicht ahnen, daß von allen eben genannten Arbeiten dieser Zeit bei seinem Leben keine einzige das Licht der Welt erblicken würde. Er sah ganz klar, daß seine Begabung und sein Wollen von dem der zeitgemäßen Tendenzpoeten jungdeutscher Schule wesentlich unterschieden waren, aber er fühlte auch, daß eben um diese Zeit, wo Immermanns letztes und reifstes Werk, der Doppelroman „Münchhausen,“ einer ganz und unbefangen poetischen Darstellung wieder Bahn brach, wo die ersten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs hervortraten, Wilibald Alexis historische Romane „Der Roland von Berlin“ und „Der falsche Wal demar“ einige Teilnahme beim Publikum fanden, ein Hauch in der Luft sei, der einen neuen Frühling lebendiger, frisch gestaltender Poesie ankündigte. Spürten doch selbst die leistungsfähigsten Jungdeutschen, daß ihr Versuch, die deutsche Litteratur in einen mit lyrischen Blumen und prosaischen Dithyramben aufgeputzten Brei politisch-philosophisch-litterarischen Raisonnements aufzulösen, gründlich gescheitert sei, und setzten alles daran, sich der früher verachteten Formen

Digitized by Google

der objektiven Erzählung und des Bühnenstückes zu bemächtigen. Warum hätte Otto Ludwig, der die allmächtige Kraft einer unerschöpflichen Phantasie und die reinste Lust des Gestaltens in sich trug an seiner litterarischen Zukunft verzweifeln sollen? Er schlug die Zurückweisung seiner Manuskripte von den verschiedensten Seiten nicht höher an, als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenlosen auferlegt sei, und wehrte sich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger litterarischen Treiben widerfuhr. Er besuchte im Herbst und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger, als bei seinem ersten Aufenthalt, und ward gelegentlich einer Aufführung von Rossinis „Othello" sogar durch seine Tischgenossen veranlaßt, als Theaterrezensent zu debütieren. Er sandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung stehende „Theater-Chronik" ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der ersten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsschaden des deutschen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journalistische Neuling wieder eine unliebsame Erfahrung, die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einschaltungen derart verunstaltet, daß der Sinn entweder entstellt oder geradezu in das Gegenteil gewendet erschien. Kurz und scharf erklärte Ludwig den über dies Auftreten eines Unberühmten höchlich erstaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordre oder öffentlich wegen Mißbrauch seines Namens gegen sie auftreten werde. „Mein Name muß mir so wert sein, als Ihnen der Ihrige." Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigstens das Gute, daß sie Ludwigs ursprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletristischen Presse befestigte und ihn den Ratschlägen, den lautern und leisern Zumutungen einzelner seiner damaligen Lebensgefährten sich durch

Digitized by Google

Beteiligung an Zeitschriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß“ zu sichern, leichter widerstehen ließ.

So schweigsam Ludwig über seine persönlichen Erlebnisse und Verhältnisse war, so sorgten die Neugier seiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und häufige Besuche von Eisfeldern und Meiningern im Waldrichschen Hause dafür, daß seine gegenwärtigen Lebensgenossen über die Unregelmäßigkeit seiner Bildung und die Beschränkung seiner äußern Mittel früher ins Klare kamen, als über die Tiefe und den Reichtum seines Talents. Während ihn Kretzschmar und Wieck durch seine Vorgeschichte zum Buchhändlerschreibsklaven für wohlvorbereitet erachteten und sich nur wunderten daß er nicht daheim im Hildburghäuser Bibliographischen Institut Anstellung und litterarische Beschäftigung gesucht hätte, konnte sich der wackre Dr. Wetzstein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autodidakten weiter wandeln müßte, riet ihm, sich an der Leipziger Universität inskribieren zu lassen, und versprach ihm, daß er unter seiner (Wetzsteins) Anleitung binnen einem Jahre imstande sein solle, ein Sanskritdrama zu übersetzen, womit dann seine Karriere gemacht sein würde. Man kann sich vorstellen, mit welchem ernsten Kopfschütteln und stillen Lächeln Ludwig alle diese wohlgemeinten Erörterungen und Vorstellungen aufnahm, aber auch, wie innerlich einsam er sich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewiesen sie alle, daß auch die besten unter seinen Bekannten von einer künstlerischen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben seiner Seele und von dem Muß einer echt schöpferischen Natur höchst unzulängliche Begriffe hatten. Er war entschlossen, auf jede Gefahr hin den betretnen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung seines Trauerspiels wichtiger und förderlicher erschien, als der Druck seiner Gedichte und Erzählungen, die Aussicht auf An-

Digitized by Google

nahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr schwand, so richteten sich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunststadt, die in seinen Eisfelder Träumen schon so früh eine Rolle gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu suchen, und sein Oheim Christian Otto, der „dicke Herr,“ griff zum letztenmal in das Lebensgeschick des Neffen ein, indem er diesen erinnerte, daß in der sächsischen Hauptstadt und recht im Mittelpunkte des Kunstlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, sich dieser Gönnerin zunächst brieflich und womöglich auch bald persönlich vorzustellen.

Diese Verwandte, eine Cousine zehnten oder zwölften Grades nach thüringischem und schwäbischem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlichromantische Episode ihrer Jugend, wo sie als Gräfin Montgomery in einer Gewissensehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, schon über ein Jahrzehnt hinter sich sah und seit 1835 zu den vorzüglichsten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Besuch beider in Eisfeld war eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künstlerin nahm er in seinem weltfernen Werrastädtchen lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerspielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand sich in einer Stimmung, in der er sich sagte, daß etwas gewagt und gethan werden müßte, auch wenn dies

Digitized by Google

Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entsprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hause Ludwig Tiecks in Dresden verkehre, und richtete also an die Schauspielerin einen Brief, in dem er sich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und mit anmutiger Wendung sich den Enthusiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie sich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 seinen Onkel Christian Otto und seine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisfeld besuchten, überrascht und verdutzt vor Ihnen stand? Und der jetzt eben wieder so blöde und verdutzt vor Ihnen steht, da er, eh man noch recht weiß, wer er ist, schon mit einer Bitte angestiegen kommt? Sie können sich seiner nicht mehr erinnern, und er selbst muß Ihnen erzählen, was besser durch einen andern geschähe, wie er sich von seinem Onkel vorsagen ließ von dem schönen Verhältnis, was zwischen Ihrer Mutter und ihm bestand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünstelten Anmut, und es sich um so öfter vorsagen ließ, als diese Erinnerungen das Einzige sind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige seiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen sieht, sieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, so wundert man sich nicht, daß es einem selbst ist, als hätte man Sie lange gekannt und es sei eine Lust, Ihnen Dank wissen zu müssen!" Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuskript („Der Engel von Augsburg") zu lesen und ihn wissen zu lassen, was die Künstlerin von dem „wilden Dinge" halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu lassen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief sich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel schuldig geworden wäre und ihm gern noch

Digitized by Google

mehr schulden möchte, bat um ein offnes Urteil, ob der große Dichter und feinsinnige Kritiker so viel Talent in seiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitern Ausbildung wert sein mag," betonte, daß er stärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu thun pflege, weil ihm dies durch das Wesen des Stoffs und das Wesen der Bühne begründet erscheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meisten darum zu thun gewesen sei, „nicht mich selbst und meine Eitelkeit in edle Gesinnungen und Sprüche gekleidet unter die spielenden Personen einzuschwärzen, in welcher Rücksicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen sein mag."

Karoline Bauer entsprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und seines Eisfelder Onkels insoweit, als sie die Handschrift des „Engels von Augsburg" in Tiecks Hände brachte. Tieck war damals schon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, seine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdner Hoftheater, dessen Dramaturg er seit 1820 gewesen war, hatte er seit Jahren kaum mehr ausgeübt. Übrigens muß die Hofschauspielerin dem Vetter und Dichter aus Eisfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig sie bei seiner Übersiedlung nach Dresden alsbald aufsuchte und der letzte Mensch gewesen wäre, der eine kühle oder auch nur rückhaltende Aufnahme seines Briefes unbeachtet gelassen hätte.

Schon um Neujahr 1843 war es bei Ludwig beschloßne Sache demnächst nach Dresden zu reisen und dort bei längerm Aufenthalt zu versuchen, ob er nicht seine Erstlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von seinen neuen wie von seinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Eisfeld enthielt Mahnungen in diesem Sinne), schien auch ihm

Digitized by Google

unerläßlich. Selbst seine alten musikalisch-dramatischen Versuche hatte er noch nicht völlig hinter sich geworfen, unter den Manuskripten, die er in seinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen“ aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin“ nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote“ und die Tragödie „Der Eckart“ (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria“ sollte noch einmal überarbeitet werden; von seinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakespeare aus. Die fertigen Manuskripte legte er in Dr. Wetzsteins Hände, da ihm der Freund versprach, die leidige Redakteur- und Verlegersuche nach Kräften fortzusetzen. Aus den Briefen Wetzsteins an Ludwig, aus der Thatsache, daß der letztre den größern Teil seiner Habseligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächst nur auf eine Reise von längerer Dauer abgesehen und die Rückkehr nach Leipzig in Aussicht genommen war. Ludwig konnte nicht voraussehen, daß er in Dresden und seinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte seines Lebens finden sollte, aber sah, als er im Frühling 1843 (spätestens im April, weil ein Brief Dr. Wetzsteins aus Leipzig vom Pfingstsonntag Abend des gedachten Jahres bereits an den seit längerer Zeit abwesenden gerichtet ist) von Leipzig nach der sächsischen Hauptstadt fuhr — zum erstenmal in seinem Leben die Eisenbahn benutzend — mit großen Erwartungen den neuen Erlebnissen entgegen. —

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die malerisch gelegne Elbestadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geistigen und geselligen Lebens eingetreten, in denen sie mit Recht als ein Mittelpunkt deutscher Kunst gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren sozialen Zuständen

nach immer noch nur eine behagliche Mittelstadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geistiger Genüsse in ihren herrlichen Kunstsammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer schon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüstet, jetzt aber, just am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und frischen Geisteshauch durchweht, begann sie neue Anziehungskraft zu üben. Die Restaurationsperiode zwischen 1815 und 1830 hatte die wunderlichsten Gegensätze und Widersprüche auf allen den Gebieten gesehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesseits der Alpen unübertroffne Gemäldesammlung die Besucher zu tausenden nach der sächsischen Residenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menschen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geistlosesten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern besetzten Kunstakademie und mit der Begünstigung lebloser und nichtiger Kleinkunst, Malerei und Plastik größern Stils schier bis zur Unglaublichkeit verkümmern lassen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den besten Dirigenten der Zeit, den unsterblichen Komponisten des „Freischütz“ und der „Euryanthe,“ an die Spitze einer deutschen Oper gestellt hatte, war man eifersüchtig und kleinlich bemüht gewesen, die reichsten Mittel, die größten Ehren für die überlebte italienische Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weise ausgezeichnet, zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt hatte, und Tiecks Lesepult von der Aristokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle seine offnen und heimlichen litterarischen Gegner, die Vertreter der Trivialpoesie, die Männer des Liederkreises und der Theodor Hellschen „Abend-Zeitung,“ die ebensowohl Feinde der Romantik als

Feinde jeder tiefen und künstlerisch edeln Auffassung der Dichtung waren, zu begünstigen, zu ermuntern, zu hegen verstanden. Die Mittelmäßigkeit, die geistige Armseligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunst und Litteratur jahrzehntelang beherrscht und in nur zu vielen Kreisen recht eigentlich als ein besondres Verdienst gegolten. Unter der Tarnkappe gemütlicher Einfachheit, anspruchsloser Unterhaltung war von der Impotenz der breiteste Raum beansprucht und im Gefolge dieser Dresdner Gemütlichkeit ein häßliches kleinliches Kabalenwesen und unversieglicher Klatsch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgestaltung der Verfassung und aller politischen Verhältnisse des Königreichs Sachsen, die Mitregentschaft eines liebenswürdigen, echt kunstsinnigen Fürsten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich August, der bedeutende Einfluß eines geistvollen und hochgebildeten Ministers wie Bernhard August von Lindenau waren dem beginnenden Umschwung zum Bessern, dem frischern Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten sehr zu gute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringische Dichter Dresden zu seinem vorläufigen Wohnsitz wählte, war der Höhepunkt des Aufschwungs so ziemlich erreicht. Ein neues frisches Kunstleben entfaltete sich unter der Mitwirkung genialer und strebsamer Künstlernaturen. Der Berufung des Großes verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernst Rietschel, war die des geistvollen und energischen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düsseldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meistern auch fehlen mochte, sie brachten gegenüber der seither in Dresden gepflegten Kunstweise Bewegung, Licht, Leben und Schönheit mit

Digitized by Google

sich. In den veränderten Zuständen war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden besaß, für den Landschaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutschen Lebens und Gemüts schöpfenden phantasievollen Zeichner Ludwig Richter, Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plastischen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernst Hähnel seine schöpferische Thätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietschels eine bedeutende und angesehene Dresdner Bildhauerschule ins Leben rufen sollte. Auch jüngre Talente begannen sich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauspielerpersonal, dem in voller Leistungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Gustav Räder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Bayer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Josef Tichatschek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigenartiger Begabung gewonnen war, berechtigten die sächsische Hauptstadt zu dem Stolz, den sie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ sich die Intendanz des Kunstinstituts angelegen sein, fortwährend neue Talente — wirkliche, nicht Scheinkräfte — heranzuziehen, im Verlauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächst in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauspielregisseur und Darsteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des litterarischen Dresdens der Restaurationsepoche war schon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Eckhause am Dresdner Altmarkt, wo er an hunderten von Empfangs- und Leseabenden tausende von Menschen bei sich gesehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige

Digitized by Google

gewesen war, der Sinn und Verständnis für poetische Originalität, für größere Gestalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute besessen hatte. Doch kam Tiecks Wegzug den untergeordneten Widersachern des Meisters und ihrer spezifischen Dresdner Poesie nicht mehr zu gute. Der Tod Karl Försters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Kinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis“ seiner besten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) seine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er spürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt seien. Seit Jahren hatte die jüngere Litteratur einen hochstrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Mosen dem Dichter des „Ritter Wahn“ und „Ahasver,“ dem Lyriker und Erzähler besessen, der mit einer Reihe von rhetorisch-tendenziösen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen suchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Hallischen, zuletzt Deutschen Jahrbücher Arnold Ruge und Ernst Theodor Echtermeyer nach Dresden übergesiedelt und hatten sich einen Kreis gebildet, dessen Anschauungen freilich bedenklich von der Philosophie und Litteratur zur Politik hinüberschaukelten und schillerten. Die Erzähler Ernst von Brunnow, Karl von Wachsmann, obschon keine schöpferischen Naturen im höchsten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromlitz, Bronikowski der alten Vespertina schon sehr bedeutend. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernst Fischer und andre schlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwischen ihren großen Reisen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie stand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanschriftstellerin, sie hatte soeben vier ihrer

Digitized by Google

Hauptwerke: „Der Rechte," Gräfin Faustina," „Ulrich" und „Sigismund Forster" veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutschland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Insolenz als das besondre Eigentum der guten Gesellschaft in Anspruch genommen. Ungesund, wie ihre Lebensanschauungen und ihre litterarischen Selbstverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßstäbe als das triviale Blaustrumpfstum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächst an alle diese Herrlichkeiten sehr geringfügige Anknüpfungen, und in seiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu suchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyrischen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannschen Institut und Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium war, seinerseits zu Julius Mosen in Beziehungen stand, hatte ihn Johannes Minckwitz ausgerüstet, von Eisfeld und Hildburghausen her waren ihm mancherlei Grüße an in Dresden verschollene Vettern und Freunde aufgetragen. Er hatte das Glück, eine seinem Sinne und seinen Gewohnheiten sehr zusagende Wohnung vor dem Falkenschlage in einem Gartenhause, in dem sich eine Wirtschaft „Zur Hoffnung" befand, zu finden, und nahm dies Wirtsschild für ein gutes Zeichen. Seine Fenster gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüber befindliche Taubstummeninstitut lag damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweise richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der ersten Zeit seines Dresdner Aufenthalts weniger schrieb und dafür die Bildergalerie fleißig besuchte, in deren Schätzen ihm in der That neue Offenbarungen aufgingen, und daß

Digitized by Google

er einen großen Teil seiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwischenräumen der Fall gewesen war.

Der erste Brief Ludwigs aus Dresden, der sich erhalten hat, zugleich der letzte, den er seinem Onkel Christian in Eisfeld schrieb, trug das Datum des 2. August 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zusammentreffen mit der berühmten Cousine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich soll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer sagen, nächstens wird sie dir ihr neustes Bild schicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen sei, daß du sie, wie du gewünscht, einmal spielen sehen könntest. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim ersten Besuch sprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichste, freute sich, daß sie nun einen Kavalier habe, der sie auf Spaziergängen u. s. w. begleiten könnte und als „Vetter" dabei nicht dem Verdacht aussetze, den sie auf alle Weise vermeidet, was bei einem großstädtischen Publikum, welches selbst nichts taugt, sehr schwer ist. Sie schickt mir, so oft sie spielt, früh ein Billet in die Loge. Da habe ich sie denn gesehen im „Fabrikanten" (von Eduard Devrient), in den „Quälgeistern" und als Maria Stuart. In komischen Rollen besitzt sie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragischen giebt sie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr sehr zu statten, die wahrhaft königlich ist, und neben der die andern Schauspielerinnen und selbst die meisten Schauspieler klägliche Figuren spielen. In den „Quälgeistern" saß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Russin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geistiger Bildung. Die war außer sich über die Bauer und sagte: „Daß sie die Männer alle gewinnt, das kann wohl

Digitized by Google

eine andre auch, aber auch die Weiber in sich verliebt machen, das kann nur die Bauer."

Eine wunderliche Ironie des Schicksals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltscheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauspielerin, die nur allzusehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Katastrophe zusammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künstlertum verscherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauses zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, also in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künstlerin jene herbe Enttäuschung durch ihre Verlobung mit dem schlesischen Landrat von Wichura, die sie dann dem polnischen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künstlerische wie die persönliche Anmut seiner entfernten Verwandten. Als sich im Laufe dieser Zeit eine Hoffnung aufthat, sein Lustspiel „Hanns Frei" gedruckt zu erhalten, schrieb er in der Sprache des Stückes eine poetische Widmung „An Fräulein Karoline Bauer":

Ein Blatt Papier ist wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt,
Und daß es was Besondres gilt.
Dein Name sei des Büchleins Schild:
Ist Anmut nicht im Buch gewesen,
Stand doch ihr Name drauf zu lesen!

Doch bei alledem empfand er, daß die liebenswürdige Schauspielerin von einer seltsamen Ruhelosigkeit erfüllt war, und ahnte wahrscheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daseins. Sie hatte sich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg" der Dresdner Intendanz

Digitized by Google

zu empfehlen; Ludwig hatte für diesen Zweck seine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgestaltet. Herr von Lüttichau aber besorgte, daß durch dies Liebestrauerspiel der „nahe verwandte königlich bayrische Hof kompromittiert werden“ und der bayrische Gesandte Anstoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabsichtigte danach „Hanns Frei“ in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil sich einige trügerische Aussichten in Leipzig zeigten; wo Dr. Wetzstein der tägliche Schachgenosse des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernste Absicht hegte, die neue dramatische Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten sich sonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerst an die persönliche Bekanntschaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in seine Gewohnheit zurück, sich wochen- und monatelang unsichtbar zu machen, so bezeugt doch ein (im Konzept erhaltner) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundschaft aufrecht zu erhalten suchte: „Beste Cousine! Sie müssen denken, ich sei durchgegangen oder gestorben, weil Sie nichts von mir hörten und sahen. Lassen Sie mir immer das unschuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — also doch wenigstens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, soll ich mich entschuldigen, wenn ich nicht besuche, oder ists nötiger, wenn ich besuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer so kleinmütig und darum leutescheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Christen, die um so frömmer sind, je weniger sie in die Kirche gehen. Wie diese ihren Gott lieber in seinen Werken verehren, so that ichs mit Ihnen im Theater und in mir selber, in dem

auch gar manches Ihr Werk ist. Weshalb ich mich schon jetzt nenne Ihren eigensten Otto Ludwig." — Ob der Dichter seiner Base nach diesem Briefe noch persönlich begegnet ist, läßt sich nicht erraten. Mit ganz Dresden ward er von der Flucht der Künstlerin im Frühjahr 1844 überrascht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, schmerzlich überrascht.

Der dicke Herr in Eisfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" und ebensowenig von dem Ausgang der mit Karoline durch ihn angeregten und beförderten Bekanntschaft Bauer. Das oben erwähnte Schreiben seines Neffen aus Dresden vom 2. August 1843 sollte für ihn die letzte Lebensfreude sein. Christian Otto hatte lange und schwer gelitten, am 11. August erlöste ihn ein sanfter Tod von allen Schmerzen seiner letzten Jahre. Am 15. August empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode seines Onkels. Dieser Verlust, den er schmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperson in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigstens frohe Todesvorstunden schaffen durfte, wird mich ewig freuen!" Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. August 1843), änderte seine äußre Lage insofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verstorbne gesichert hatte, bei seinen bescheidnen Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg sicherte. Christian Otto hatte die eine Hälfte seines kleingewordnen Vermögens seiner Frau und seinem Sohne Adolf, die andre seinem Neffen hinterlassen; am 15. August stellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Kandidat und Litterat" betitelt wurde und mit dem Pet=

schaft seines Vaters Ernst Ludwig siegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregistrator Ludwig Ambrunn zu Eisfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und so lange es etwas zu verwalten gab, den Besitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde schon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Eisfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieser und jeder andern heimischen Angelegenheit Ambrunn um so ausschließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die sich in jeweiligen „Anfällen von Rachsucht und Bosheit" an ihn wandte und durchaus sein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin seines Gartens werden wollte, in der Abneigung befestigte, die Heimat wiederzusehen. Am 3. September 1843 meldete er Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto schreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändre, nur um nicht wieder an sie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasselbe geschrieben, sonst schreibt sie mir, so oft sie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich solle ihr zu deren Ausführung helfen." Ernstlich bekümmerte ihn bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen seiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geschehen lassen, daß dieser mit der Witwe Elisabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verschollen ist.

Inzwischen lebte sich Ludwig in Dresden während des schönen Herbstes von 1843 um so mehr und um so besser ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künstlern und durch diese und seine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Minckwitz mit einigen schlichtbürgerlichen, aber kunstsinnigen und für alle geistigen Bestrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen war

Digitized by Google

es namentlich der Kupferstecher Langer und der Landschaftsmaler Ernst Ferdinand Öhme, denen Ludwig näher trat. Öhme, der aufs innigste mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntschaft unsers Dichters auch mit diesem, und der Künstler fand großes Wohlgefallen an der Persönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handschrift mitgeteilt wurden, an dem Lustspiel „Hanns Frei“, der Novelle „Maria“ und dem „Märchen von den drei Wünschen.“ Zu den Familien, in deren Kreise sich Ludwig wohl und heimisch fühlte, gehörte außer denen der genannten Künstler die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubstummeninstituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er sich meist am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie diese, und dazu die Eindrücke Dresdens und seiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an seine Leipziger Genossen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolglosigkeit seiner poetischen Bestrebungen da und dort beschleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wetzstein melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünschen“ beanstandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuskript für sein Taschenbuch „Vielliebchen“ bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoristischen Gestalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibesitzers Jammerdegen verspürt habe, daß auch in der Novelle „Maria“ bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt“ vermißt worden sei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irre leiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den

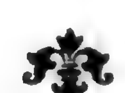
Digitized by Google

allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können sie bloß gewinnen, wenn sie mit dem „laufenden“ Wasser der Gegenwart wenig zu thun haben.“ Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, wußte auch er trotz seiner Bekanntschaft mit Leipziger Buchhändlern nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eisfelder Komponistenjahren her einige Übung im Warten besaß.

Wenigstens ließ sich der Dichter durch all diese Hemmnisse und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn seines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die malerische Elbestadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunstschätze war der letzte große äußere Lebenseindruck, den das Geschick seiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig wußte ihn zu nutzen, wie wenige. Wenn er mit seinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherstreifte, wenn er an einem schönen Herbstabende vom „Weißen Hirsch“ heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühlschen Terrasse und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor sich aufleuchten sah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tausende empfunden haben. Wenn er die Meisterwerke der Gemäldegalerie und der Mengsschen Abgußsammlung wieder und wieder still genießend durchschritt, war ihm, als „wachse ihm ein neuer Sinn.“ Mit unbestechlichem Auge und dem untrüglichsten Instinkt für alles geistig Mächtige und Echte unterschied er, der bisher so wenig gesehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anspruchsvollen; die Sicherheit seines Blicks und seine ureigentümliche Fassungskraft für das Ganze eines Bildes setzten die Künstler ebenso in Erstaunen, als die Feinheit seines Urteils über tausend Einzelheiten. In ihm selbst lebten die geschauten Bilder in

Digitized by Google

leuchtender Deutlichkeit weiter, sie befruchteten seine Phantasie und wurden noch dem Kritiker in spätern Jahren durch den Vergleich ihrer malerischen Grundstimmungen mit poetischen Stimmungen wichtig. Und so durfte Otto Ludwig mit Wahrheit sagen, daß er sich in Dresden heimisch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er seinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Rafael und Correggio allein bezahlt worden seien, noch ganz abgesehen vom Eindruck des Theaters und der Musik, der ihm auch nicht verloren sein solle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Wetzstein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, fast zu viel werde. „Ich muß es demnächst dem Betteljungen nachthun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Messe sich in ein Winkelchen flüchten sah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte."



Der Einsiedler von Garsebach und Meißen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwischen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegtesten seines ganzen bisherigen Lebens gewesen. Soviel es seiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits stark einsiedlerischen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen gesucht, auch was ungesucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den bescheidnen Lebensgenuß seiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künstler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Christian vom 2. August 1843 enthielt eine aus eigner Anschauung geschöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwiese," auf der ein einziges Riesenzelt, das Felsnersche, „das ganze Eisfelder Vogelschießen" aufnehmen konnte, und die geputzte Masse fast unübersehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit zu schaffen, in ihm herrschend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebnisse des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch gesteigert. Schon im Verlauf des Winters meldete Ludwig an Ambrunn, daß er sich demnächst in die Gegend von Meißen oder Pirna begeben werde, um irgend einen stillen Winkel zu suchen. Eben in den Tagen, wo er diesen Vorsatz äußerte, gestaltete sich sein Dresdner Leben über seine

Digitized by Google

Wünsche hinaus bunt und abwechselnd. Dr. Wetzstein empfahl ihm in herzlichster Weise einen nach Dresden reisenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig schon beim ersten Besuche mit besonderm Wohlgefallen aufnahm, dessen Bildung und anspruchsloser Frohsinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Da auch Wetzstein sich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künstlerkreis, dem Ludwig schon näher getreten war, sich um diese Zeit beträchtlich erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungestört sprechen können und habe viel mit mir zu bereden." Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Gössel, Hasse, Fiebiger, mit dem Kupferstecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebischthal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buschbad" den stillen Winkel aufgefunden, der zu seinen Sinnen und zu seiner Seele sprach und sich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort gesichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle" zu Nieder-Garsebach ein paar bescheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe seiner Werke entstehen sollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 voraussetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachsenen Hügeln und kleinen Felsen eingerahmtes, mäßig breites, überall frischgrünes, von der klaren Triebisch durchrauschtes, im übrigen stilles Thal, das südwestlich von der alten Bischofsstadt Meißen, fast unmerklich ansteigend, sich gegen Taubenhain und Rothschönberg hin erstreckt, wird in kurzen Abständen von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder-Garsebach, zu dem

Digitized by Google

die „Schleifmühle“ gehörte, in der der Dichter sich niederließ. Dies Waldthal mit üppiger Mannigfaltigkeit der Laubbäume und Büsche, nicht ohne einzelne schroffere und ernstere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlaßne Heimat. In der ihm seither völlig unbekannten Landschaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von kleinauf vertraut und lieb waren, und denen er sich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er streifte das Thal auf und ab: überall entdeckte er stille Plätze, an denen er ungestört nachsinnen und schaffend träumen konnte, er machte sich mit den unterhalb und oberhalb seines Asyls gelegnen Rastorten bekannt und verweilte besonders gern unter den Bäumen der gegen Meißen hin hochgelegnen Altenburg und im schattig umbuschten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden.“ Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleifmühle bei Nieder-Garsebach, 19. Juni 1844) schilderte er die Reize seines Aufenthaltes in frischer, beglückter Stimmung: „Ich schreibe dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine kühle Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachsten Formen und schlanke, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Christian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten

Digitized by Google

Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile; ich wende meinen Kopf um, so hab ich das Thal mit edeln, guten, ernsten, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehenere Bürger."

Die in so beredten Worten gepriesenen stillen Reize des Triebischthals waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebenslust erfüllten. Schon in den ersten Wochen, in denen Ludwig an seinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung stattgefunden, die seinem weitern Leben Ziel und Gestalt geben sollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieser Zeit jeden Jugendtraum, jede sich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angesichts seiner ungewissen Lebenslage und in der Hingebung an seine künstlerischen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt sollte auch seine Stunde schlagen — die glückselige Frühlingsstimmung, die ihn in der idyllischen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichsam den Boden gelockert, in dem der Keim einer starken Neigung rasch emporsprossen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in diesen Tagen ein junges Mäd-

Digitized by Google

chen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler, kennen, die bald seine Braut und die treue Gefährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte. Frau Ludwig erzählt warm und schlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebischthal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Teil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers.“

Die Geschichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten schöner und wärmer schildern, als es in den lyrischen Gedichten dieses und des folgenden Jahres, in den „Buschliedern“ geschehen ist. Als der Dichter eine Reihe dieser Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Eisfeld (Garsebach, den 7. August 1844) mitteilte und dem Freunde seine

Erlebnisse und sein Glück in dieser Form eingestand, durfte er in Prosa schon hinzufügen: „Besser kann sich niemand zu Sophien und dir und mir schicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zusammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichen Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich sage dir, alles Blendende weist sich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in seinen einfachsten Verhältnissen." Sich selbst und dem Freunde zur Warnung hatte er auf dessen Klagen über die Enge und geistige Öde der kleinen meiningischen Städte eine poetische Antwort: „Du sehnst dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geistig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorsingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und sieht hinein,
Erschrickt ob seinem Wiederschein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Nest und keine Frau,
Hab alles gesetzt an die himmlische Kunst
Und drüber versäumt die irdische Gunst.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch ists wohl schlimm und traurig sehr,
Daß, sterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir singet nach;
Muß einsam dulden im fremden Thal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!"

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und stillen Festigkeit seines Wesens, der Tiefe und Treue seiner Seele schloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entscheidung für sein

Digitized by Google

Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Beseligung seiner jungen Neigung, sondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblickes ein dauerndes schlichtes Glück verheiße. Mit sicherm Instinkt hatte er die Charaktereigenschaften, die ungewöhnliche Empfänglichkeit seiner Geliebten für seine höchsten Lebens- und Geistesinteressen neben und in ihrer anschmiegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr wurde Emilie Winkler rasch die Vertraute seiner poetischen Pläne, und er legte ihrem unbefangnen, von keinen Überlieferungen beirrten Urteil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, sich seines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er sich seit dem zweiten Scheiden aus Eisfeld einer guten Gesundheit gerühmt hatte und „zuletzt ein ziemlich stattlicher Kerl geworden war,“ kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das seit 1834 verschwunden gewesen war, regte sich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zustände, die schon soviel Einfluß auf sein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmnisse bereiteten, und schrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zustände, so komm ich mir vor, wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie sein Horn am längsten war, da brachs. Wenn ich nahe daran war, ein gesunder Mensch zu werden, da packte michs und riß mich zurück; hatt ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los.“ Und wenn dieser Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung besiegt wurde, die jetzt in seinem Leben vorwaltete, wenn er sich schaffens-

Digitized by Google

lustiger, schaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuversicht und Hoffnung daran dachte, daß er nun nicht nur für sich selbst, sondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, so empfand er doch auch schärfer als zuvor den Gegensatz seiner poetischen Natur, seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses zur Tendenzlitteratur und Tageskritik. In ein paar scherzenden Versen an Schaller schildert er, wie niemand seine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elster allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals sich voll Verdruß:
Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
Am Brett ist jetzt die Politik.
Ihr sollt von Liebe und Schmerz genesen
Und sollt mir hübsch die Zeitung lesen,
Und sollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernst bekümmert setzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verstande Poesie machen, künstliche; nicht mehr die heiligen Verhältnisse der Natur — künstliche Verstandessysteme sollen den Dichter zum Dichten begeistern und den Leser zum Lesen. Ein Stück Zeit, aus der Geschichte herausgeschnitten, soll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in seine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß sich das All spiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müssen Stückwerke werden. In diesem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neuesten gefressen wird, wie kann der Künstler sein Leben zum beschloßnen Kunstwerke machen, ohne welches er kein Kunstwerk schaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erst aus, der von den sieben dürren Kühen. All das wirkliche, warme Anschauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verstand und wird nur immer dürrer."

Digitized by Google

Da war es gut und in der That ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebste ihm die Falten von der Stirne glätten konnte und ihm Lust und Mut machte, wie es auch sonst komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Thal mit seiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buschbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, gesellige Abende, bei denen namentlich viel gesungen wurde, brachten in die fleißige Einsamkeit des Einsiedlers in der Schleifmühle den Reiz des Wechsels.

In den ersten Wochen seines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal frisch aufrauschte, schrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buschnovelle,“ der seine jüngsten Erlebnisse zu Grunde lagen, und versuchte eine humoristische Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeschichte“ führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen,“ das nach seinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. August 1844) mitgeteilten Entwurf ein vorzügliches Volksschauspiel zu werden versprach. Ludwig hatte schon im verfloßnen Winter in Dresden sich von Geschichte und Gestalt des großen Friedrich stark angezogen gefühlt und zunächst den Versuch unternommen, die Jugendschicksale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, dessen Grundton deklamatorischer, rhetorischer erscheint, als in jedem andern dramatischen Fragment Ludwigs, und dessen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geschrieben wurde, zu einer Zeit also, wo Julius Mosen sein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürsten“ bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig diesen ursprünglichen Entwurf rasch fallen, und vor seiner Phantasie stand in diesem Sommer nicht der leiden-

Digitized by Google

schaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den schwersten Konflikt geratene Kronprinz, sondern der König in der kritischsten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht von Torgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762. Die Wurzeln dieses Dramas, so realistisch Ludwig bei der Gestaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters subjektivstes Empfinden und seine persönlichste Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzustellen, der unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht und mannhaft bleibt und sich selbst nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter seinem „alten Karl" (Schaller) den geheimsten Zusammenhang seines Dramas mit seinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeschick seiner bisherigen poetischen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin schon gezwungen, wie Saturn meine eignen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldensinne des alten Fritz, den ich unter der Feder habe."

Ob Ludwig außer dem prächtigen Vorspiel „Die Torgauer Heide," das im gleichen Jahre gedruckt wurde, schon in Garsebach noch weiteres von seinem Plane ausführte, läßt sich leider nicht mehr feststellen; da er jedoch hauptsächlich um der gehofften Aufführung seines „Friedrichs II. von Preußen" am Leipziger Stadttheater willen im Herbst zum dritten- und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 seiner Emilie mitteilte, daß er in Leipzig binnen acht Tagen „den Fritz vollendet" und „der Theaterdirektion eingereicht" hätte, muß wenigstens der Gang der Handlung bis in die letzte Einzelheit in seiner Phantasie gelebt haben. Unter Ludwigs Papieren ist gar nichts von dieser Schöpfung erhalten; der Ent-

Digitized by Google

wurf der Handlung ist nur in dem mehrerwähnten Briefe vom 7. August an Schaller, und das Vorspiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) uns bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und starkes Interesse für Otto Ludwigs soweit vom „laufenden Geschmack“ abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß sich Ludwig Ende Oktober von seinem Asyl in der Schleifmühle des Triebischthals los. Die alte Sehnsucht nach Abgeschiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen. Selbst einen Freund sieht man oft in der Nähe vor ihm selber nicht, höchstens immer nur ein Stück von ihm.“ Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Thal und dem Hause, in dem er nach Herzenslust geschaffen hatte, sondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand seit dem Tode seiner Mutter — seine ganze Seele erschlossen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es sei, dem fortgesetzten Drängen seiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen“ an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Aussichten hätte, als für die des „Engels von Augsburg,“ er vernahm von Wetzstein und andern Wunderdinge über den Aufschwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entschlüsse so wenig bestimmt haben, als die Meldung Wetzsteins: „Wir sind zu seinen [Laubes]

Digitized by Google

Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man sagt) sich nicht selten schöne und geistreiche Damen einfinden." Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung seiner dramatischen Kraft zu finden, nicht gering anschlagen und beschloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenstadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genossen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute sich der getreue Dr. Wetzstein des erneuten Zusammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig selbst, sondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchnerschen Haus an der Chausseestraße; er war so entschlossen, thätig und regsam zu sein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Köhlerin" nötig würde, sogar ein Klavier mietete. Denn als er angesichts seiner veränderten Lebenslage in diesem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überschlug, überkam ihn flüchtig selbst wieder der Gedanke, daß er auch in der Musik etwas leisten könnte.

Im Ernst konnte Ludwig die Wiederaufnahme der musikalischen Laufbahn nicht ins Auge fassen, er war jetzt fest genug von seinem poetischen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum seiner Phantasie und das Wachsen seiner Gestaltungskraft so vielfach erprobt, um den Weg, den er seit 1841 eingeschlagen hatte, entschlossen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünstiger Stunde für die Vollendung und die theatralische Verkörperung seines mit so warmer Lust und frischer Hoffnung entworfnen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatischen Litteratur des Tages Fühlung suchte, doch eben im Begriff des „Tages" lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgiltigkeit

gegen alle nicht tendenziöse, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menschendarstellung, für natürliche Leidenschaft und Empfindung auf dem „modernen“ Theater kein Raum mehr sei. Für den „laufenden Geschmack“ hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man sich hoch über den großen soldatischen und unkonstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Revolution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists“ in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländischen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme. Die Zeit des „Rokoko“ ließ sich höchstens, wie eben Laube mit Glück that, in komischer Darstellung einem erleuchteten liberalen Parterre vorführen; der Versuch, ohne tendenziöse Spitze und Tendenzphrasen ein Stück Geschichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menschentums in sich einschloß, dramatisch zu beleben, galt den litterarischen Wortführern für hoffnungslos. Und in der That, wie spurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorspiel zum Drama „Friedrich II.“ bei seiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Gestaltungsvermögens für das blödeste Auge hervorleuchtete. Mochte die theatralische Anlage und Ausführung des Volksdramas noch ungenügend und mangelhaft sein — keiner von allen, die am Leipziger Stadttheater mitredeten, machte auch nur den Versuch den Dichter zur Umarbeitung und wirksameren Ausgestaltung seines Werkes zu bestimmen.

So unabhängig sich der Dichter von dem Zuge

Digitized by Google

des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hindrängte, und so unerquicklich ihm die kritische Weisheit erschien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anspielung an die Stelle von Leben und Natur zu setzen empfahl, so konnte selbst er sich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geschwätzigen Unruhe entziehn, die rings um ihn her ganz Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nichtmusikalischen) geistigen Interessen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Bestrebungen verquickt worden; Robert Blum und seine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den litterarischen Kreisen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsklub; sie versuchten eben jetzt auch die von Schlesien und Posen ausgegangne „deutschkatholische“ Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppositionsstromes zu leiten. Die gut protestantische Stadt sah nicht nur die Entstehung einer deutschkatholischen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), sondern auch (von 23. bis 26. März 1845) ein erstes „Konzil“ der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eisenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, so hätten sie um diese Zeit über die plötzliche religiöse Färbung aller Frühschoppen- und Abendtöpfchengespräche erstaunen müssen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrum: „Hier hatten die Bewegungen in der katholischen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerksamkeit gefesselt; Leipzig ist wie eine Glocke; bei solchem Anstoß muß jeder Zoll Erz mit vibrieren, und ich habs denn auch gethan.“ Ebenso war es sicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig sich um diese Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday“ ernst-

Digitized by Google

lich beschäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einesteils der Stoff ohne eine Gesamtdarstellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgerissen episodisch, sondern auch unverständlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeschichte erweckte), und daß er anderteils in Charlotte Corday eine mehr von außen, von der Zeit erregte als eine aus dem innersten Kern der Natur erwachsene Leidenschaft darzustellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieses Kerns der Natur bei keinem poetischen Gebilde, am wenigsten bei einem dramatischen entraten konnte. Auch die Entschiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerspiele „Die Fürstentochter“ (dann „Die Rechte des Herzens“) und „Die Pfarrrose“ in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich“) nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernsten, ja leidenschaftlichen Gespräche mit Wetzstein, Kretzschmar und andern zurückzuführen sein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße“ Bahn gedrängt hätten und ihn wenigstens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not thue.

Auch während dieses Winters, wenige Tage nach seinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfalle zu kämpfen. Liest man in seinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn) daß er Tag und Nacht heizen lassen mußte, um die krampfartigen Fröste zu mildern, so möchte man meinen, daß es sich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig bestanden hatte. Der schlimme Gast ging diesmal rasch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweise Ludwigs nur ein paar Wochen. Über diese Lebensweise selbst aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) seinem Eisfelder Ge-

Digitized by Google

schäftsträger, seinem alten Ambrosius, geschrieben: „Ich lebe fast ebenso einsam hier wie in Garsebach, nur daß ich Örter besuche, wo man Zeitungen liest und davon sprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poesie‘ gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag sein, wie es will, anderthalbe Stunde in der langweiligen Gegend umher.“ A. Kretzschmar, der mehrerwähnte Genosse des kleinen Kreises in Waldrichs Wirtschaft, erzählt aus derselben Zeit, daß Ludwig damals noch immer musizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: „Ist es erlaubt?“ aber ohne Antwort darauf abzuwarten, seine Schritte zunächst nach dem Flügel, öffnete denselben, setzte sich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantasieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in seinem Eifer eingefallen wäre, sich der ihm unter solchen Umständen so beschwerlichen Kleidungsstücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerksam, so blickte er erst unwirsch, dann lachend empor, warf die schweißtreibenden Hindernisse ab und stürzte sich mit frischer Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft so zugehört und während mir dieser Genuß beschieden war, zugleich innig beklagt, daß diese herrlichen, oft meisterhaft durchgeführten musikalischen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchst eigentümlichen Anblick bot Ludwig besonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraschte. In eine fast undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, saß er tief über den Tisch gebeugt. Dabei arbeitete er höchst unregelmäßig, wie nur eben sein körperlicher Zustand es gestattete.“ Im geselligen Kreise besaß Ludwig nach Kretzschmars Bericht zu dieser Zeit noch „besondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen olcher geradezu unerschöpflich. Ich hatte früher ge-

Digitized by Google

glaubt, auf diesem Felde ebenfalls etwas zu leisten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir selbst gestehen, daß ich ihm nicht das Wasser reichte. Oft machten wir, Dr. W. [Wetzstein] und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenstande der Unterhaltung ihn zu fragen: „Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?" Es war dies natürlich von unsrer Seite bloß ein harmloses Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Besinnen sagte er allemal: „Ach, das wird die gewesen sein," und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenstand, mochte derselbe nun sein, was für einer es immer wollte." (A. Kretzschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greise Konsul Dr. Wetzstein bestätigte mir mündlich aus seinen sehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in diesem Winter seine Neigungen zur stillsten Abgeschiedenheit und alle gewohnte Menschenscheu soweit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den späten Nachmittags- und ersten Abendstunden gesellig war. Er war nach Wetzsteins Mitteilung in diesem Winter auch über seine poetischen Pläne gesprächiger — dem Freunde vertraute er sogar die Geschichte seiner jungen Liebe soweit an, daß Wetzstein in seinen Briefen Ludwig „und noch jemand" grüßte und ebenso von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz herannahte, und die Sehnsucht erwachte, ihn in schönerer Umgebung als zwischen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Resultat seines sechsmonatlichen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines seiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen" wurde, fingen wohl-

Digitized by Google

meinende Ratgeber in seinem engern Lebenskreise wiederum an, ihn von der dornenvollen und steilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen wußte, schöpften sie die Zuversicht, daß er im „satirischen Roman" glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt Erfahrungen genug, um zu wissen, daß diese guten Ratschläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten" glichen, bei dem in großer Hast die Stellungen gewechselt werden, der Übrigbleibende — in diesem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte ist. Die plötzliche Zuversicht einiger seiner Freunde auf den humoristischen Roman traf jedoch, wie wir wissen, mit alten Lieblingswünschen und lange getragenen Plänen zusammen. Ein Entwurf zu einer größeren humoristisch-idyllischen Erzählung, einem Schulmeisterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig so rasch liebgewordnen Gegend um Meißen spielen sollte, begann eben Gesicht und Gestalt zu gewinnen. Und so tröstete sich der Dichter über die in Leipzig erfahrnen Enttäuschungen, die Theatersprödigkeit und die vergebliche Verlegersuche in der besten Weise, die dem wahren Künstler zu Gebote steht, mit schöpferischen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Gestalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meißen, wo ihn seine Braut begrüßte, nach der Schleifmühle im Triebischthale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verflossen in ähnlicher Weise, wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeisterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederschrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" in rascher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausstattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigen-

Digitized by Google

schaften, die der deutsche Liberalismus jener Tage dem polnischen Flüchtlingstum beimaß, die Anschauungen des Leipziger Lebenskreises unsers Dichters noch einigen Anteil gehabt, so ging Ludwig bei der Gestaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöse Wirkung aus. Die Zeitstimmung ward von seiner Führung der Handlung und seiner Charakteristik rasch besiegt, wer die Gestalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt weiß alsbald, daß Leidenschaftsdarstellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters ist. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und gestimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptsache hätte werden können, wie es fast gleichzeitig bei Freytags Schauspiel „Die Valentine" geschah. Ludwig selbst glaubte nicht an diese Gefahr — und als er sich im Spätherbst 1845 entschloß, die Handschrift seines Trauerspiels an Eduard Devrient zu senden, hegte er nur Besorgnisse wegen des dramatischen Aufbaus und des Verhältnisses seines leidenschaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatralisch Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Ostrolenka und Warschau. Ludwig hatte überdies um diese Zeit so viele Eisen im Feuer, daß ihm das Schicksal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er seine Manuskripte anbot, den Verlegern die abschlägliche Antwort selbst und im voraus in den Mund gelegt hatte, schrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauspielregisseure und tragische Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte schon, daß „seine Produktionen etwas vom Heckpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu seinem Herrn zurückkommt." Hätte ihm nicht der Blick auf seine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, sich um die Aufführung seiner Schöpfungen zu bewerben und we-

Digitized by Google

nigstens Aussichten fürs Künftige zu gewinnen, so würde er wahrscheinlich vorgezogen haben, das Fertige still beiseite zu legen und am Neuen still weiter zu arbeiten. Die Stärke seines Produktionstriebes ließ jetzt kein Besinnen, kein Zögern zu, zwischen neue Gestalten drängten sich die alten herein, denen er noch kein Leben gegeben, und die er gleichwohl nicht aus seiner Phantasie zu bannen wußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose“ arbeitete, ihn doch die Gesichte wieder heimsuchten, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi“ geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen sich regte, seinem „Engel von Augsburg,“ der alten Bernauertragödie, eine neue Gestalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verspürte er nicht, und es schien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit seiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meißen, für deren malerische Lage und charakteristische Bauart er, seit er sie zuerst erblickt hatte, besondre Vorliebe hegte, eine hübsch gelegne Wohnung in der Burggasse, in der er einen sehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wetzsteins Anerbieten, ihn durch seinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von gesellschaftlicher Stellung' und litterarischer Bildung bekannt zu machen, lehnte er entschieden ab), konnte er sich noch ungestörter als im Triebischthale seinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Besuche auf, der Schriftsteller schneite vollständig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ sichs etwas Rechtes wohl sein in Pläne

Digitized by Google

spinnen und Pläne behaglich ausführen.“ Er schrieb jetzt einen großen Teil des Romanes „Aus einem alten Schulmeisterleben.“ Vermochte sich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoristisch-idyllischen Werkes nicht völlig von dem bei diesem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen, so verleugnete er doch weder den stärkern Zug seiner Natur zur Geschlossenheit der Komposition, noch ließ er eine schärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermissen. Bei viel breiterer Anlage und soweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulassen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meisterschaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünschen“ und der Novelle „Maria“ zu uns sprechen. Aber vieles Einzelne ist kräftig, charakteristisch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige litterarische Situation war es sicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erscheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 aufgegeben hatte, er in spätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obschon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Versuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeisterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatischen Laufbahn gethan hatte. Zwar sollte die Aufführung eines seiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die persönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erstenmale die wahre, dauernde und wirksame Teilname eines dramatischen Künstlers, der mit sicherm Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und sich zu mehr als einigen Bewundrungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künstlerischen Neffen des großen

Digitized by Google

Schauspielers Ludwig Devrient, hatte damals schon seit Jahren den Beruf des dramatischen Sängers mit dem des Heldenspielers und Charakterdarstellers im gesprochnen Schauspiel vertauscht und war 1844 als Oberregisseur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer seinen eigentlichen amtlichen Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tiecks ehemaligen dramaturgischen Befugnissen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung seines Geistes wie seiner Darstellungskunst erkennen, daß ihm der vielgepriesene Charakterdarsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muster eines Schauspielers galt und vorschwebte. Mehr durch den tiefen Ernst seines Wesens, durch eine unablässige Reflexion und durch den Einfluß seiner geistigen Bildung als durch Phantasie und Naturell hatte sich Devrient zu einem in gewissen Rollen bedeutenden Schauspieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetischen Werkes in sich aufzunehmen und aus sich heraus szenisch zu gestalten, zu einem vorzüglichen Regisseur und Theaterleiter erhoben. Mit umfassenden Studien über Wesen, Entwicklung und Schicksale des Dramas und des Theaters, die in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" litterarisch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantischen Zug, der die aufrichtige Begeisterung des Künstlers für die dramatische Kunst gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethischer Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darstellungswürdigen, des dichterisch und schauspielerisch Möglichen zu eng und empfand nicht, wie absurd ein Familien-Shakespeare wäre, er unterschätzte die Gefahr, die der Kunst und ihren höchsten Forderungen von seiten der wohlmeinenden geistigen Dürftigkeit und des Philisteriums immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorstellung von

Digitized by Google

einer Bühne in sich, die im Kulturleben seines Volkes mit edler Macht wirken sollte, er fand sich nicht leichtherzig mit den Eintagserscheinungen der dramatischen Litteratur ab und spähte unablässig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens" zuschickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer starken Phantasie und energischen Gestaltungskraft gegenüberstehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in seinem Tagebuche, daß sich da einmal ein Talent zeige, und schrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatische Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung sei, einmal wieder einem frischen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünschte zum besten der Sache, er ließe sich dabei speziell vom Regisseur weisen." Als Ludwig infolgedessen am 28. Dezember Devrient persönlich aufsuchte — der winterliche Sonntagsnachmittag war schon so weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte, — kam es zu einem lebhaften, eingehenden Gespräch zwischen dem Dichter und dem litterarisch gebildeten Schauspieler. In Eduard Devrients Tagebuch ist dieser ersten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Gesichtes an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und seine Stellung zum Staate. Er ist verständig und gesinnungstüchtig. Seines Zeichens

Musiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Musik entzogen, der er sich nun wieder zuwenden will."

Jedes Leben und Geschick hat einen geheimen, beständig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs schloß sich stets an noch so wohl begründete Hoffnungen fast unmittelbar eine herbe Enttäuschung an. Mit Lust und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen seines Trauerspiels zu stande, sodaß ihm der dramaturgische Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen sind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigsten Eigenschaften eines dramatischen Dichters, für Gelenkigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht ist nach meinem Geschmack das schönste, das ich seit vielen Jahren in Händen gehabt," aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfnisse mit seinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrieut gestand sich in seinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!" und erfuhr die Wahrheit davon schon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theod. Hell) um seine Ansicht über Otto Ludwigs Stück. O das ist abscheulich, ganz unnatürlich und verletzend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen u. s. w. — „Mit rechter Lust brach er aus, daß er nun das Recht hat, das schlecht zu finden, was ich lobe." Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug gewesen wäre, erfolgte gerade in diesen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polnischen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die ruthenischen Bauern im Blute ihrer polnischen Herren erstickten. So war jede Aussicht auf eine Dresdner Aufführung abgeschnitten. Ludwig fügte sich rascher in sein Schicksal, als sein neuer Gönner; Eduard Devrient versuchte noch mancherlei einflußreiche Darsteller und ur-

Digitized by Google

teilsfähige Kreise für das Stück zu interessieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweisung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens“ durch eine dramatische Vorlesung in seinem Hause zu einer Art von Leben. Über diese Vorlesung, die Devrient in gewaltige Aufregung versetzte, als ob er ein eignes Gedicht vortrüge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen sei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten,“ Devrients Tagebuch vom 3. Januar 1847), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat an Schaller und Ambrunn: „Vorgestern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenstück „Die Rechte des Herzens“ vorlesen. Er liest nämlich vor einem wirklich ausgesuchten Publikum ältere, anerkannte Dramen vor, und zwar nach der seit Tieck beliebten Manier, ohne die Namen zu lesen, die Handlung nur leise andeutend, wo es nicht anders geht. Eine solche Vorlesung ist mir, wenn sie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und seiner beweglichen aber sehr angenehmen und gescheuten Frau und seiner Tochter aufs freundlichste empfangen. Der Anteil, den sie alle an dem Stücke nehmen, ist für mich rührend. Nun versammelten sich die Herren und Damen, da sah man Toiletten, aber auch Gestalten, die sie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polnische Grafen, einige hohe Militärs. Der Oberintendant v. Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber seine Fräulein Tochter, wollt ich sagen Baronesse, und dann die Excellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofessoren, Bendemann, Hübner, Ehrhardt u. s. w., der berühmte Komponist Hiller, und einige Litteraten, darunter Uffo Horn u. s. w. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männinnen schätz ich, sich im Salon niedergelassen, begann Devrient, an

Digitized by Google

seinem Tischchen sitzend, wie er den Gegenstand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen sich getraue, und überzeugt sei, daß sein Publikum sie genehmigen werde, daß er nämlich statt eines als klassisch anerkannten Stückes ein modernes Trauerspiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergessen, zu erwähnen, wie Devrients Frau und Tochter sich schon vorher auf die Neugier und Fragen nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war inkognito zugegen. — Er las die letzten Auftritte des ersten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu sekundieren, so ausgezeichnet, daß zwei Schauspieler unmöglich so ineinander hätten spielen können, der erste Aufzug war beendet, und ich hörte aus leisen Zuflüsterungen und sah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient sagte mir, so aufgeregt habe sie ihren Mann noch nicht lesen hören; seine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie schwer es ist, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen. Kurz, mein braver Devrient machte seine Sachen so gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine sehr günstige war. Nach dem Schlusse trat nun das ganze Publikum in einem Kreise zusammen, der immer enger wurde, und hielt ein Totengericht, das meine Situation nun erst recht interessant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an, Devrient verfocht seinen Autor mit Feuereifer; die beiden, die auch bei den andern keinen Beifall zu finden schienen, erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hohe und gewaltig gewachsene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit seinen Ausstellungen keineswegs sagen wollen, der Poet habe nicht ein großes, ja sogar sehr großes Talent — was über alle meine Erwartung ging —, der andre, daß er nicht so eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrients ihn

Digitized by Google

dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte sich Professor Hübner eifrig für den Autor, General Lützerode und andre Hochgestellte konnten sich nicht genug wundern, daß das Stück politischer Ursachen wegen zurückgewiesen werden sollte, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Bestürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß sich, er wolle es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meißen erkundigungsweise schreiben, wo der Poet sich aufhalten sollte. — So ist denn der erste Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günstige Weise geschehen. Anfang Februar soll und werde ich nach Dresden ziehen."

Auf diese Umsiedlung und einen stärkern Verkehr mit der äußern, der geistig geselligen Welt drang Eduard Devrient seit einem Jahre. Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet sich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geschilderten Vorlesungsabend in dem gastlichen Künstlerhause geblieben sei, wo es ihm Frau Devrient behaglich zu machen suchte. „Er sprach viel, oft treffend und gesund, oft grüblerisch und phantastisch, wie Einsiedler pflegen."

In der That hatte Ludwig wieder einen Sommer, den von 1846, in seiner Garsebacher Zurückgezogenheit, und die ersten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meißen verbracht, wo er diesmal im Gasthof zum „Goldnen Schiff" wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war sein wankender Glaube, daß er zur dramatischen Dichtung berufen sei, neu gestärkt worden, und er gab nicht nur die Fortarbeit an seinem idyllischen Roman auf, sondern beschloß die weitern Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu ersticken.„

Digitized by Google

Dazwischen spielte er freilich mit dem Gedanken, seinen „Friedrich II. von Preußen" zu einem historischen Roman umzugestalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schlesien reisen und sich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze spielen sollte, gründlich umthun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, so verhalte es sich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weit ausgreifende Phantasie Ludwigs und sein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von seinem „ersten historischen Roman" sprach und eine Reihe andrer in der Zukunft vor sich sah. Er hätte sich auch sagen dürfen, daß es kein Zufall sei, der seinen Gestaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epische Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum seiner poetischen Erfindungen und Anschauungen nicht überall den dramatischen Rahmen finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantasiearbeit, die längst vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, seinen „Fritz" zum historischen Roman umgestaltet, so würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt sein, und es lag tief in seiner Natur begründet, daß er solchen äußern Nötigungen bis zum Martyrtum widerstand. An die Ausführung eines historischen Romans, für die er sich nach seiner Weise erst einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatischen Produktionslust, nicht zu denken. Im Sommer 1846 entstand die neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg" hieß). Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zusammen und führte den Dialog dem entsprechend in sehr charakteristischer, lebensvoller Prosa aus. Es ließ sich nicht widersprechen, wenn Eduard Devrient die Komposition, in der Altes und Neues keineswegs

Digitized by Google

völlig ausgeglichen war, „voller Fehler“ fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieser dramatischen Rittergeschichte, die Gestaltungskraft und Farbenfrische mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne sprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertlosern Block war ein gut theatralisches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenschaftlichen Gestalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung seiner Dichtung leicht an ihr festzuhalten gewesen; man kann sich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranschlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, sondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein tragischer Typus, ein Stück schuld- und leidvolles Menschengeschick, eine Welt voll stark anschaulicher, sinnlicher Gegensätze, ein Gestalt gewordner Klang der deutschen Volksseele, des deutschen Volksliedes schlummre, mit ihm fortlebte und dramatisches Leben heischte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeschick, daß Ed. Devrient eben an diesem Ludwig ins Herz gewachsenen Stoffe wenig Anteil nahm, sei es, daß er die (so lange der Dichter an der historischen Überlieferung festhält) unüberwindliche dramatische Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Versöhnung des jungen Herzogs mit seinem Vater liegt, sei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und positiven Rechts überspringende Leidenschaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls bestärkte Devrient diesmal Ludwig in seiner schon allzuausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeschlossen und aussichtslos schien, rasch hinwegzugehen, und setzte mit dem

Dramatiker zugleich seine Hoffnung auf die inzwischen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerspiel „Die Pfarrrose" und ein Drama „Die Wildschützen," „Wilm oder Rolf Berndt," „Die Waldtragödie," „Das Jagdrecht" benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre später unter neuen Lebenseindrücken die Gestalt und die tragische Handlung des „Erbförsters" hervorwachsen sollte.

An frischer Erfassung neuer Stoffe, an Lust, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus sich herauszustellen, fehlte es Ludwig zu dieser Zeit durchaus nicht, seine ländliche Abgeschiedenheit förderte seine damals immer rege Arbeitslust. — Wenn er sich des altgewohnten Plänemachens auch jetzt nicht entschlagen konnte, so überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Gesundheit des Dichters ließ selbst in diesen Jahren, soviel er sich auch gekräftigt fühlte, zu wünschen übrig, in Garsebach und Meißen ward er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, sie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit seiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu suchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise setzte er noch fort. A. Kretzschmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach seinem Weggang von Leipzig besuchte ich ihn einmal in seinem geliebten Triebischthale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er seine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls schon seit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli — nach seinem Zimmer. Die rußigen Gesellen fletschten lachend die weißen Zähne und sagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und so war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in festem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlichst bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er

Digitized by Google

am Abend vorher nach seiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergestreift sei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und sich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte sich, wie auch sein Aussehen bewies, bedeutend gebessert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, so begleitete er mich zurück bis auf das Buschbad, und hier schieden wir auf lange Zeit.“ (Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptsache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuversicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müsse, war Ludwig jetzt ein andrer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all sein Arbeiten bisher so wenig sichtbare Resultate ergeben („ich will drauf losschmieren, daß ich wenigstens die Beruhigung habe, das Meinige gethan zu haben!“ rief er in einem Briefe an Ambrunn, Meißen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen seines noch übrigen schmalen Vermögens ihn eine Sorge beschlich, daß dieser Bronnen versiegen könnte, ehe ein neuer durch seine Arbeit erschlossen wäre, so blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten in einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des besten Willens voll, sich Devrients freundschaftlichem Drängen zu fügen und sich der Einsamkeit, die für ihn so viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient schrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in diesem Werke (der „Agnes Bernauer“) wiederum auf das bestimmteste dargethan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen sind, darf ich mir wohl im Interesse der Kunst eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen,

Digitized by Google

seiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als meinte ich, Sie sollten von der gegenwärtigen Theaterwirtschaft die Komposition Ihrer Gedichte lernen, aber es ist unumgänglich notwendig, daß Sie das bessere Vermögen der Schauspielkunst genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben sein. — — Mich dünkt, Sie sagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt seien; ist dem so, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einsiedlerischen Hange zusagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich sein würde." Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte sich vermutlich noch nicht soweit erstreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgesetzt nach Meißen zog und dort hielt. Er folgte indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und siedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weise Weg und Steg zu bahnen suchte. Er fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Ludwig stand den litterarischen und politischen Anschauungen Gutzkows noch nicht so unbedingt entgegen, als einige Jahre später, hatte sich wenigstens seine Gegnerschaft nicht so klar zum Bewußtsein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, strebende und namenlose Talente zu fördern; seine reizbare Eifersucht erwachte in der Regel nicht den Leistungen, sondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei dessen erstem Besuch freundlich auf, lobte dessen „Polenstück," was er freilich bei den obwaltenden Anschauungen am Hofe und Hoftheater unaufführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus sagen

Digitized by Google

könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr versprach, als er beim besten Willen zu leisten vermocht hätte. Ludwig war von dieser Anknüpfung sehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältnis zu Gutzkow und hielt sich, von seinen alten Künstlerfreunden Ludwig Richter, Oehme, Langer u. a. abgesehen, hauptsächlich an Ed. Devrient und dessen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu besuchen, führte und lud ihn in Gesellschaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für sich Sorge tragen, labte sich an den theatralischen und musikalischen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete seinem „lieben, alten Ambrosius“ in Eisfeld: „Ich schwimme hier in einem Meer von Genüssen und wäre, da auch meine Gesundheit sich bedeutend gebessert, ein ganz glücklicher Kerl, wenn ich euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, in Sommerzeit in des lieben Herrgotts und Winterzeit in des Königs von Sachsen Theater.“ Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billet zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten“), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti“ im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten u. s. w. bei Devrient zum Thee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel

Digitized by Google

abgeschloßner worden ist, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute sehen mir meine leider schon verknöcherten Thorheiten so freundlich nach wie einem Kinde“ (an Ludwig Ambrunn, Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachsichtig war, schloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Ed. Devrients Tagebücher werfen können, so würde er neben den Ausdrücken der reinsten Teilnahme und ehrlichsten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meißen zurück („er entwischte wieder nach Meißen,“ meint Devrient), da er in Dresden trotz aller Lust die neugewonnenen Eindrücke, namentlich die theatralischen, zu verwerten, zum Arbeiten nach seiner Weise nicht gelangte. „Nun wollen wir uns mal zusammennehmen, wenn der liebe Gott auch weiter Gesundheit gönnt, um zu beweisen, daß wir, wenn wir auch kein Glück haben sollten, es wenigstens verdienen,“ hatte er im vorerwähnten Briefe Ambrunn zugerufen und seiner Geliebten nach der Aufführung der „Emilia Galotti“ gemeldet: „So hat mich noch kein Stück fortgerissen, alles andre ist Lumperei dagegen. Es hat mich so zum Arbeiten gestimmt, daß ich heute mit früheſtem über den Berndt herzog, aus dem schon auch was werden wird.“ Aber er fand es unmöglich, in dem bewegten Leben, das ihm Devrients Freundschaft und die mancherlei Unterhaltungen bereiteten, zu denen er sich hinzugezogen sah, in die rechte Schaffensstimmung zu kommen. Eine sommerliche Zurückgezogenheit deuchte ihm notwendig, und wer hätte ihm verargen wollen, daß er diese Zurückgezogenheit wieder da suchte, wo seiner ein treues, durchaus ergebenes Herz harrte? Er ließ sich in diesem Frühing nicht in der Garsebacher Schleifmühle, sondern im Gasthof „zu den drei Rosen“ in Niederfähre an der Elbe,

Digitized by Google

der Stadt Meißen gegenüber, nieder, aus dessen Fenstern und Laube er das Stadtbild mit Burg und Dom vor Augen hatte, und dessen Reize er in einem Briefe an Schaller (vom 1. Januar 1848) befriedigt pries: „Nun wollt ich, ich könnte dir die Aussicht, die ich von meinem Stehpult aus habe, mitsenden, damit du sie vor dein Fenster hingest. Vor mir habe ich die Elbe, eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und schönen Bergen, die so galant sind, sie noch etzliche Meilen weiter zu geleiten. Während der Fahrzeit ist sie mitunter mit Segeln förmlich bedeckt. Es giebt nichts Lieblicheres, als solch ein Segel in der Ferne.“ Die Wohnung fesselte ihn dergestalt, daß er sie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe seiner größeren Arbeiten ausführte. Soviel hatte das freundschaftliche aber unablässige Drängen Ed. Devrients bewirkt, daß er dem Vorsatze treu blieb, jetzt nichts zu beginnen und zu entwerfen, ohne es zu vollenden. Während er an seinem Wilm Berndt weiter arbeitete, brachte er die Tragödien „Das Fräulein von Scuderi“ und „Die Pfarrrose“ zum Abschluß. Daß diese so grundverschiednen Dichtungen kurz nacheinander entstehen konnten, zeigte sehr deutlich, daß die Hingabe an die Wirklichkeit, die realistische Gestaltung, die ethische Wirkung, die er jetzt mit Bewußtsein erstrebte, doch den Zug seiner Jugend zur Romantik keineswegs erstickt hatte. Er hätte sich darauf berufen dürfen, daß es gerade Romantiker wie Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann und selbst Tieck gewesen seien, die ihm zuerst den Sinn für die verborgne Poesie des schlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenschaftsmächte in den Alltag erschlossen hatten, er hätte selbst sagen dürfen, daß die gewaltige Gestalt René Cardillacs die Verkörperung solchen Eingreifens und darum nicht unwirklich gescholten werden dürfe, wenn er auch eine dämonische Figur

Digitized by Google

sei. Doch gestand sich Ludwig, sobald das erste Feuer gelöscht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen, ihm den unheimlichen Goldschmied wieder vor die Phantasie geführt habe. Er vollendete fast gleichzeitig das schon mehrerwähnte „tragische Idyll," das „Die Pfarrrose" betitelt war, und zu dem er vielleicht die erste Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain empfangen hatte, dessen Namen an die Bürgersche Ballade mahnte. Er wollte in dieser Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte; das Emporstreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbständigkeit und der männliche Stolz, der sich zum unüberwindlichen Trotz verhärtet, führen ein prächtiges junges Menschenpaar einer Katastrophe entgegen, in der sie sich gegenseitig verderben. Ludwig hatte, so tiefbescheiden er war, während der Ausarbeitung dieses bürgerlichen Trauerspiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt seinen eigensten Stil gefunden hatte, daß seine Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloß ausgeschnittene theatralische Pappfiguren seien, denen man das Bretterholz, auf dem sie kleben, bei jeder Wendung ansieht. Er empfand, daß er sich in der Stille — seine Weltanschauung vertiefend, seine plastische Kraft wie seine Bildung unablässig steigernd — zu einem Dichter ausgewachsen hatte, der den Kampf mit der Unnatur, der flachen Herkömmlichkeit und der gestaltlosen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch that ihm dies Selbstgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verstrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von seinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinn der Welt keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Sein stummes Ringen mit der gleichgiltigen Sprödigkeit der Bühne wurde all-

Digitized by Google

gemach zum Martyrtum. Immer wieder der Bewundrung seines Talents versichert zu werden („Fülle der Poesie, Erfindung, Charakteristik und wahrhaft dramatische Kraft der Situationen“ rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrrose,“ Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er sich von Art und Wesen der dramatischen Komposition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — selbst Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin diese Forderungen bestünden, stets aufs neue auf die Zukunft vertröstet, ohne daß auch nur eine Hoffnung und Versprechung sich verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den inneren Kämpfen, ohne die es in solcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Resignation siegreich bestand, traten jene Störungen seines Lebensmutes, die Folge seiner körperlichen Zustände waren. Ludwig schien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig gesund. Doch der schlimme Feind in seinem Blute, der hundert Gestalten und keinen Namen hatte, rastete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energisch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzthätigkeit mahnten den Vorwärtsstrebenden auf sich selbst acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erst häusliche regelmäßige Pflege zu teil werden könnte, — an der es ihm in seinem Junggesellentum und bei seiner Achtlosigkeit auf äußere Dinge allzusehr gebrach —, so dürfte er seine Gesundheitsumstände nicht für unverbesserlich halten. Seine Lebensweise während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenste, er verkehrte einzig und allein in der Familie seiner Braut, die er fast täglich nach Tisch zu Spaziergängen abholte; an Schaller gestand er im Brief vom 1. Januar 1848, daß er „ein einsamlich

Digitized by

Leben führe." „Ich gehe hier mit keinem Menschen um als mit meinem Schatz, der euch bestens grüßt und seinen Umriß mitsendet, wie ich den meinigen. Sie ist vor der Hand mein Publikum. Es ist außerordentlich, wie die Einsamkeit und das Zusammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieses steigert, ich wünschte nur, ich hätte mit siebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten ist Emilie meine einzige Gesellschaft, und sie kennt diese Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was sie rechtschaffen thut. Dazu ist eine so klare Natur einem Kunstmenschen wie ein Zeichen, das im Winter aufgesteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen."

Kurze Zeit nach diesem Briefe hatte die deutsche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächste Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlösung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entströmte sein heißes Gefühl für vaterländische Größe und Ehre, seine tiefste, schmerzlich lechzende Sehnsucht nach der Einheit des deutschen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Wesen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunst der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, das eine, was not that und was allein erreichbar gewesen wäre, nicht bringen sollte. Schon noch wenigen Monaten grollte durch seine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zersplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüsten Fasching demokratischen Taumels und in einer Aschermittwoch sinnloser Reaktion enden werde. Er sah in der sächsischen Provinzialstadt, die „beinahe eine Vorstadt von Dresden" war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des

Digitized by Google

Zeitgeistes und der zwecklosen Massenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bittrer Stunden, da er zu den wenigen Klarsehenden gehörte, die schon seit den ersten Sommermonaten nichts mehr für das Gesamtvaterland hoffen konnten. Er wußte anderseits auch, daß die krampfhafte Hast, mit der man sich seit 1849 der Wiederherstellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung sei. Im Oktober 1848 rief er Ambrunn zu: „Wir sind ein halb Jahrhundert älter geworden nach dem Gewicht der Begebenheiten. Der Knäuel ist einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängstlich lauschen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit diesen Kampf mit einem Blick überschauen zu können! Denn Geschichte will wie ein Kunstwerk in ihrer Ganzheit beurteilt sein. — Das Ende ist nicht abzusehen." Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er sich gern in künstlerische Arbeit vergraben, wenn die stürmische Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten seiner persönlichen Erwartungen, in sein stilles Lebensgeschick hereingebrochen wäre. Anfang 1849 meldete er gleichsam achselzuckend an seinen Eisfelder Getreuen: „Es ist mir etwas wunderlich gegangen. Wie du schon weißt, hatt ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatische Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetischen Geiste lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: sollte mir, da ich fast fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum so manchen Tag und so manche Nacht meine ganze Kraft erschöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen."

Unter diesen Umständen trat die Versuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben," zum letztenmale an Otto Ludwig heran. Noch einmal spielte er mit

dem Gedanken eine Anstellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwissenschaften, im Meiningischen zu suchen. Ja am 24. Mai 1849 schrieb er gar an Ambrunn: „Es ist eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk besonders. Dr. Wetzstein, ein Freund von mir, ist nach Syrien ausgewandert, als königlich preußischer Konsul in Damask; er hat mir kurz vor seiner Abreise geschrieben, ich solle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint sind. Aber meine Gesundheit müßte zu solchem Unternehmen in anderm Verhältnis stehen, als sie wirklich steht, wenn das Ergreifen dieser Anerbieten kein dummer Streich sein sollte. Damaskus hat ein sehr hitziges Klima und brustzerstörende Winde." Dann bemerkt er, man müsse die böse Zeit und eine Wiedererhebung der Litteratur und des Theaters abwarten können. „Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, sozusagen, in Dresden ein passables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte stündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Übersiedlung eines Fremden in ein solch Geschäft in Dresden noch mit sich bringen muß. Es wär ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich, aufhören wird es nicht. — — Die Kaufsumme wird keinesfalls bedeutend sein; im ganzen gehen solche Bibliotheken jetzt um Spottpreise weg. Wieviel würd ich zu diesem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt sich auch viel, sehr viel gegen das Projekt sagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!"

Die wunderliche Zeit trieb in der That wunderliche Blasen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefsinnige Dichter, der strenge Künstler, der an sein eignes wie an andrer Schaffen die höchsten Maßstäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flach-

sten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutschen Litteraturgeschichte mehr gewesen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratlosigkeit eines großen aber unberühmten Talents thun läßt. Eben in diesen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante und getragne Waldtragödie eine neue und wirksamere Handlung zu erfinden und die erste Bearbeitung des Trauerspiels „Der Erbförster" an Eduard Devrient zu senden. Am 1. Juli 1849 war die Handschrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgischen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauspieler, der in der Gestalt des Erbförsters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor sich sah, die Bedenken des Regisseurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter sein Meißner Stillleben verlassen sollte, und mit besser begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmale dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.

Digitized by Google

Otto Ludwig aus Eisfeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in litterarischen und litteraturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eisfeld“ demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigentümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen ward der seither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter“ genannt; widersprach es doch allem in Deutschland gewohnten, daß der Träger eines zum erstenmal auftauchenden Namens ein sechsunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und fast niemand wußte, welche besondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille schon hinter dem Dichter lag, der mit seiner Waldtragödie „Der Erbförster“ als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutschen Litteratur trat. Die Mehrzahl aller spätern Urteile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförster“ als seinem „Erstlingswerke“ aus, und die aus der Tiefe einer in sich gesammelten Natur entsprungene, in fortgesetzter künstlerischer Arbeit wie in schweren Seelenkämpfen gefestigte Selbständigkeit des Dichters galt — seit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebnisse und Bildungswege des genialen Autodidakten

beeinträchtigten ebenso wie die Unkenntnis seiner dichterischen Anfänge die klare Einsicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeschichte begleitet hat und alle Zeugnisse seiner poetischen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerspiel „Der Erbförster" überblicken kann, noch Rätsel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu lösende, warum die Natur eine so gewaltige gestaltenschauende Phantasie und die ganze Energie dramatischen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im ersten Vierteljahrhundert seines Lebens mehr ahnte als wußte, was Wesen und Wirkung der Bühne sei, und kaum ein Theater, das diesen Namen verdiente, gesehn hatte. Die Bescheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tiefangelegter künstlerischer Menschen mit Sicherheit zu bestimmen, drängt sich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch ist es nicht unmöglich, wenigstens einen Teil des innern Werdens unsers Dichters an der Hand seiner Jugendversuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebnisse klar zu erkennen und sich zu verdeutlichen, warum eine Phantasie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Trotz aber in schlichter Festigkeit nur ihrem ureignen Gesetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförsters" zu zeitigen. Gustav Freytag hat in seinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlichen feinsinnigen Aufsatz ausgesprochen, daß „das Schaffen dieses Dichters wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers war aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten" (Freytag, Gesammelte Aufsätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitschke hat in seiner geistvollen und warmherzigen Studie über Lud-

wig diese Meinung noch verschärft, indem er sagt: „Der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein besondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durcheinander lagen, und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte," (H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt diesen Urteilen der unabweisbare Eindruck zu Grunde, daß Otto Ludwig stärker und unbedingter unter der Herrschaft einer ganz elementaren Phantasie stand, als die meisten neueren Dichter, daß er die Vorgänge seiner Erfindungen in scharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen sah, daß er nach innerm Muß seine Gestalten mit vollsaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß die Gewalt dieser lebenschaffenden Phantasie sich mächtiger erwies, als seine theoretischen Einsichten und seine überstrenge künstlerische Selbstzucht, so lassen beide Aussprüche doch die Verschiedenheit der Zeiten und die besten Resultate von Ludwigs Entwicklung zu sehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch seiner Berge und mit allen frühen Eindrücken seinen reichgemessenen Anteil am epischen Phantasieleben seines Stammes erhalten, doch der Kraft und Lust, die sich am bunten Reichtum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine besondre, ganz persönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens strebte und diese Tiefen in Gestalten und Handlungen voll dramatischer Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandensein dieser Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Bethätigung fehlte, hatte Ludwig von dem geraden vorwärtsweisenden Zug der dramatischen Poesie,

Digitized by Google

der schon in den Dichtungen seiner Eisfelder Singspiele, in den ältesten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer“ und zum „Burgund“ oder „Eckart“ unverkennbar ist, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Prosaerzählungen aller Art gezeitigt, bis sich dann nach jeder Unterbrechung und Pause der Drang zu dramatischer Gestaltung unwiderstehlich wieder geltend machte. Ohne Anschauung eines größeren Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauspiels war ihm die zu frischem Wagnis anregende Wechselwirkung mit der Bühne, wie sie Lessing und Schiller in der Jugend zu teil geworden war, wie sie vollends alle englischen Poeten des Zeitalters der Elisabeth erfahren hatten, allzulange versagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen seinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein,“ so war dies ebenso sehr, ja mehr ein Stoßseufzer des Künstlers als des Politikers. Die mannichfachen Irrtümer über die besten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an sich selbst, die abnormen Vorstellungen von einem reinsten und höchsten poetischen Wirken in der Abgeschiedenheit eines Dorfschulhauses hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantisch eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen der Dichter empor gewachsen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerschaft zur „praktischen“ Kunst des Tages, zu den Typen neuerer dramatischer Poesie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordre, als er in den meisten dramatischen Versuchen der Gegenwart wahrnehmen konnte, er befestigte sich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder

die geschickte Architektur eines Werkes, die französische Kunst leblosen Szenenbaues und unwahrer Szenensteigerung, noch die Durchgeistigung des Schauspieles mit Tendenzen, mit Zeitgesinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Auch in den ersten vierziger Jahren, wo neben Shakespeare und Lessing die Romantiker noch starken Einfluß auf ihn hatten, wie die ältern Bernauerbearbeitungen, wie das Lustspiel „Hanns Frei" und noch spät „Das Fräulein von Scuderi" bezeugen, wo er noch keineswegs ein „Realist" geheißen werden durfte, gebrach es keiner seiner Jugendschöpfungen an Realität, an einer Fülle unmittelbarster Wirklichkeit und warmer Lebensempfindung. Obschon Ludwig nicht sowohl von der Musik her (denn die Poesie war das erste und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Musik hinweg zur „Litteratur" kam, und darin den Musiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede seiner Erfindungen in eine durchklingende Grundstimmung gleichsam einzutauchen, so hatte doch sein Gestaltungstrieb sehr früh die Versuchung zum lyrischen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyrisches Drama „Libussa" aus der Mitte der dreißiger Jahre lassen erkennen, daß diese Versuchung an ihn herangetreten, aber vor dem stärkern Drang, Gestalten zu schaffen, vor der plastischen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieser Gestalten rasch gewichen war. Von der ersten Ausführung des „Engels von Augsburg" bis zur endgiltigen Gestaltung des „Erbförsters" ließen sich in dem, was er „sein Handwerk" nannte, in der dramatischen Praxis Ludwigs Vor- und Rückschritte wahrnehmen, was bei den widerspruchsvollen Forderungen der „praktischen Bühne" unvermeidlich war. — Aber sieghaft, im beständigen Wachsen blieben sein Bedürfnis,

sein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimsten Zauber abzugewinnen und sie in seine Gestalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, sich an die Wiedergabe einer freilich unerschöpflichen Lebensfülle zu verlieren, gering anschlug. Unverkennbar bestand zwischen dem Grundtrieb seines persönlichen Lebens und dem seiner poetischen Natur eine nahe Verwandtschaft. Wie Ludwig gegenüber der zerstreuenden Hast der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung so über alles hinausstellte, daß er dadurch der Isolierung anheimfiel, so zwang es ihn sowohl der zur mechanischen Eintönigkeit gewordnen theatralischen Komponier- und Szenierkunst, als der rednerischen Geistreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzusetzen, auch wenn die „Technik des Dramas“ darunter leiden mußte.

Während Ludwig solchergestalt auf Wegen die von der ausgefahrnen und vielbetretenen Heerstraße der Tageslitteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck seiner poetischen Individualität suchte, hatte sich im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen und der vorherrschenden Zeitbildung seine Welt- und Kunstanschauung voll entfaltet. War er zur stillen Beschaulichkeit des Idylls gleichsam erzogen worden, blieb die möglichste Ruhe, das beschränkteste Gleichmaß des äußern Daseins ein Verlangen seiner nie zur vollen leiblichen Gesundheit erstarkenden Natur, so hatten sein geistiger Blick und sein poetischer Drang jede Enge der Sinnesweise, jede kümmerliche und kleinliche Auffassung des Lebens früh überflogen. Der weltumspannenden Weite seiner Einbildungskraft, die in seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Anfängen sichtbar wird, paarte sich allerdings im Einklang mit der

Digitized by Google

subjektiven Natur des Dichters ein unüberwindlichen Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das schlichte Heldentum unbedingt in eins zusammen, aber in Ludwigs Auffassung unscheinbaren gleichwohl echten Lebens, in seiner Vertiefung der einfachen ungeteilten Empfindung, in seiner Bevorzugung lautloser vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieser Zug zur Einseitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte sich indes angesichts der Tendenzpoesie der vierziger Jahre, ihrer Überhitzung, ihrer Lüge zur entschiednen Geltendmachung seiner innersten Empfindung, seiner Lebenswahrheit gedrungen und gestimmt fühlen. Je näher er der herrschenden Litteratur ins Auge sah, um so entschiedner stieß ihn die von der Natur losgelöste Willkür, der Mangel an schöpferischer Lust, der immer stärkere Widerspruch eines anspruchsvollen Pathos mit seelen- und lebenslosen Scheingestalten und schließlich die politische Frivolität ab. Ein Brief den er Anfang 1848 an Karl Schaller schrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zu Mut war:

„Preise dich glücklich, daß du die gerühmte neue Litteratur nicht in der Nähe siehst, ihr Charakter ist Charakterlosigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beschönigen; darin ist unsre Zeit ohne Widerspruch groß. Sonst regelte man sein Handeln, Wünschen u. s. w. nach den Gesetzen der Vernunft; heutzutage schmiedet man die Grundsätze nach seiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu sein? Ein Mensch, den man sonst charakterlos, gesinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein „Talent.“ Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgesprochen, daß ein Mensch eben keines Charakters bedürfe. Wer die

wahre Freiheit sucht, müßte doch zuerst darauf hinwirken, sich selbst frei zu machen, d. h. sein Leben zum vollsten Ausdruck der Gesetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten sollen, denen gleicht, die sich das Ansehen geben, sie uns zu verschaffen, so möcht ich meinem Vaterunser noch eine achte Bitte hinzufügen: „und behüte uns vor der Freiheit.“ Wiewohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehre, als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Litteratur repräsentiert. Sie fingen im Politischen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Litteraturgeschichte hinaus, das will sagen: sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches sie selbst mit begangen. — — — Eine litterarische Verbindung, ich will sie die Jungböhmen nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutschenhaß zu improvisieren. Einen davon kenne ich selbst; ein wohlgenährter gehäbiger Jüngling und dazu selbst ein Deutschböhme. Diesen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen sollte, er sagt: die Nationalböhmen liegen im Schlafe, sie müssen aufgeregt werden, und dies zu bewerkstelligen ist das nächste Mittel, den alten historischen Deutschenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Ist es nun, nachsichtigst beurteilt, nicht eine wahre Gewissenlosigkeit, diese Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge sein von diesem Unternehmen, welches die Unternehmer selbst nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieses Unheil in die Poesie und Litteratur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meisten heutigen Poeten sind keine gebornen; es sind geborne

Digitized by Google

Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und andre mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — — Die Litteratur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsre Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus" machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas Unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eignen Geschäften, und warum solltens die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wies die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsre deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug seine Erbärmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegts nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes."

Digitized by Google

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in seiner zum Abscheu gesteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzlitteratur zu bestärken. Daß er der politischen Lyrik, wo sie echte Leidenschaft, tiefes, vaterländisches Gefühl atmete, das Lebensrecht nicht absprach, bewiesen seine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die sich den funkelndsten Perlen der deutschen politischen Lyrik anreihen. Was er mit wachsender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermessenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunst liegenden Zwecke die Formen der Kunst mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es sich hier nur um einen Schein handle, daß diese zeitgemäßen Schauspiele eben keine Dramen, diese Tendenzromane keine Romane seien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterschied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuschung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entscheidend auf Ludwigs Lebensauffassung, sein sittliches Gefühl, seine dichterischen Vorsätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutsche Zerrissenheit, dem sich ein wehmütiges Erstaunen über die sinnlose Vergeudung von Kraft und guten Willen, ein bittrer Zorn über die ungesunde und unselige Zerrüttung in Geistern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefster Einkehr in sich selbst. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um sich sah und erlebte, ihn zur Zusammenfassung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegensatzes seiner männlich ernsten, tief ethischen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, sondern auch zu der Anschauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegensatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunst, das er seit manchem Jahr

Digitized by Google

in sich trug, ward jetzt durch Erlebnisse und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von seinem ganzen Wesen Besitz und entschied über Richtung und Ziel seiner Bestrebungen. Selbst in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht mehr die erlösende Kraft, die alle Gebildeten des deutschen Volkes aus den Fesseln dürftiger, enger und zumeist unwürdiger Lebenszustände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, sondern grollte mit der weiblichen Weichheit unsrer klassischen Kunst, gab der „nicht sowohl Idealisierung als Sentimentalisierung der Geschichte" schuld, daß wir „uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen." Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt (der sie die Poesie entzogen, um sie dorthin zu bannen!), mit der Welt und sich selbst entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieser zugleich die Thatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unsrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständnis Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen." Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zurücksah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrener Epigonen den herrlichen Meistern einen viel zu großen Teil zuwälzte, aber ebensowenig läßt sich zweifeln, daß er aus dem tiefsten Verlangen seiner schöpferischen Natur

wie seiner ethischen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, sein sittlicher Ernst blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verständnis der menschlichen Leidenschaften im Gleichgewicht; seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft seiner Situationsdarstellung erwachsen konnten. Jene Geistreichigkeit, die den Boden des Gewissens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poesie einen nüchtern nützlichen Dienst im Gefolge der Moral oder des praktischen Bedürfnisses anzumuten, er unterschied sich durch die poetische Mitempfindung der Leidenschaft, das innere Miterleben aller menschlichen Gefühle wie durch die Kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens weit von den kahlen und schalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzschriftsteller sind. Er selbst erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) in sich, aber seine gewissenhafte Reinheit, seine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelflüh nur wenig gemeinsam; er schätzte an dem schweizerischen Erzähler einen Wirklichkeitssinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er selbst in erhöhtem Maße besaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt schaltet, daß in seiner Darstellung alle Erscheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein starkes Gefühl, daß er verantwortlich sei und bleibe für das Licht, das aus seiner Seele auf die Erscheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulste fortan hörbar durch seine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verschiednen Umgestaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die

Digitized by Google

Wildschützen" oder „Wilm Berndt" zwischen 1846 und 1849 erfuhr, mit der ersten Niederschrift des Trauerspiels „Der Erbförster" zeigt sich sehr deutlich, wie ohne jede Verkümmerung des dichterischen Wuchses der rein poetischen Eigenschaften, ja im Wachsen dieser der ethische Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanschauung beständig stärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieser bürgerlichen Tragödie ergreift, schon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient schreiben: „Der Berndt und sein Mädchen sollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohlthun. Das Heimlichste des Zusammenlebens, das Ergreifendste, was Geschick und Leidenschaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter sehend der grüne rauschende Wald." Mit der Charakteristik, der größern Plastik aller Gestalten, namentlich aber der des Erbförsters gewann auch der ethische Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig schrieb: „Wenn ich an die erste Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erstaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben," hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt sie auch jetzt noch sei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgestalt zum Typus des Gemüts- und Instinktmenschen ward, der sich äußerlich bis zur abstoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichste Empfindlichkeit und weichste Reizbarkeit bewahrt. In diesem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen scharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerstörenden Leidenschaften bewegten Volkes, und je individueller er die Gestalt belebte, um so höher wuchs ihre Allgemeinbe-

deutung. Indem aus dem ursprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbförster Christian Ulrich herauswuchs, wandelte sich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmosphäre der Tragödie. Der dünkelvolle Rechthaber Wilm Berndt, dem der Ohm seiner Frau mit einigem Recht ins Gesicht schleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was ist das weiter? Um Brot arbeitet so einer nicht. Aber prozessieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht ist euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigensinn! Euer Eigensinn ist euer Weib und Kind!" bildete sich in der Phantasie und dem tiefsten Gemüt des Dichters zu einer Gestalt um, an der sich wärmster, innerer Anteil nehmen ließ und zeigt so die durchaus verschiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 stand.

Die gewisse Annahme seines bürgerlichen Trauerspiels „Der Erbförster" am Dresdner Hoftheater brachte einen entscheidenden Umschwung in Otto Ludwigs persönlichen Verhältnissen hervor und entriß ihn — zur Genugthuung des treuen Ratgebers Eduard Devrient — der Einsamkeit, in die er sich abermals tief eingesponnen hatte. Im September 1849 siedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem bescheidnen noch bestehenden Gasthof, dem „Trompeterschlößchen" am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Thatsache, daß die angesehene Hofbühne ein größeres Werk des seither ungenannten Dichters unter Einsatz ihrer besten Kräfte zur Darstellung zu bringen beabsichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunstsinnigen und theaterliebenden Kreise Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer stattlichen Reihe von Persönlichkeiten zusammen, davon wenigstens einige mit ihm in dauernder

und förderlicher Verbindung blieben. Eduard Devrient zeigte sich unermüdlich wie in Empfehlung des neuen Dramas so auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und der Dichter selbst fühlte, daß er sich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in seinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild seines Dresdner Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung seines „Erbförsters." Auch in den Briefen an seine Braut hat Ludwig neben aller Sehnsucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Aussichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Gustav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerschlitten ankam. Wir wurden einander vorgestellt. Freytag wußte schon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geschrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte, und kehrte um. Wie ich diese geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag schon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag sagte ihm, wer ich sei, und wir stellten uns nun selbst einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff schob, verdenke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desselben unzufrieden sind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erstenmal sieht, nicht ein solch Geständnis machen. Wenn die beiden mit einander sprachen, war mirs, als sähe ich Klaus und

Klajus aus meinem Schulmeisterleben. Freytag lang, schmal, blond, dagegen Klaus, wollte sagen Auerbach klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erste ist ein Schlesier, dem harten Dialekt nach, der andre schien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald stamme. Devrient hörte die zwei ersten Aufzüge (von Freytags Schauspiel „Graf Waldemar") in unsrer Loge mit an, dann ging er heim seines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Freytag sagte, seine Stimme mir schuldig sei. Wir sprachen nur von ihm, und zwar alle in demselben Geiste; er ist auch eine seltne Erscheinung in unsrer frivolen Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelsten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unsrer Loge, die bald aus unsern Gesprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte sie Freytag die Hand, in dem sie sagte: „So danken wir bei uns in Ungarn." Was uns alle freute. Die etwas zusammengesunkne Gestalt des sonst so frischen und humoristischen Freytag beim Anhören seines Stückes und Auerbachs gutmütiges so zusagen tröstendes Zunicken bei besonders gelungnen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeisterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will."

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntschaften so bedeutsamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftstellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförster" vorbereitet und endlich einstudiert, auch das Bühnenmanuskipt gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er besuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ

den Meyerbeerschen „Propheten“ — die große „Sensation“ jener Tage — an sich vorüberrauschen, er hörte mit seiner von Meißen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte sich in diesem zum erstenmale an Franz Schuberts verschwenderisch reicher C-dur-Symphonie; er aßte den kühnen (bald wieder fallen gelassenen) Plan seine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und suchte seine alten Künstlerfreunde Ludwig Richter, Öhme und Langer auf, er sah in seinem bescheidnen Zimmer im Trompeterschlößchen jetzt jeden Tag neue Gesichter und fand sich auf einmal und noch bevor der „Erbförster“ eine Wirkung gethan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüngrer Männer voll Talent und Enthusiasmus. Von allen, die ihm damals in den ersten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Eisfeld“ in weitere Kreise hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die sie von der eigentümlichen großgearteten Natur des Dichters empfingen, einer spätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Persönlichkeit Ludwigs ist in den schlichten und kurzen Erinnerungen eines hochstehenden evangelischen Geistlichen, des gegenwärtigen Oberhofpredigers und Oberkonsistorialpräsidenten Dr. E. J. Meier erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergessen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, seine Gestalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerst nahe trat, und er mich im Trompeter-

schlößchen in seiner bescheidnen Dichterherberge empfing. So sehr mich die hohe geistige Überlegenheit des Mannes, die aus seinen Augen blitzte und aus seinen Worten strahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, so ungemein zog mich seine schlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetischen Genius und seine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton seiner Stimme so überaus wohlthuend sprach. In ihm waren Dichter und Mensch in seltner Weise vereint. Mit glücklich divinatorischem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innersten Kern und schaute alle Dinge mit poetischem Auge an, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zusammenhang zu rücken und es oft überraschend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eignen Schöpfungen zersetzte, anderseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch seine Welt- und Lebensanschauung ging ein stark deterministischer Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, von einem weltschmerzlichen Pessimismus, so nahe die Versuchung dazu bei seinem langen und schweren Leiden lag; seine kerngesunde, kräftige Thüringer Natur schützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menschlichen Interesses würdigen Erscheinung. Einen so durchdringend scharfen und sichern Blick er für die Thorheiten und Verirrungen im menschlichen Leben hatte, und so

Digitized by Google

meisterhaft er es verstand, sie bis ins kleinste Detail hinein mit mikroskopischer Genauigkeit zu zeichnen, so war doch sein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe seines Blicks wie seines Urteils war mit dem liebenswürdigsten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menschen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem größten Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare, als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter.

Um einiger charakteristischen Äußerungen Ludwigs zu gedenken, so beschränke ich mich aus der reichen Fülle derselben auf einzelne mir persönlich am nächsten liegende. Als ich ihm auf seinen Wunsch meine erste Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23 bis 25, verbreitete er sich über den eigentümlich „gebildeten“ Stil, in welchem der Verfasser das vierte Evangelium geschrieben habe und der einen hohen Geist verrate; außerdem stimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Christus und seiner völlig einzigartigen Erscheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Erhabenheit über alle Heroen der Geschichte. Als ein-

Digitized by Google

mal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen sei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müsse das göttliche Licht leuchten. Daß der Geistliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geistliche solle nach der eigentlichen, tiefern Auffassung seines Berufs ein Prophet sein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebsten dachte er sich einen Geistlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weisen, hierin übereinstimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausspricht, daß keinem Stande des Altwerden so gut stehe, als dem geistlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt sprach er einmal ergreifend schön von dem tiefen Ernste des Gedankens, daß der Mensch sein eignes Schicksal, Himmel und Hölle in seiner Brust trage. Als ein weiser Mentor warnte er vor geheimen unüberwundnen Zweifeln, durch deren in ernstem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erstarke. Wiederholt sprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innersten Gedanken und Empfindungen entsprechenden Ausdruck und Gestalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu sagen, alles, was man drinnen hat, so aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in seinen Kopf und in sein Herz hineingeben könnte, wie mans drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erste geistliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasselbe mit dem für ihn, den Realisten, charakteristischen Wunsch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn sein werde, insonderheit in dem Sinne, daß ich

auch nach Winzerart die saure Mühe nicht scheue, die Reben vom Ungeziefer zu säubern.

Über sein Leiden sprach er in spätrer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bittern Wort, auch als es immer stärker wurde und ihn, wie er wohl scherzend äußerte, zu einem fixsternartigen Dasein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er sein Leiden trug, und die nicht selten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernst steht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menschen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günstiges Geschick preisen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu sein."

Während sich um den aus langer Abgeschiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erspart. Die ursprünglich auf den 29. Januar 1850 angesetzte erste Aufführung des „Erbförsters" verschob sich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regisseur Dittmarsch die Nachricht, daß Frau Bayer-Bürck, die Darstellerin der Försterstochter Marie, plötzlich erkrankt sei, erst am 2. März konnte die Einstudierung ernstlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutschen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakonisch in seinem Hauskalender ein: „Ging nicht sonderlich"; Ed. Devrient aber, den die Schweigsamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in seinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförster. Ging sehr schlecht, niemand that seine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unsicher, die Verabredungen waren vergessen. Ludwig war gegenwärtig, er wünschte ein rascheres Zusammen-

Digitized by Google

spiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen..“ —

Am 4. März fand die erste Aufführung statt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letztere schon vor leerem Hause, beide aber mit steigendem Beifall. Der Gesamteindruck war ein schwer zu beschreibender. Kein Zuschauer und Hörer vermochte gleichgiltig und anteillos zu bleiben, atemlos lauschte man der Entwicklung, erschreckt und erschüttert beugte man sich unter der Wucht der Katastrophe. Doch je willenloser man sich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um so stärker opponierte man nachträglich und in der Erinnrung dem „grausigen“ Trauerspiel. Wie man im vorigen Jahrhundert zu „Othello“ und „König Lear“ andre versöhnliche Schlüsse verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerm Recht einen den schauspielhaften Anfängen des Werkes entsprechenden „glücklichen“ Schluß. Ein Teil der Kritik ließ sich nicht nehmen, die widersinnigsten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuschleudern; auch in anerkennenden Besprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit stärker betont, als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte sich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn sein „Erbförster“ war eben nicht bloß ein neues Stück, sondern ein litterarisches Ereignis, „Otto Ludwig aus Eisfeld“ nicht bloß ein neuer Name, sondern eine mächtige, in sich geschlossene Dichtergestalt, auf die sich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieser Hoffenden, der später dem Dichter engverbundne Moritz Heydrich, erzählte fast ein Vierteljahrhundert nach der ersten Darstellung des „Erbförsters“ am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener ersten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergessen. Es

war das Wehen eines originalen echt dramatischen Dichtergeistes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langsam heranrollenden majestätischen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landschaft blitzschnell seltsam beleuchtend, alle ergreifend, erschütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätselhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnersturm der Phantasie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton so neu, so ureigen, so anheimelnd und doch auch so furchtbar und unheimlich, abstoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war sichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf suchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverständnis, unwandelbar treuer Freundschaft das reinste, befriedigendste Glück meines Lebens." (M. Heydrich, Nachlaßschriften O. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Heydrich suchten andre enthusiastisch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnsucht erblickten, der realistischen Treue und Frische seiner idyllischen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke seiner tragischen Situationen zujauchzten, die Bekanntschaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Versendung des Bühnenmanuskriptes des „Erbförsters" strömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen sich die starke Wirkung des Trauerspiels auf grundverschiedne Naturen offenbarte. Bei Übersendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Eisfeld nach Sonneberg versetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geschrieben: „Das beiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowohl als Schauspielkunst. Ich habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zusammenstellung man seit zwanzig

Jahren, man könnte sagen seit sechzig Jahren Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, schöne — nicht zu enggenommne — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatischen Handwerker hab ich gegen mich, sogar einen großen Teil des verdorbnen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die bessern unter den Schauspielern zu. Hier ist es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erste Eindruck war ein merkwürdiger. Diese Totenstille, die ersten Aufzüge enthusiastisch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angst, sonst das Lärmen der Aufstehenden, schon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten sie vergessen, daß Komödie gewesen und diese nun aus war. Die Schauspieler übertrafen sich alle selbst, sie spielten alle mit Begeisterung, besonders Devrient, mein erster Verbündeter. In diesem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, so wenig als in der Dichtung, schlichte und doch so furchtbare Wahrheit."

Die gleiche Auffassung der Bedeutung seiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielstimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten sich Heinrich Laube, der seit wenigen Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunstsinnige Intendant des Weimarischen Hoftheaters, entschlossen, den „Erbförster" auf ihren Bühnen darstellen zu lassen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunsten schwer in die Wagschale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube selbst: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche

Kraft. Eine realistische Kraft, welche mit Romantik verquickt war. — Das Trauerspiel wirkte bis auf seinen Höhepunkt ungemein kräftigend und erfrischend. Die realistische Schilderung der Charaktere im Forsthause war geistig durchhaucht von fein menschlichen Zügen; die Bewegung des Handlungstoffes war ganz natürlich und der Atem der Romantik über alledem erschien anspruchslos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich gespielt. Denn die Schauspieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zusammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen ist und sie wirken nur dann leicht und sicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anschütz als Erbförster erquickte durch solides, wohlthuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meisterstück von Genremalerei, Dawison brachte die Wut und das innere Entsetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anschauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauspielkunst, Eduard Genast, die Rolle des Erbförsters mit größter Liebe und Hingebung und entsprechendem Erfolg gestaltete und an Ludwig schrieb: „Ihr „Erbförster" ist das beste Werk der Neuzeit," rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, jetzt regierende Großherzog Karl Alexander von Sachsen fühlte sich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderstehlich angezogen; Franz Liszt, dessen künstlerischer Instinkt für wirklich geniale Begabung und schöpferisches Vermögen beinahe untrüglich war, interessierte den um ihn versammelten Künstler- und Schülerkreis für die neue poetische Wundererscheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebnen Bei-

spiel folgten während des Sommers und Herbstes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stuttgart, München und Karlsruhe ging der Erbförster alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen trösteten den Dichter einstweilen mit der „Annahme" des Stückes. Wo das Trauerspiel zunächst nicht dargestellt werden konnte, in Leipzig zum Beispiel, sorgten Vorlesungen vor einem größern und empfänglichen Kreise für eine wenn auch unzulängliche Bekanntschaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs persönliche Stellung in Dresden wirkten alle diese Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu suchen, doch die Welt suchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorschlag mit Einstimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgesellschaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er schon näher stand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernst Rietschel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peschel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnasiums Dr. Julius Klee, einer der geistvollsten Philologen und jovialsten Gesellschafter, der Oberlehrer und Historiker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Bendemann und Hübner sprachen zuweilen in der Montagsgesellschaft ein, die unserm Dichter Gelegenheit gab, die lange im stillen genährte Eigenart wie die Tiefe seines Geistes, den Reichtum seiner selbst erworbnen Bildung in lebendigem Austausch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um diese Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftsteller Moritz Heydrich für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den ersten Bänden seiner Dorfgeschichten und namentich nach der vielgelesenen Novelle „Die Frau Pro-

Digitized by Google

fessorin" auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte sich soeben nach seiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Nina Landesmann, in Dresden niedergelassen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anschlußbedürfnis seiner Natur rasch in allen Gesellschafts- und Kunstkreisen heimisch geworden war. Er hatte vom Tage der ersten Begegnung an für Ludwigs Person wie für dessen echtes und großes und wenigstens nach einer Seite hin dem seinen verwandtes Talent eine warme und werkthätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Frische und Stärke wie die geistige Tiefe des Erbförsterdichters eine Fülle geistiger Anregungen bot; er sah auch mit einigem Kopfschütteln, aber mit der regsten Lust, Abhilfe zu schaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinsamen Schriftstellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach seinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen schönen Menschenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförster," habe ich auch ein Stück Kamerad." (Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tiefreichender Unterschiede und Gegensätze in seinem und Auerbachs Wesen war Ludwig für Auerbachs Freundschaft von Herzen dankbar, dachte sehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte sich jederzeit zu tief eingehenden Gesprächen bereit, wenn Auerbach in seinen Arbeiten „etwas flüssig reden mußte." In die tragischen Erzählungen Auerbachs aus den ersten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg" und „Der Lehnhold" ist ganz ersichtlich, und ohne daß sie darum minder Auerbach gehören, ein starker Blutstropfen von der tragischen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieser Zeit mit seinem freund-

schaftlichen Drängen zum Abschluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günstigen, fördernden Einfluß. War der geistige Austausch zwischen Ludwig und Auerbach der zweier poetischer Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künstlerischen Schaffens zu offenbaren hatte, so blieb im Freundschaftsverhältnis zu Moritz Heydrich Ludwig meist der Gebende, Heydrich der Empfangende. Moritz Heydrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in seiner Vaterstadt gestorben) verdankte seine Bildung dem Thomasgymnasium und der Universität zu Leipzig, an der er Philologie und Philosophie studiert und sich namentlich dem geistvollen Ästhetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeschlossen hatte. Schwärmerisch für Drama und dramatische Kunst begeistert, hatte er in Hamburg als Schauspieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein gewißes leidenschaftliches Pathos des persönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit seines Wesens und der Gesundheit seiner geistigen Anschauungen in einem gewissen Widerspruch stand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er sich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Grachus," die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Posse „Prinz Lieschen," beinahe der einzigen Posse jener Jahrzehnte, der ein poetischer Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber diesen vielversprechenden Anfängen entsprach die spätere Entwicklung des Schriftstellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit seinem größern Freunde — Heydrichs Streben und Schaffen, seine spätern dramatischen Anläufe beschränkten sich auf Operndichtung und Liederspiel. An Ludwig, dem er sich mit allem Feuer seiner Natur und mit der ihn beseligenden Überzeugung angeschlossen hatte,

daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er selbst bloß ersehnen und begeistert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte diese Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der ersten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßschriften. Da sich Heydrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundstück, eine Weinbergshufe in Loschwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden selbst wohnte, so sollte ihm unter allen spätern Freunden Ludwigs der längste Verkehr mit diesem gegönnt sein.

Erweiterte sich solchergestalt der Lebenskreis des Dichters ohne sein Zuthun, und füllte er sich mit neuen Gestalten, so brachte diesem sein „Erbförster" auch eine Erinnerung an die verlassene Heimat. Er hatte nicht versäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burkhardt in Eisfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghausen, an Ludwig Bechstein und Kapellmeister Grund in Meiningen Exemplare des ersten Druckes seines Trauerspiels zu übersenden. Am Abend des 5. April 1850 ward er durch eine schlichte, aber herzliche Huldigung, eine Adresse von Eisfelder Bürgern überrascht, deren Wärme nachträglich eine Sühne für alle Zweifel und Mißurteile war, die ihn 1842 aus seinem thüringischen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon seit Monaten durch verschiedne Zeitungen in erwartungsvolle Spannung versetzt, hatten wir endlich in diesen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerspiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertsten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförster gelesen und wieder gelesen, wir haben auch durch Vorlesen, so gut es in unsern Kräften stand, den Geist, der in dem Stücke weht, ein größeres Publikum ahnen lassen; wir haben uns endlich die über

das Stück bereits entstandne Litteratur zu verschaffen gewußt. Es ist uns klar geworden, daß der Erbförster das Erzeugnis eines Fürsten der Geister ist, ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeschlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfindelei unsrer Tage, die Natur stets als einen willkommenen Gast aufnimmt; diese Klänge haben, wie sie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, sie haben das Innere erfaßt, weil sie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuschen glauben, daß im Erbförster manch heimelnder Ton anklingt, daß der frische Tannenwald gemalt ist, als bekränze er ein thüringisches Waldthal, daß das Jägerhaus sein Urbild in unsern Bergen sucht, daß der Förster und seine stämmigen Söhne, die Försterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildschützen uns längstbekannte und doch erst erkannte Gestalten sind, so verstatten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit so hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchsigen Sinnes etwas wert ist, so empfangen Sie unsre ungeteilte Hochachtung für das schöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unser Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförster andeuten, unsern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unsre Vaterstadt häufen, indem Sie sie in die Reihe der Städte stellen, die es sich zur Ehre anrechnen können, daß ein

Mann aus ihnen hervorgegangen ist, den das Volk achtet und liebt.“ —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnsucht nach stiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und siedelte sich für einige Monate unter den schönen alten Laubbäumen des Buschbades bei Meißen an. Hier besuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Heydrich, Wilhelm Wolfsohn und Pecht, Oehme und Langer, der ihn vor seinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buschbad wurde er einigemale zu kurzen Reisen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Gustav Freytag und dessen Frau einen Mittag in „Stadt Rom“ und einen Nachmittag auf der Brühlschen Terrasse zu verbringen, ein andresmal um Eduard Devrient nach dessen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Passionsspieles unterichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsstab“ entworfen und mit Devrient eingehend besprochen, während der ersten Wochen im Buschbad beschäftigte er sich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel stieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrients Wunsche bis zur Winterspielzeit sein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke seines dramaturgischen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrrose“ in ein Schauspiel „Die wilde Rose“ umzuschmelzen. Binnen wenigen Wochen löste Ludwig die Aufgabe, die er sich in einem Augenblick gesetzt hatte, wo er den innersten unantastbaren Kern seiner Natur wie seines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchste wie das Tiefste, wo er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Über=

zeugung seiner Phantasie und der zeugenden Wärme seines Gemüts dabei war, aber die Behendigkeit und das Geschick des willkürlichen Machens gebrachen ihm, er verlor die Sicherheit der Selbstkritik, sobald er nicht er selbst sein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Lesung der „Wilden Rose," die er „mit Entsetzen fortgelegt" hatte, in sein Tagebuch schrieb: „Das ist eine Arbeit, wie im Rausch gemacht," traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den sich Ludwig bei solcher von außen her angeratener und wider die eigne erste Empfindung streitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rausch, beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner besten Kräfte. Die herbe Kritik Devrients über die „Wilde Rose" ließ den Dichter denn auch sehr kühl, um so kühler, als er jetzt, im Herbst 1850, die Gestalten und großen Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen sah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erste Ausführung seines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild" vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchsten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte sich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen seiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er sich auf Devrients erstes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin" neu zu bearbeiten, so fand er es zunächst unsäglich schwer, dem völlig ungestalteten Plane die volle schaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppelehe Judahs mit Lea und Thirza und des Todeshasses der ältern gegen die jüngere Frau schien ihm mit Recht so ergiebig als ergreifend; doch gerade dies Motiv erklärte Devrient schlechthin für bühnenunmöglich. Am 22. Dezember seufzte Ludwig in seinem Hauskalender:

Digitized by Google

„Lese Schuberts Reise in den Orient, bin nicht imstande, an die Makkabäerin zu denken. Sie ist mir wie die ganze Welt zuwider.“ Nach einem Weihnachtsbesuch im Meißen, der ihm das Herz erfrischte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieser Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden.“ Während der ersten Monate des Jahres 1851 aber sah sich der Dichter wiederum viel durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, am 21. Februar schrieb er dem in Leipzig weilenden Heydrich, daß er sich „körperlich noch immer erbärmlich“ befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte sich aber gleichzeitig einer strengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geselligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigstens hemmte. Erst im Juli durfte er wieder aufatmen und sich dauernd ins Freie wagen, mietete sich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom August bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerstoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führte, glücklich zum Abschluß brachte. Aber stärker als je zuvor empfand er in allen guten und bösen Stunden dieses Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterschlößchen“ zu Dresden Quartier nahm, war der Entschluß gefaßt, sich auch in einer Nußschale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember stellte Ludwig das Gesuch um Aufnahme für seine Braut in den herzoglich

Digitized by Google

meiningischen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld; am 27 Januar 1852 fand zu Meißen seine Trauung mit Emilie Winkler statt, und Ludwig führte seine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beschlossen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben diese Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, sich daselbst, „wo man ihn auf den Händen tragen werde," niederzulassen, und trotz der Pietät, mit der er seinen Gartenbesitz in Eisfeld festhielt.

In der Vaterstadt des Dichters gab seine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigschen Singspieles von 1837 „Die Geschwister," deren Ertrag zu einer silbernen Hochzeitsgabe für das junge Paar verwendet wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Eisfeld" aber trugen fortgesetzte Aufführungen des Trauerspiels „Der Erbförster" in weite Kreise; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen, das Drama zu erwerben und der „Erbförster" war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghausen und Meiningen gegeben worden. Überall spürten die Empfänglichen, daß der „neue" Dichter eine ungemeine Erscheinung sei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.

Digitized by

Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach seiner Heirat schrieb Otto Ludwig dem alten Eisfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambrosi," der krank gewesen war: „Was machst du? Hast du dir dein Übel und seine Folgen von den Flügeln geschüttelt? Allem Anschein nach ist deine Maladie wenn nicht eine Schwester doch eine Base von meiner gewesen. Ich nehme seit meiner Heirat an Gesundheit zu; es ist doch etwas Schönes um solch liebevolle Pflege, wie sie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unsre Wirtschaft hat vor der Hand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, stecken zusammen in demselben Zimmer des Trompeterschlößchens, das ich als Junggeselle schon inne gehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waschtisch und zwei Leute, die sich freilich mühsam dazwischen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten wäre thöricht gewesen. — — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitslust und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mirs ebensowenig, als an Lust am Leben und an der Welt. Vormittag wird gearbeitet, nach dem Mittagsessen durchwandeln wir

ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbescherung scheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends schöner sind als ungepflückt am Baum oder Busche, der sie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten gesprochen, und meine Frau stellt mit großem Geschick und gleicher Liebe meinen Registrator, Kopisten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermissen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unsern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schaudern kann, wenn ich mir denke, ich wär an ein Wesen gekommen, wie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinen geistigen und physischen Bedürfnissen so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umsehen, die schon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es scheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will."

Die Arbeit, bei der dem Dichter seine junge Frau so treulich zur Seite und beistand, war die abermalige und diesmal endgiltige Neugestaltung der Makkabäertragödie. Während dieser ersten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergesiedelt war, das damals noch nicht als ein halb städtischer Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er nicht verzagte, obschon Devrient und andre Freunde fortgesetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Um-

arbeitung seines ursprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren sich Ludwig zu Lust und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umsonst in einem spezifisch litterarischen Kreise, hinter dessen poetischen Kräften allerlei Journalisten und litterarische Neuigkeitsträger standen. Und da der Dichter seit dem „Erbförster" ein Gegenstand der Teilnahme wie der Neugier war, so waren unterschiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über seine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollste der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeschlossene und unvollendete Schöpfung muß die Bestimmung angesehen werden, nach der die ausgezeichnete Berliner Schauspielerin Auguste Crelinger (frühere Frau Stich) sich im allgemeinen entschieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, zu der sie eine große neue Rolle darzustellen wünschte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man sieht leicht, daß dieser mehrfach betonte Wunsch die Darstellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatische Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und sein dramaturgischer Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatischen Heldenmutter beeinflußt wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterschriftsteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuschneiden, allein die Mahnung Devrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle festzuhalten, klangen ihm doch in der Phantasie und in den kritischen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dramatischen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in seiner ländlichen Einsamkeit in Strehlen,

wo er sich so abgeschlossen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden fast nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beschäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handschrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt“ habe, mußte sich aber eingestehen, daß das Ganze „sehr schön und echt poetisch“ sei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verständigten wir uns leicht, er versteht schnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen,“ heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauspieler, der sich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln sollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in seiner eignen Weise behaglich wohne,“ die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgesetzt Gelegenheit, die schlichte Bedürfnislosigkeit des Dichters, die seinen Haushalt wie seine Person durchdrang, zu bewundern oder — je nachdem — zu schelten. Die einfachen Gewöhnungen Ludwigs schlossen für ihn zunächst keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geist jener Tage fort, in denen er geboren und erwachsen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutschland eine gewisse knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens aufgewiesen hatte. Ludwig fühlte sich so hoch über alle Zufälligkeiten des Besitzes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernst so durchaus seinen geistigen Bestrebungen, daß ihm im großen und ganzen selbst der Vergleich seiner Lebenslage mit der andrer fern lag; er war der höchsten Genüsse so sicher, daß er andre Genüsse kaum je vermißte. Wäre Lud-

Digitized by Google

wig des eng umschränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft sicher gewesen, hätte ihm der bescheidenste Ertrag eines Vermögens oder sonst einer Einnahme, die er lediglich sich selbst dankte, die Fortdauer seiner besondern Art der Existenz unangefochten verbürgt, so würde er mit dem ruhigsten Gleichmut auf alle glänzenden Preise des Lebens verzichtet haben. Denn in seinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemessenen Dasein im Hause und in der Familie nur eines Wert: die ernste künstlerische Leistung, die ein Künstler mit gutem Kunstgewissen und mit dem reinen Bewußtsein, zum Besten eines wahren und höhern Lebens in seinem Volke geschaffen zu haben, aus der Stille seiner Werkstatt hinausgehen lassen kann.

Der Dichter der „Makkabäer" durfte, wenn einer, dies gute Gewissen und dies reine Bewußtsein haben und hegen. Die erste wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verschieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweis verschieden in der Charakteristik der handelnden Gestalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernstes und eines Schwunges, der den ewigsten und unmittelbarsten Empfindungen des Menschendaseins und eines geschichtlichen Volksdaseins entsteigt. Durchgehends hielt der Dichter die Erkenntnis fest, daß die Familientragödie im Hause des Matthatias der Spiegel der großen Volkstragödie sei, daß sich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwischen den höchst individuell gezeichneten Spielern und Gegenspielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuschte sich nicht darüber, daß dem in den biblischen Büchern überlieferten Stoffe ein epischer Charakter anhafte, aber er traute sich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirksames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernster Würde und einer priesterlichen Hoheit, die der Makkabäergeschichte inne-

wohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und so blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und scheute vielleicht nur darum vor einer noch rücksichtslosern Ausscheidung aller überlieferten epischen Elemente zurück, die in den dramatischen Gegensätzen nicht aufgehen wollten. In der ersten Bearbeitung von 1850 trat entschieden der thatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwist sein Leben vergiftet, alles Interesse, alle Spannung richtete sich auf den Konflikt zwischen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überschreitet, und der engelhaften Thirza, die sich nur zu sehr innerhalb dieser Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur, That, Schuld und Sühne seines Judas Makkabäus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachsenden Katastrophe zu bringen, noch vermochte er das mitspielende Volk wirksam zum Untergrunde der tragischen Vorgänge zu machen; die Handlung spielte sich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darstellung dieser erhielt dadurch stellenweise den Schein des Äußerlichen, Opernhaften. Daß sich dieser Übelstand hätte beseitigen lassen, ohne das ursprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig sehr stark, aber nachdem er einmal zugestanden hatte, daß die orientalische Sitte der Doppelehe auf unsrer Bühne nicht wohl dargestellt, am wenigsten zum Ausgangspunkt, zur Voraussetzung eines tragischen Konflikts gemacht werden dürfe, war eine tiefgreifende Umgestaltung seines ganzen ursprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Hasses der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere, in den Haß der stolzen Mutter eines großen und blühenden Hauses gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauses niedre Tochter“ bleibt, wurde

Digitized by Google

bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchster Poesie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte sich darin seinem dramaturgischen Ratgeber überlegen, daß er nicht glaubte, alles minder Geglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte (zweite) Gestaltung der Tragödie stand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatische Schöpfung besitzt, schon bedeutend näher. Wie der Titel besagt, war auch hier Lea als die eigentliche Heldin der Tragödie, als charakteristische Vertreterin der Besonderheit ihres Volkes im Guten und Schlimmen erfaßt und durchgeführt.

Die Besonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegensatz zwischen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtsein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des schwächern Eleazar bereits in die Erscheinung trat, sondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an sich selbst und seinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des ersten Aktes) durch den kühnen Aufbruch Eleazars nach Jerusalem („Was macht den Knaben so selbstgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende That, die in der letztgiltigen Bearbeitung vorbereitet erscheint, ist in dieser zweiten Fassung viel mehr Eingebung des Augenblickes, Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes starke Zweifel an sich selbst, an der Berechtigung seines Kampf- und Thatendranges zu besiegen. Das Verhältnis zwischen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war stärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem sie messen soll, wie klein sie ist. Das junge Weib ist auch nicht wie in der letzten

Fassung bloß lauter Demut und schlichte Liebe, sondern durch ihre Kindlichkeit ein unbewußtes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Alle diese Einzelzüge waren ein Verlust am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht that, die Handlung wie die Charakterdarstellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verständnis und Mitempfindung der Zuschauer rascher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Gestaltung des Jahres 1852, die gespielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirksamer Kraft und großzügiger Festigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegensätze zwischen Lea und Naemi, zwischen Judah und Eleazar sind zugleich vereinfacht und doch verschärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und schleppenden Details ist beseitigt, die sinnliche Kraft, der dramatische Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlußszenen des zweiten Aktes in der zweiten und der letzten Bearbeitung der „Makkabäer" lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchsen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die sich nur mit der Größe und Gewalt der höchsten Schöpfungen der deutschen Poesie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, sein Trauerspiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreißenden Tragödie umzubilden, so trug daran nach unsrer Überzeugung nicht die viel behauptete epische Natur seines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatischen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, sondern die Ablösung des Helden der ersten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es ursprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizschuld so furchtbar gerächt und gesühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, so durfte Judah nicht bis zu der selbständigen,

Digitized by Google

alles überragenden Bedeutung emporwachsen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Gestalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, so mußte Judah eine stärkere Schuld am Untergange seiner jüngern Brüder gegeben werden und die schließliche Überwindung seines eifernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeschlossnen Dichtung geschieht.

Dergleichen Bedenken mußten sich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und am Beginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erschien; sie wurden nicht verschwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer" im Buchhandel erscheinen ließ. Und doch wogen alle diese Bekenntnisse und Erkenntnisse im Grunde nur für den Dichter schwer; für die aber, die den treibenden Geist, die schöpferische Kraft und die Macht edler Leidenschaft in der Gesammtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verschwanden sie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erst im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgischer und szenischer Kunst, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatischer Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien scheiterte bei der ersten Aufführung beinahe die ganze Tragödie an diesem Akte, in Dresden traten die Länge dieses und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatischen Anwachsen und Steigen der beiden ersten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entscheidenden, unbestrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus ungewöhnliches, in seiner Ganzheit der einzelnen Zweifel spottendes geschaut habe. Die „Makkabäer"

Digitized by Google

forderten und ertrugen andre Maßstäbe, als die gewohnten; wer sich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenschaftsgehalt, künstlerische und ethische Weise dieses Trauerspieles über den zahllosen dramatischen Versuchen und Anläufen der letzten beiden Menschenalter stand, der schob die kritischen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel stand nicht allein, als er (München, 7. August 1855) an Ludwig schrieb: „So lebendig mich der „Erbförster in sich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den „Makkabäern“ war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menschheit bestes Teil ist, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andre stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen sind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältnis zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutsche Nation mag darauf stolz sein, daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus gewesen. Wo ist denn über-

by Google

haupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!"

Niemand, der heute diese Zeilen Geibels liest, kann sich des schmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht stärkender und entscheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Makkabäer" drückte Geibel genau und glücklich aus, was die freudig beschämt empfanden, die nach dem „Erbförster" die gestaltende Kraft, die Wärme und Frische Ludwigs bewundert, aber gezweifelt hatten, ob dies mächtige Talent sich in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloseste Verkörperung eines Stückes biblischer Historie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdischen Volkes, und doch nichts von archäologischer lebloser Vergangenheitsschilderung, hier empfingen die ursprünglichsten und ewigsten Leidenschaften und Lebensverhältnisse Gestalt, hier wehte der Odem starker Unmittelbarkeit, der die müßige Frage nach dem Bezug zu Tagesinteressen und Zeitstimmungen hinwegblies, hier gab sich eine Macht der Phantasie, eine Freude an der Verkörperung des ursprünglichen Adels der menschlichen Natur kund, die den Dichter schon jetzt unter die unvergänglichen reihte. Der Begriff des Epigonentums ward gegenüber solcher Schöpfung zum sinn- und wesenlosen Schlagworte.

Die Genugthuung, die Ludwig aus den bestrittenen und unbestrittenen Erfolgen seiner „Makkabäer" zu dieser Zeit erwuchs, wurde durch den Verlust des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein andrer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbst 1852 durch den kunstsinnigen und einsichtigen Großherzog Fried-

rich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er sich auch, sobald er dort fest im Sattel saß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen sein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Makkabäer," von der er sich selbst sagte: „Alle voll von der Sensation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz," und: „Wie sehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindischen Freude, die mir jedes Garderobestück machte, das guten Effekt versprach. Die Vorstellung ist das Bedeutendste, was wir bis jetzt geleistet. Wie ist der Geist der Totalwirkung schon in das Personal gedrungen, wie bildeten und lösten sich die Gruppen, und wie lohnte sich meine Sorgfalt an Kostümen. Eine malerische Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorstellung, lebendig, zuschlagend, glänzend und von großem Eindruck." Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unablässigen Drängen, seiner festen, sogar einseitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfnisse, die berechtigten wie die unberechtigten, doch überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, seiner Sorge, den Freund nicht allzusehr in das Einsiedlertum geraten zu lassen und ihn zu geselligen Abwechslungen zu veranlassen, ja zu nötigen, dankte der Dichter zu einem guten Teil die Lage, in der er jetzt war, und die Aussichten, die vor ihm standen. Ludwig wußte dies so wohl, daß er Devrient am Liebsten nach Karlruhe nachgezogen wäre und sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Plane der Umsiedlung nach Süddeutschland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weise auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geschehen war.

Von dieser empfindlichen Lücke abgesehen stand

Digitized by Google

Ludwig zu dieser Zeit ebenso im Vollgenuß seines jungen Familienglücks wie seines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm sein erster Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene Reinhold, nach dem früh verstorbnen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben gestaltete sich durch das kräftige Emporwachsen dieser Knaben nach seines Herzens Wünschen. In seinen Briefen sprach er noch immer gelegentlich von der Heimkehr nach Eisfeld, und man kann sich der Vorstellung nicht ganz entschlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf seinem prächtig gelegnen, noch ungeteilten Gartengrundstücke in Eisfeld ihm körperlich wohlgethan haben würde. Anderseits war ihm Dresden mit seinen Umgebungen durch die Erlebnisse eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er gestand sich ein, daß, wenn auch im Kunstleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch selbst diese Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunst eine Macht ist." (An Karl Schaller, Dresden, am 12. Juli 1856). Er mochte die künstlerischen Eindrücke nicht entbehren; er hatte sich im ganzen sein Leben so gestaltet, daß nur das Beste und Erquicklichste des Dresdner Kunsttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreise verkehrte, das Theater und die Künstlerwerkstätten nur besuchte, wenn er sich einen innern Gewinn davon versprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhause des Kunstgärtners Seidel gewohnt hatte, dessen Wintergarten mit tausend hochstämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenschmaus bereitet hatte, siedelte er im Mai 1853 nach Loschwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunsch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Gestalt und Geschichte der schönen Baderstochter von Augsburg standen wieder einmal anschau-

lich vor seiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Gestaltung des Stoffes zu versuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Der verflossene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntschaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Loschwitz ging, führte ihm Heydrich Professor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Verehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um so lebhafter gewesen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und sich im nächstfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabsichtigte. Zu den häufigern Besuchern gehörte auch Wilhelm Wolfsohn, der sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen begann und, wie eine Reihe der besten und ernstesten unter den jüngern Poeten, in Ludwig einen Meister ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Gestaltung des Bernauerstoffes, die Ludwig sich für die Sommermonate in Loschwitz vorgesetzt, und von der er gehofft hatte, sie in raschem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch gesellige Zerstreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutscher Bühnen abwechselnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktische, schüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, so freudig gerade er als Widersacher Hebbels es gesehen haben würde, wenn Ludwig des letztern Trauerspiel mit einer volkstümlichern Handlung und einem glücklichern Schlusse übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauspielplan, dessen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich,“ wieder auf und begann an diesem volkstümlichen Soldaten-

Digitized by Google

stück aus der deutschen Befreiungskämpfen zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut“ (an Berthold Auerbach, Loschwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer“ von den verschiedensten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn schließlich waren die meisten seiner Beurtheiler geneigt, höher von dieser Dichtung zu denken, als er selbst es in seinem Kunsternst und seiner bescheidnen Strenge vermochte. Er wurde durch alles, was über die „Makkabäer“ öffentlich gesagt wurde, lediglich in dem schon zuvor gehegten Wunsche bestärkt, mit seinem nächsten Stücke einen dramatischen Fortschritt zu beweisen. Neue Gestalten drängten sich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe seines erregten Phantasielebens vor Augen; die Geschichte der Maria Stuart, die er in diesem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wundersamer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, sich durch ein neues eifriges Studium Shakespeares, Lessings und der Alten neue Aufschlüsse über tragische Stimmung und tragische Notwendigkeit zu verschaffen. In den grüblerischen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entschloß er sich endlich, „das Dramatische vor der Hand beiseite zu legen“ und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen.“ (An Ed. Devrient, Loschwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundschaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Fug versprechen durfte, seine erzählenden Schöpfungen rasch und zu den vorteilhaftesten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß sich der Sprung aus dem dramatischen ins novellistische Gebiet keineswegs leicht und rasch vollzog, um so weniger leicht, als

die Dramengestalten, die „ihren Leib von ihm verlangten,“ sich nur allmählich verscheuchen ließen.

Aus diesem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loschwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obstbäumen gelegenen Häuschen verbrachte, aus dem er einen schönen Blick auf Dorf, Elbstrom und Stromthal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, stammen auch meine frühesten persönlichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingsten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienschicksale allzu früh auf eigne Füße gestellt und auf autodidaktische Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Heydrich gekommen, und dieser fand soviel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuversicht und an meinem Enthusiasmus für die echten poetischen Bestrebungen jener Tage, daß er sich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, bescheiden wie ich bei aller Anmaßung der Jugend war, die Bitte um diese brennend ersehnte Gunst, die nach Ludwigs Wünschen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neustadt bis zu Heydrichs kleinem Grundstück vor der Seele gestanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gastfreunde allerhand Weinbergswege und steile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenschaftlich verehrten Dichter der „Makkabäer“ zuerst erblicken sollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung steht. Der lange Sommernachmittag neigte sich schon zum Abend, Ludwig stand beim einzigen Fenster des Zimmers hinter einem Tisch, auf dem sich ein Stehpult erhob. Die hohe Gestalt, in einem hellen, wie mir schien leinenen Sommerrock, gegen den sich das dunkle Haar und der dunkle Voll-

bart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebenso wenig als die Züge des männlich schönen Gesichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerster Schlichtheit imponierenden Erscheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir rasch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Persönlichkeiten und Verhältnissen beantworten zu können. Wie im Halbtraum suchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelstunde zu sehen und zu hören glaubte, Und wie es in solchen Viertelstunden zu gehen pflegt, sah ich mehr, als ich sehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenster ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenstreifen wahrnahm, bald auf den Tisch unter seinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern stand, deren Titel ich mir sofort unverlierbar einprägte: Beckers Weltgeschichte, einige Bände Shakespeare in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülows „Novellenbuch." Alles das könnte ich heute noch malen, und genau besinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs stattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unserm Kommen in eine Ecke gestellt hatte, wieder in Brand setzte. Das Gespräch nahm bald eine Wendung, die mir sofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanschauung gewährte. Es war von einer geistreichen und vielgeschäftigen Dame die Rede, die ich, solcher Erscheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich gepriesen hatte. Plötzlich wandte Ludwig sich mir zu und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Sie wissen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine schlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren."

Und im weitern Verlauf derselben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchste Gottesgabe betrachten.“ Ich wußte damals nicht, in welchem Zusammenhange diese und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit seiner wachsenden Shakespeareerkenntnis und Shakespearebewundrung standen.

Moritz Heydrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie schwer mir der rasche Abschied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorschlage den Abend in seinem Hause gemeinsam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief seine junge Frau herzu und stellte mich dieser vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig sofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber später nachfolgen sollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erscheinung Ludwigs, die schlichte Würde seines Auftretens zu bewundern. Wir sollten aber das Häuschen Moritz Heydrichs nicht erreichen ohne daß sich noch eine sehr bezeichnende Episode abspielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundstück hinabgestiegen, als sich uns ein wunderlicher Gesell in den Weg stellte, der mir als „Schriftsteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem sehr ernst und gerade nicht ermutigend dreinschauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müsse, eine Stunde zu bestimmen, in der er — Koch — dem Dichter seine Tragödie vorlesen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächster Zeit schwerlich Muße zum Anhören dieses Werkes finden werde. Der Autor schien diese Zurückweisung nicht verstehen zu wollen und sagte endlich mit einem gewissen zudringlichen Cynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauspielern sagen zu können, daß Otto Ludwig von

seinem Werke Notiz genommen habe. „Es ist ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte," fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß Pulver wert ist, aber —" „Nun, wenn Sie schon wissen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?" gab Ludwig scheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittsteller zur Antwort und ließ weiter wandelnd den Verblüfften am Wege stehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber ward Anlaß, daß der größre Teil des Abends in sehr ernsten Gesprächen über die sittlichen Pflichten alles Künstler- und Schriftstellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in seiner kurzen, lakonischen, andeutenden Ausdrucksweise, dann in immer rascherm Redeflusse darlegte, daß das mindeste, was vom Schaffenden gefordert werden müsse, das eigne Erfülltsein vom Gegenstande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erstrebten bleibe. „Das ist für die Kunst noch nichts, für das Gelingen keine Bürgschaft, aber wer so anhebt und es ehrlich meint, wird ja meist merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fratzen malt, wo er Gesichter herausbringen will, aber viel schlimmer, wenn er weiß, daß unter seinen Fingern nichts andres entstehen kann, und doch drauf lospinselt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem ists wunderlich, die Welt ist gar nicht so dumm, und meist merkt sie dem frechen Sudler ab, daß er sich noch über sie lustig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu sagen, was sie sehen." Heydrich erinnerte an Andersens Märchen von den Kleidern des Kaisers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf." — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtische bald los, es war von

Digitized by Google

neuern und neusten Dichtungen die Rede, Ludwig sprach schwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitzschen Gedichtes „Amaranth“ aus. „Welch eine Verweichlichung, Versüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem so schwächlichen Werke eine solche Auflagenzahl zu sichern! Die Dichter sollen und müssen jetzt acht haben, auf dem Wege der Verwöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen der Unnatur keinen Schritt mehr zu thun — es sind der Schritte schon zuviel zurückgelegt worden.“ Dazwischen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf seinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ spielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs musikalischer Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Makkabäerdichters mit Mozarts dramatisch-musikalischen Schöpfungen zu erstaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einsilbiger wurden, Ludwig schweigend durch das offne Fenster in die stille Nacht hinaussah. Als er sich mit seiner Frau zum Heimgang nach seiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand, und behielt meine Hand einige Minuten in der seinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen schon reisen, leben Sie wohl. Sein Sie tapfer, und wenns sein kann, auch heiter.“ Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen persönlichen Schicksalen gesprochen hatte, doch rasch abgelauscht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöschlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieser Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst ein ganz leichthin zufällig gesprochnes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war. Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden

Ludwig wiederzusehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in seinem schlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhause der äußern Rampischen Gasse, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch seine ruhige Güte zu zutraulicher Mitteilung meiner Meinungen, Wünsche und Pläne zu veranlassen wußte, ward lehrreich und erziehend; ich schaute mit Verehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verstand. Als ich ihm 1858 meinen ersten größern poetischen Versuch, die erzählende Dichtung „Jerusalem," zugesandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor seinem gleichwohl heimlich ersehnten Urteil dermaßen, daß ich mir wenigstens für den ersten Besuch dies Urteil noch ersparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig schon früher gesprochen hatte, und der ihn zunächst als Landsmann interessierte, den geistvollen Musiker Felix Dräseke bei ihm ein. Dräseke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Bischof Dräseke, war in Koburg geboren, und sein Vater lebte als Superintendent in dem Eisfeld nahegelegnen koburgischen Städtchen Rodach. Ludwig verriet in einer Folge von Fragen seine fortdauernde Teilnahme an Zuständen und Menschen seiner Heimat. Er erzählte Dräseke auch, daß er noch immer einen Garten in Eisfeld besitze (es waren die letzten Monate, in denen er das so lang bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod sein nennen durfte), aber dann sprang er auf Kunstfragen über und äußerte sich zunächst über die musikalischen Erscheinungen des Tages. Er verhehlte seine beharrlich festgehaltene Gegnerschaft gegen Wagner, die unsern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unsern Widerspruch lächelnd heraus und hielt uns nur soweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich setzte er

die Pfeife ab, der er, Dräseke oder mir zuhörend, kleine stoßweise Wolken entlockt hatte, und sagte mit dem tiefsten Ernst: „Sie sollen recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngern versetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachsen, das war natürlich, organisch, und für die Kleinern wie Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der sobald kein Herauskommen ist." Dann, als ob er nicht wünschte, das Thema weiter zu verfolgen, sprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künstlerischer Irrtümer überhaupt, und auf einmal sahen wir uns mitten in der Dekomposition und Kritik des Schillerischen „Wallensteins." Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geschichtlichen Wallenstein, wie er ihn sah, und hielt den Schillerischen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Lesen und Enträtseln der Niederschriften von Ludwigs „Shakespearestudien" an jenen Abend zurückdenken müssen, an dem es mir dem fesselnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zu Mute wurde, als ob der unheimliche kaiserliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schlosse so oft gesehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müsse. So ganz erfüllt war der Dichter von seinem Gegenstand, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigsten Fluß seiner Rede eintrat, daß er, wenn sie eintrat, längst an dem kalten Pfeifenrohr sog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft steigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergessenen Aufbruch und Abschied dachten, wandte er sich plötzlich noch einmal zu mir und sagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht

Digitized by Google

„Jerusalem“ geschickt, ich habe es gelesen. Sie beherrschen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch sonst — in der Beschreibung vom Tempelbrand und in dem Psalm, da ist etwas!“ Er wünschte Dräseke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang sein Urteil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an seinem milden Lobe genügen zu lassen. Die unausgesprochene Kritik hatte ich ihm, während er sprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln auf mich gerichteten Augen gelesen, er fand das Gedicht zu rhetorisch und deskriptiv und vermißte den echt epischen Ton. Das Nachdenken über den Sinn seiner wenigen Worte ward mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernstliche Teilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachsten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Thun und Lassen des andern rückte, die stärkste Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein scharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck schärfster Bestimmtheit der Forderung und des Urteils; wer überhaupt ein künstlerisches Gewissen hatte, dem wurde es sicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an seine Thür klopfte, so oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er sprach und oft nur leise andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erschien unbedeutend oder gehaltlos. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert später vergönnt sein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber so eindrucksvoll, so charakteristisch war jede Begegnung, jede Unterredung, so gut ließ sich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre später aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorschaute und

Digitized by Google

die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich besuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Festes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen stattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals schon schwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor seinem Hause im Lehnstuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künstlerwelt, und darunter mehr als einen seiner jüngern Freunde, in große Bewegung versetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegorische Festspiel in Szene gehen sollte, aus seinen Meißner Tagen genau, freute sich unsers entschlossenen Eifers, unterdrückte aber schließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meister zehn Jahre seines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag herhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin sichtbares Zeugnis unsrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die bestimmte Empfindung daß es unmöglich sein würde, ein Ludwigfest zu feiern, auch wenn der vor mir sitzende kranke Mann ganz gesund wäre und alle seine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbst 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig schon so leidend, daß er nur selten Besuche annehmen konnte, und so sah ich ihn erst auf dem Totenbette am Morgen vor seiner Bestattung wieder. — —

Um die gleiche Zeit, um die meine persönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz seiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewisse Überzeugungen stand der Dichter der „Makkabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporstrebenden Litteratur. Der Sommer von 1853

Digitized by Google

brachte Ludwig eine Freude, die mit seinen Heimat- und Jugenderinnerungen zusammenhing. Sein alter Ambrosius, der Eisfelder Amtsregistrator, hatte sich auf den Weg gemacht, um sich persönlich von der Lage seines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden seines Patchens (Ludwigs Erstgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm nach Kräften persönlich die Kunstschätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte sich durch ihn noch einmal versucht, an eine wenigstens zeitweilige Rückkehr nach Eisfeld zu denken. — Ein ganz andrer Besuch fand sich im September ein, und über diesen berichtete Ludwig an den inzwischen längst heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergessen, daß Liszt aus Weimar Heydrich und mich in Loschwitz besucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Musikschriftsteller Richard Pohl), einem seiner Verehrer in Dresden, wo wir nebst noch zwei intimern Freunden Liszt und den alten berühmten Geigenvirtuosen Lipinski fanden. Hier spielte Liszt uns einiges. Einige Tage später war er wieder hier in Loschwitz und spielte auf Heydrichs altem Kasten. Ich wünschte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen solchen Klavierspieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter gespielt, als bloß vor uns." (An Ambrunn, Loschwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die schon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampische (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwischen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieser Wohnung wurde ihm 1854 sein zweiter Sohn Reinhold geboren, dessen Pate Moritz Heydrich war. In ihr entstanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von seinem dunkeln Geschick gegönnt wurde, sie war die Werkstatt voll ange-

hauener Blöcke, die Entstehungsstätte einer so gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, selbst in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutsche Litteratur keine zweite aufzuweisen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächst die thüringische Erzählung „Die Heiterethei" zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgesetztem freundschaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detaillierens umso unbefangner überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. Die Geschichte der Heiterethei und des Holderfritz, eines einfachen, schönen Menschenpaares, das halb durch den angebornen Trotz braver, tüchtiger und vollsaftiger Naturen, halb durch den kleinstädtischen Klatsch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldensten Gemüt erhellt werden. Der „höchste Aufwand von psychologischer und ethnographischer Treue" den H. von Treitschke in seiner Charakteristik Ludwigs der Geschichte, die er dürftig schilt, zum Vorwurf macht, schloß doch die volle und echte Künstlerarbeit ein, durch die alles in Fleisch und Blut lebendig geschauter Gestalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal befangen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten. Auerbach, der

Digitized by Google

vergebens zuerst die Cottaische Buchhandlung für den Verlag der Ludwigschen Erzählung zu interessieren suchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölnischen Zeitung," in deren Feuilleton die „Heiterethei" vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen sollte. Es war immerhin ein Entschluß der Zeitung, der ihr Ehre machte, denn eine Feuilletonerzählung im Sinne der meisten Redactionen und Leser war die Thüringer Geschichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig selbst sein eigenstes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteristischen in der humoristischen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley" aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt sein kleines Vermögen nahezu erschöpft hatte, nicht allzu dringend gewesen, so würde er versucht haben, an dem genannten dramatischen Plan, seiner „Maria Stuart", festzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den ersten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgestaltung trennte, so legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiseite und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verschiednen Seiten an ihn gestellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei" erhielt ihr Widerspiel in der humoristischen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe," die Ludwig Laistner viele Jahre später bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutschen Novellenschatz" die „in sich vollendetste und gattungsmäßigste von Ludwigs novellistischen Arbeiten" nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abschluß seiner großen tragischen Novelle „Zwischen Himmel und Erde," die weiten Lebenskreisen die Krone aller seiner Schöpfungen geblieben ist.

Die in ihrer Art einzig dastehende Erzählung Ludwigs sollte dem Dichter nicht nur den weitreichend-

sten und nachhaltigsten Erfolg bringen, sondern auch ebenso der Gegenstand eines leidenschaftlichen Enthusiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während die unbefangnen und einigermaßen ernsten Leser der tiefen und erschütternden Dichtung sich willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meisterhaften Charakterdarstellung in den Gestalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und frecher Gewissenlosigkeit um die Wette geopferten Christiane überließen, stritten die naturalistisch Gestimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergewerbes und die Haarschraube des Federchensuchers Apollonius, und empörten sich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutschen Litteratur gegen die Ausmalung der Zurüstungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in seine Arme sinkt, von der dunkeln Vorstellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäsche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die so gewaltige Leidenschaften zusammengepreßt sind, und spürten etwas vom Grauen des Alpensteigers, dem die starren Felswände immer drohender über das Haupt wachsen, während sich der Abgrund zu seinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte sich leugnen können, daß das Leben solche Konflikte einschließt, wer in Abrede stellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie seiner Leidenschaftsergründung, die Tiefe und Wärme seiner Belebung des Einfachen und Unscheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Heyse, dem niemand weder Mangel an Schönheitssinn noch feines Gefühl für das psychologisch

Mögliche absprechen wird, schrieb (München, 3. Dezember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müssen, teuerster Herr Ludwig, Sie in diesem Sommer von Angesicht kennen zu lernen. — Es ist mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus diesen Zeilen entgegensehen. Und doch war sie in der Stille unsers märkischen Idylls wochenlang unser Gespräch und verleidete uns außer den Seldwylern alles andre, was sich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne schreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Esse stand und Verse schmiedete und die Nachmittage verrauchte, verschlief, verthat — ohne sie darum im mindesten „dreifach zu verachten" — so blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichtsnutzigen kleinen Bemerkungen lästig zu fallen. Ein Gefühl, das unsern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die sie nicht genug anstaunen konnten, zu schaffen machte — und wahrscheinlich teilen sie es mit den meisten ihres Geschlechts — hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geschichte sein Geschick zu erfüllen hat und eine absolute, menschliche, ideale Entwicklung des Verhältnisses über die Grenzen seiner Natur hinausgegangen sein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber schien mir Ihre Dichtung eine so echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhnte michs feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden."

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigschen Subjektivität nicht mit Künstlersinn zu deuten

Digitized by Google

wußten, von der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen sich mannigfaltige Zeugnisse beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wackrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in seinem Hause erzählte. Bei ihm lebte noch seine alte Mutter, die schon seit Jahren wenig mehr und fast nie etwas neues las. Auf das Drängen des Sohnes entschloß sie sich, die „Schieferdeckergeschichte“ zu lesen, und sie, die alte Frau, die sich sonst an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in stundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiseste Störung, das Werk. Und als sie geendet hatte, sagte sie dem Sohne wie aus einem tiefen Traum auffahrend: „Das ist aber seltsam. Die Erzählung ist doch etwas ganz andres — aber ich bin so ergriffen gewesen, als damals, wo ich zum erstenmale den Werther Goethes las.“ Mit untrüglichem Instinkt hatte die Greisin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchster poetischer Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leser geschwellt hatte, auch durch diese Kleinstadtgeschichte vom Thüringer Wald rann.

Ludwig selbst wäre der letzte gewesen, der eine unbegrenzte Verehrung für seine Dichtung in Anspruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schicksal des Apollonius das Schicksal des Übergewissenhaften sei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieses Lebens in der scheuen und kleinlichen Verschämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Christianen gegenüber den Mund schließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erst möglich macht; er meinte selbst, daß die trübe Resignation des Schlusses nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das sittlich notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitschke nicht widersprochen, wenn dieser

Digitized by Google

geltend machte, daß die dargestellten rein menschlichen Empfindungen von kleinstädtisch konventionellen Begriffen durchsetzt seien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieselbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethischen Konflikt löst, in den er gedrängt ist, das unwandelbare Geschick eines größern Teiles der Menschheit ist, und daß es schwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die gestaltende Freude just an diesem Teile untersagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt nachdem er sich theoretisch in das Wesen des Epischen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in seiner Meistererzählung zu vermissen und ihre dramatische Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwischen Himmel und Erde“ stärkere dramatische Elemente, als sie der rein epische Stil fordert, und ist es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Fritz zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zusammenstoß der Brüder so gut wie der entscheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie sein würden. Da jedoch andrerseits niemand im Ernst die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatralische Darstellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlösenden That im Gewittersturm fordern wird, so liegt in „Zwischen Himmel und Erde“ einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung ist, daß, obschon der Dichter sich wohl hüten soll, die Grenzen unnötigerweise zu verrücken oder gemischte Wirkungen zu suchen, doch das Leben und die Poesie eher waren, als die poetischen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, so oft sie aus dem unwiderstehlichen Drange echter Lebensdarstellung erwächst, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwischen

Himmel und Erde" weder das Lebensrecht noch den Kunstwert absprechen.

Die rasche Abkehr Ludwigs von seiner Erzählung, die trotz ihres tragischen Stoffes, ihrer düstern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Bescheidenheit des wahren Künstlers, der das Beste was er gethan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu thun bleibt; nicht bloß in dem Wunsche, zu seinen eigentlichen Aufgaben, den dramatischen, zurückzukehren, sondern auch in den frühesten Wirkungen seiner Shakespearestudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er schon 1853 an Eduard Devrient schrieb, daß die erneute kritische Beschäftigung seine Ansprüche an sich selbst bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuversicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen diesen Ansprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, sich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novellistik durch Auerbachs freundschaftlichen Beistand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatische Gebiet zu beschränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um so weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte seiner abgeschlossenen Schöpfungen bleiben sollte, als er um diese Zeit noch entschlossen war, die kritischen Studien, die ihn mehr und mehr zu fesseln begannen, neben der schöpferischen Thätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinetssekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunstsinnige Fürst auf ein Jahr ein Stipendium von siebenhundert Gulden (vierhundert

Digitized by Google

Thalern) verliehen habe, das er vom 1. April an beziehen sollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon gesprochen, daß der Dichter mit einer dramatischen Gestaltung der Geschichte der Agnes Bernauer beschäftigt wäre, von der man sich außerordentliches versprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der sich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieses tragischen Stoffes lebhaft interessiert und später die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht" angeordnet hatte, ohne seine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu sehen, knüpfte in Gedanken die Entschließung seiner Hilfe für Otto Ludwig allzusehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm gesprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorglosigkeit seine Schwingen wachsen; mit der Nachricht von der königlichen Pension zugleich schrieb er (1. April 1856) an Heydrich: „Es scheint, mein ganzer Dichtdrang ist wieder aufgewacht. Und der ist notwendig, mich über die Kluft, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kritik und Schaffen befestigt ist, wieder zurückzuflügeln und mir den Abstraktions- und Reflexionsstaub abzuwaschen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt." Doch so mutig er begonnen hatte, so zuversichtlich er noch ein paar Monate später war, „eine Insel der Poesie in sich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verschüttet hatten," so hemmten zwei Umstände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfnen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerst ward es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum seiner Phantasie zwei ganz verschiedne Gestaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anschauung, Handlungsführung und Charakterdarstellung gegensätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Thatsache der Ehe des Herzogssohnes mit der

Digitized by Google

Baderstochter gemeinsam war. Um die Gestalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragische Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter seinem „Engel von Augsburg" einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufsprießen und den frevelnd rasch geschlossenen Bund zerstören mußte, wofür sich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erschreckender Deutlichkeit und bis in die kleinsten Züge darstellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch stützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberspiegel, zu dem in der Exposition Agnes sich verleiten läßt, und das Gegenspiel der Isotta, dem complicirten Intriguenstück verzweifelt nahe gerückt und nur durch die Tiefe der Leidenschaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in sich selbst, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbst 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des spätern schweren Leidens heimgesucht, der ihn in der Arbeit an seiner Tragödie unterbrach. Und so wenig er daran dachte, sie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgesetzte Gewissensmahnung" aufnahm, so war er doch für den Augenblick unfähig, sich sofort in eine neue, innerlich gleichwohl schon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu schwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, sich über seine Studien, die ihn durch Wochen und Monate fesselten, mit frischer poetischer That empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichsten und vielverheißendsten dramatischen Pläne Ludwigs an, die innerliche Gestaltung des Trauerspiels „Genoveva," der neben

Digitized by Google

den umfangreichen Planheften ein höchst lebendiges und farbenreiches Bruchstück von seelischer Tiefe und kräftigem Leben entstammte, und die großangelegte ebenso leidenschaftlich gespannte als farbenreiche Tragödie „Marino Falieri,“ deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefste Bedauern wecken, daß Ludwig auch diese nicht weiterzuführen vermochte, nachdem in ihrer Gestaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem schmerzlichen Ruck Herausgeschleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorstellung, daß er sich in Besitz einer so sichern, so unfehlbaren Technik, eines so einfachen, nie versagenden dramatisch-theatralischen Apparats setzen müßte, daß es ihm in Zukunft nicht schwer fallen könnte, in den Pausen verhältnismäßiger Gesundheit und Kraft je ein dramatisches Werk im raschesten Zuge auszuführen. Die nächste Folge dieser Vorstellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten in denen der Dichter eine längere Reihe gesunder, glücklicher Tage sah, die Shakespearestudien wieder in den Vordergrund seines Denkens und seiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunst Shakespeares sollte dem ernsten hochstrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüssel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dramatischer Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wachsendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieser Studien überließ er sich ihnen nicht ausschließlich, aber monatelang; in grüblerischem Nachsinnen, in unablässiger Lektüre der Shakespearischen Dramen; in tagebuchartigen Niederschriften verfolgte er einen Weg, an dessen Ende er ein lichtes Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt seines dichterischen Menschen winken sah, wie er an Emanuel Geibel schrieb:

„Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die

Digitized by Google

großen Mängel meiner frühern Versuche schrieben sich von einem Fehler her, in den ich gerathen war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, sobald ich jene Fehler erkannte, sie zu vermeiden strebte. Ich sah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Ursache derselben entfernt hätte. Da diese nun als bereits in die innerste Natur meines poetischen Erfindens und Schaffens übergegangen sich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poesie in die gemeinste Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pause in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl sagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in seinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab."

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freytag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechsel stand, selbst an seinen alten Ambrunn in Eisfeld teilte er die Hoffnungen mit, die ihn in diesen ersten Jahren erfüllten und in längern Zwischenräumen auch in der spätern Leidenszeit wieder aufflammten.

Leider begann sich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unsers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In seinem häuslichen Leben, das bei der Beschränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu seinem ganzen Dasein wurde, fühlte er sich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an K. Schaller richtete, durfte er ausrufen:

Digitized by Google

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein als ich." Zu seinen schon kräftig und frisch heranwachsenden Knaben hatte sich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und seiner Gattin schon nach wenigen Monaten wieder entrissen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen gesellt, die den Namen einer der rührendsten und lichtesten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton seiner Natur innerlichst verwandten Shakespearischen Frauengestalten, Cordelia, erhielt und deren Taufpathen Gustav Freytag und Frau Therese, Eduard Devrients Gattin wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß seine Kinder die Gesundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauschte er die Spiele, die kindlichen geistigen Regungen seiner „Teufelchen," wie er sie wohl scherzend nannte. Er verlor den Ernst und den pädagogischen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit so manchen Erwachsenen unablässig bethätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit seinen Kleinen sah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des starken Mannes durchdrang, und alle, die ihn so zuerst kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt das Gemüth, die Augen und die Gesundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der That drückten neben dem wachsenden körperlichen Leiden schwere Lebenssorgen, Sorgen, die der Hinblick auf seine so fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf

Digitized by Google

den Dichter. Die bayrische Pension war nicht über das Jahr hinaus erstreckt worden, auf das sie ursprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakespearestudien gebannt, in ihnen gefangen gewesen wäre, so hätte er jetzt längst erkennen müssen, daß seine Art des Dichtens, seine Forderungen an sich selbst jenen litterarischen Erwerb, der die Sicherheit seines eignen Daseins und die Zukunft seiner Familie verbürgt hätte, schlechthin ausschlossen. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde," die erfolgreichste aller seiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Thaler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des so lange festgehaltnen, mit seinen Erinnerungen und mit dem bescheidnen Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spielkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Eisfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 besucht hatte, war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem schon längst, durch das Bedürfnis des Dichters und seines Haushalts veranlaßt, mancherlei Lasten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem frühern in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte. Die wenigen tausend Gulden, die der Garten ihm brachte, der letzte Rest seines Vermögens, konnten voraussichtlich die Sorge nur eine gewisse Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um so zuversichtlicher, daß ihm in dieser Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als sich eben jetzt mitten zwischen den Shakespearestudien der poetische Trieb in seinem Blute mit

Digitized by Google

Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztesmal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugestalten. Und diesmal sollte es dem innersten Wesen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeschichte entsprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darstellung und der tragische Ausgang „einer waghalsigen Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird," die Liebe zweier heißblütiger Menschen, „die sich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm scheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt," sollte es die Darstellung einer frevelhaften aber schönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll sinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenschaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anschauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewissen Beseligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeschlossenen ersten Akt dieser letzten Gestaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß die mächtig sich regende Phantasie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausschließliche Studium Shakespeares zu Tage trat, leicht zu beseitigen gewesen wären.

In diesem Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechselreichern Aufschwung. Das Gastspiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht versäumte, die Bekanntschaft des Dichters der „Makkabäer" zu suchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Gespräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfrischend und anregend, und so wenig Ludwig den Enthusiasmus der Wiener Hofschauspielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, so empfand er

Digitized by Google

die poetische Tiefe, die gewaltige Darstellungskraft der Künstlerin in ihren Gesprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme seiner beiden Trauerspiele, des „Erbförsters“ und der „Makkabäer“ bevorstehe, sie konnte, was wenige Zeit später auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenschaftlichen erglühten und begeisterten Kollegen Josef Lewinsky geschah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus seiner Feder zur Darstellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich scheint sich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Aussicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber schreibe ich dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambrosi, denn wir müssen noch sehr vergnügt mit einander sein. Ich freue mich schon auf meine künftige Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mausekatze, die, wenn sie recht Mäuse fangen soll, nicht durch den Hunger sondern durch einen gewissen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt sich erzwingen und kann durch Anstrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die schlecht ist, wenn sie Anstrengung verrät, die nur, indem sie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen wiederstrahlt, gut sein kann.“ (An Ambrunn, Dresden, 13. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem frischen Eindruck der günstigen Nachrichten die er über die Aufführungen des „Erbförsters“ (am 29. September) und der „Makkabäer“ (am 15. Oktober) erhielt, gestand der sich niemals Überschätzende sich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur

Digitized by Google

ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." (Ludwigs Hauskalender für 1859)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutschen Litteratur warm schlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geschichte seines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederschrift wie diese ohne ein Gefühl tiefer Trauer lesen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umsonst nach einer Erklärung sucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, seine bescheidnen Wünsche nach mäßiger Sicherung seines Daseins, nach sorgenloser Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängnissen seines Lebens befreit worden? Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Makkabäer" und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eine solche zu teil werden und zu gute kommen müssen; auch nur ein vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den bescheidenen, auf das Notwendigste beschränkten Ansprüchen des Dichters und seiner Familie an das Leben würden wenige hundert Thaler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt

und sein Zögern in der Ausführung und Vollendung seiner dramatischen Pläne angespornt hätte, hingereicht haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und zu erquicken. Selbst wenn sich Ludwigs eigne Empfindung getäuscht und die sein Leben wie sein Schaffen bedrängende Krankheit keine frische Entfaltung, keine endgiltige Gestaltung der Schöpfungen mehr zugelassen hätte, die seine reiche Phantasie fort und fort erzeugte, so hätte er schon mit dem bis dahin Geleisteten die Ehre und die Hilfe eines solchen Jahrgehalts wohl verdient gehabt. Es läßt sich nicht sagen, daß es in engern Kreisen an Verständnis für den Wert des Mannes und des Talents, an menschlich warmer Teilnahme für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Julian Schmidt bemühten sich angelegentlich, Ludwig ein regelmäßiges Einkommen zu sichern. Die eben ins Leben tretende Schillerstiftung und die Tiedgestiftung beeiferten sich, aus ihren damals noch schmalen und beschränkten Mitteln dem Dichter ihren Beistand zu bieten. Auch der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wurde Ludwig 1861 nachträglich für seine „Makkabäer" zuteil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der schlimmsten Not und den härtesten Entbehrungen, so kamen diese Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig, waren zu unzulänglich, um ihren eigensten Zweck zu erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Gespenstern der Lebenssorgen zu bewahren. In Ludwigs Gestirnen stand es leider geschrieben, daß er auch in der härtesten Lebensprüfung die stille Größe seiner Natur und die makellose Reinheit seines Charakters erweisen sollte.

Digitized by Google

Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmernissen und ernsten Befürchtungen gab. Hielt Ludwig selbst die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig gesund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfrisch in seinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag!"), flößten einzelne Wochen und Monate entschiedner Besserung auch seiner besorgten Umgebung wieder frohere Zuversicht ein, und blieb während der fünf Leidensjahre die geistige Klarheit und Frische, die milde, ernste Ruhe des Kranken immer gleich bewundrungswürdig, so war es doch im ganzen überschaut ein erschütternder, das tiefste Mitleid erweckender Zerstörungsprozeß, dem die Natur des Dichters nach wenig mehr als einem Lustrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein wunderlich wechselndes Gesicht und behielt vom ersten

Digitized by Google

bis zum letzten Tage entschieden etwas Rätselhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Ayrer in Dresden erstattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal“ 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Teil auch in der biographischen Skizze Heydrichs (Nachlaßschriften Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden ist, und aus dem zunächst hervorging, daß Ludwig erst im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leistungen“) in Anspruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht und mit Schwellung derselben sich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig schon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristichen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter diesen Umständen wunderbar humoristischer Weise, „daß sich seine Krankheit in den

Digitized by Google

Schwanz beiße.“ — „Meine Ansicht, daß er an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen nicht als völlig gesichert anzusehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundnen Gallensteine bestätigt. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion in innerm Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundne Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochnen Anfällen. — Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des „Menschseins“ beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr. Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er Schaffungskraft; ja es mußten sogar längere Besuche

Digitized by Google

seiner Freunde, längere Gespräche beschränkt werden, da eigentümliche nervöse Aufregungen ihnen stets folgten.

Keineswegs äußerte er sich in kleinmütigen Klagen über seine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs stets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unsäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewußtsein aber klar war, daß der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendste Leiden eines seiner Familienglieder ihm die quälendsten Nächte bereitete, fügte er sich geduldig seinem trüben Lose. Diese Energie schöpfte er nicht allein aus seiner ihm natürlichen geistigen Stärke, sondern auch aus seiner echten, im reinsten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die so oft und so schön aus seinen Worten hervorleuchtete.“ —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollständiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätselhafter Erscheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig sichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte selbst dem schon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongestionen nach dem Kopfe, Verdauungsstörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des fast bewegungslosen Liegens seines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhalische Erscheinungen“ eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen sei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geistes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete.“ Wer könnte zweifeln, daß diese wachsende geistige Erregtheit ihre Wurzel in dem rastlosen Drange des Dichters nach schöpferischer Bethätigung seiner Kraft und der beständig wieder schmerzvoll empfundnen

Digitized by Google

Unmöglichkeit hatte, sich diesem Drange unbekümmert zu überlassen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß seine Augen so unbrauchbar seien, daß er beim Lesen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchstaben grün macht und übereinander steigen läßt," wenn Auerbach ihn um Pfingsten 1863 schmerzlich resigniert sagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und also gehts nicht," und ihn in einem Zustande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife" (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Besucher mitten im lebhaften Gespräch mit ihm schon aufs tiefste seine leibliche Hinfälligkeit schmerzlich empfanden, so waren das zunächst nur besonders ungünstige Momente, die von vielen bessern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlösenden Ausgang dieser Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung seines Nervenlebens, die keine andre geistige Fähigkeit aufzuheben schien, als die Willenskraft, die an einer bestimmten Stelle einsetzen, abschließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwischen der Macht der Phantasie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einsiedlerische Stimmung, die ihn selbst in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlassen und mit der Welt in Berührung treten können, in sein Zimmer und das Gärtchen vor seinem Hause bannte. Noch 1860 besuchte er in langen Zwischenräumen eine Theatervorstellung oder ein Konzert, entzückte sich am seelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder sah mit zweifelndem Erstaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauspielvirtuose wie Bogumil Dawison mit

Digitized by Google

Shakespeares charakteristischem Shylock vornahm. (In den „Shakespearestudien“ schrieb er darüber: „Gesehen Dawisons Shylock. Eine fast edle tragische Gestalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.“) Nach 1861 setzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauses hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächststehenden seiner zahlreichen Besucher, die auch an schmerzvollen Tagen und solange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 schon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten sich bei der wunderbaren Frische seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Theilnahme an allen höchsten und tiefsten Fragen der Kunst, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum seiner Gespräche noch jahrelang über seinen Zustand täuschen. Das Bedürfnis des Dichters, sich über seinen Zustand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angesichts deren Fremde und Fernstehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Gesundheit und Schaffenskraft erstehen werde. Im eingehenden Gespräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur selbst, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergessen. Berthold Auerbach in seinen Briefen an seinen Vetter Jakob, Josef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und später veröffentlichten „Gesprächen mit Otto Ludwig“ haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in seiner Anschauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Professor der neuern Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und Kunstakademie zu Dresden —, der seit dem Anfang der sechziger Jahre zu jenem kleinen Kreise jüngerer Künstler und Gelehrten gehörte, der

Digitized by Google

sich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeschlossen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernst Schaller (der talentvolle, leider früh geschiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müßen. Professor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunsch auf das lebhafteste in mir rege geworden, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunsches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm persönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefster Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief schmerzlichen Empfindungen denke ich an diese Zeit zurück. Denn eine Zeit unsäglich schweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieser letzten Jahre.

Unauslöschlich ist mir sein Bild in die Seele geprägt. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas so Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim ersten Blick von ihr gefesselt ward: eine hohe, etwas gebeugte Gestalt, das große Haupt von langem, schwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Brust herabreichend, die Stirn über den ernsten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit seiner Natur gab sich in jedem seiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, gestattete ihm sein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später fesselte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten an-

Digitized by Google

derthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlassen.

Auch in dieser letzten Passionszeit war er mit poetischen Plänen unausgesetzt beschäftigt. Eine Welt von poetischen Gedanken trug er noch in sich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob sich seine schöpferische Kraft wohl plötzlich und staunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraschendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieser letzten Zeit geschrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatischen Fragment „Tiberius Gracchus" —, gehört ja zum Schönsten, was wir von seiner Hand besitzen. Alles aber blieb Bruchstück. Wer vermochte die innere Qual dieses edeln, mit dem hinsiechenden Körper vergeblich ringenden Geistes ganz nachzuempfinden. Er war noch so reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch so viel zu sagen, und ihm war auferlegt, zu verstummen. Bewundrungswürdig war sein Dulden. Sein schwerstes und tiefstes Leiden hat er still in sich verschlossen; selten sprach er von seinem körperlichen Zustande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus seinem Munde vernommen.

Schon lange bevor seine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren seine Nerven so empfindlich und reizbar geworden, daß er, der musikalisch so Hochbegabte, auf das Anhören von Musik völlig verzichten mußte. Für diese Entsagung vermochte er sich freilich, wie er selbst sagte, schadlos zu halten. Er besaß die Partituren zu allen Mozartschen Opern, zur Bachschen Matthäus-Passion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Musikwerken. In den letzten Jahren waren sie auf einem Regal dicht an seiner Lagerstätte aufgestellt. Das Lesen der Partituren ersetzte ihm, wie er ver-

Digitized by Google

sicherte, fast vollkommen den Genuß einer orchestralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei solcher Lektüre; von der auf seinem Bette liegenden Partitur aufblickend, sagte er lächelnd, er habe sich soeben ein schönes Konzert veranstaltet.

Mit der schlichtesten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn sein Zustand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Gespräche sich mitzuteilen. Immer und sofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenstände von ernster Bedeutung. Bisweilen sprach er zögernd, stockend, nach dem rechten Wort, suchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von schlagender, glänzender Bildlichkeit, der den Gegenstand, um den es sich handelte, in überraschendes Licht stellte. In der Zeit meiner ersten Besuche beschäftigten ihn vornehmlich die Shakespearestudien; manches Gespräch hatte nur Shakespeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig sein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakespeare strebte er die künstlerischen Gesetze dieses Stils zu ergründen. Mit besondrer Vorliebe, in immer neuen geistreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakespeares staunenswerte Kunst im poetischen Ausdruck der Affekte und Leidenschaften zu sprechen; in der Wirklichkeit äußre sich der Affekt in der höchsten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakespeare mache den Affekt auch in solchen Momenten beredt, und bewunderungswürdig sei, wie die poetische Sprache, in die er den Naturlaut übersetze, so völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verschiedenartige Bewegung der Affekte spiegle sich selbst im Rhythmus des Verses. In dem ersten Monolog Hamlets bewege sich der Vers stoßweise, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von sich selbst sagte Ludwig, er sei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu natura-

Digitized by Google

listisch lakonisch gewesen. Dieser Lakonismus wirke beklemmend, während jene poetische Beredsamkeit, indem sie zur Mitleidenschaft hinreiße, zugleich eine befreiende Wirkung ausübe. Die dichterische Kunst Shakespeares in der Sprache, in der Zeichnung der Charaktere, in der Führung der Handlung, das eigentlich Künstlerische in Shakespeare war der Punkt, auf den es Ludwig abgesehen hatte, und aus seinen schon früher veröffentlichten Shakespearestudien ist ja bekannt, mit wie genialem Scharfblick er hier überall in die Tiefe drang, wie geistvoll er die wichtigsten Momente in Shakespeares Kunst erläutert hat. Freilich wohl hat ihn die Bewunderung Shakespeares in der Beurteilung andersgearteter Geister vielfach auf das offenbarste ungerecht gemacht. Auch ist wohl richtig, daß er sich bei diesen Studien nicht selten mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in ein grüblerisches Sinnen verlor, das für ihn selbst etwas Lähmendes hatte. Eine Zeit lang hatte sich das Leidenschaftliche seiner Natur sozusagen in die Reflexion geworfen, sodaß seine produktive Kraft darunter zu leiden begann. Er selbst bekannte, er habe sich an dem großen Problem zu Zeiten müde gesonnen. Den unermeßlichen Gewinn, den er aus diesen Studien geschöpft hatte, sollte er in einem vollkommen abgeschlossenen Werke nicht mehr zu verwerten imstande sein. In schmerzlichster Erinnerung sind mir die Worte, in denen ich Ludwig — es war in den letzten Jahren — jenes einzige mal über seinen Zustand klagen hörte. „Ich fühle“, sagte er, „daß ich nichts mehr werde vollenden können; die Mittel, die Instrumente habe ich in der Hand und kann sie nicht anwenden.“

Von seinen Arbeiten wendete sich das Gespräch nicht selten auf das Gebiet der bildenden Kunst. Das Interesse an ihr war in Ludwigs Natur tief begründet. Staunenswert fest und sicher waren die Ein-

drücke, die er von Werken der Malerei sowohl, wie der Plastik empfing. Sein Formengedächtnis war von merkwürdiger Kraft. Die Dresdner Galerie hatte er, als ich ihn kennen lernte, wegen seines körperlichen Befindens lange Jahre nicht besucht, gleichwohl bewahrte er von einer überraschend großen Zahl von Gemälden die bestimmteste, bis in die einzelsten Züge deutliche Vorstellung. Er hatte die Gemälde, wie er sagte, auswendig gelernt. Häufig war der Eindruck, den er von bildnerischen Werken hatte, so stark, daß er sie lange in der Deutlichkeit von Hallucinationen vor sich sah. Von Rubens berühmter Kreuzabnahme, von der ihm ein Freund eine Photographie gebracht hatte, erzählte er, daß sich ihm das Bild beim Lesen lange Zeit wie körperlich zwischen Schrift und Auge gedrängt und die Zeilen des Buches verdeckt habe. — Als ein Zeugnis für die ungewöhnliche Stärke seines Farbengefühls kann schon jenes interessante Bekenntnis Ludwigs über das „Formen- und Farbenspektrum" gelten, in dem er in den Shakespearestudien die Entstehung seiner poetischen Gestalten schildert. Die großen Koloristen der italienischen und niederländischen Schule hat er stets am meisten bewundert. Von Tizians Gemälden in der Dresdner Galerie war die sogenannte „Gesegnete", von der er eine treffliche farbige Kopie besaß, sein Lieblingsbild. Er erzählte, es habe sich ihm oftmals von solchen koloristischen Meisterwerken die farbige Stimmung gleichsam abgelöst, sie sei gewissermaßen selbständig geworden und habe seine Phantasie auf das mannigfachste poetisch befruchtet.

Die Gabe des künstlerischen Sehens, die bei Ludwig in so hohem Maße entwickelt war, hatte, wie natürlich, zu ihrer Voraussetzung eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke der äußern Welt. Sein realistischer Blick, die Schärfe der Beobachtung von

Digitized by Google

Menschen und Dingen, die aus seinen Dichtungen in so packenden Zügen spricht, diese geistige Energie in der Erfassung der Außenwelt erscheint doppelt bewundrungswürdig, wenn man weiß, wie sehr er von Jugend auf geneigt war, einsam und auf sich selbst zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt stand dieser uomo singolare, wie die Italiener der Renaissance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte sagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges „Mitleben mit und an allen Dingen," wie es Jacob Burkhardt an einem großen Meister der bildenden Künste rühmt, war die Quelle, aus der das intensive Leben seiner dichterischen Schöpfungen floß. — Von den Eindrücken seiner Jugendzeit in der thüringischen Heimat sagte er, sie seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse. Bisweilen — es ist das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulsiert, die künstlerische Form gleichsam zersprengen. So mächtig seine Gestaltungskraft war, bisweilen scheint es, als habe er seine eigne Empfindung und die Geschöpfe seiner Phantasie nicht mit voller künstlerischer Freiheit zu beherrschen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Isoliertheit und Eingeschlossenheit der Existenz, die dichterischen Naturen den Ernst, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, sie nicht selten hindre, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künstlerischen Gestaltung zu gelangen. Vielleicht darf man sagen, daß auch Ludwigs dichterisches Schicksal von Anfang an auf ähnliche Waise bedingt war." —

Hermann Lückes Aufzeichnungen spiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in dessen Leidensjahren fort und fort empfingen. Nur

selten getrübte Klarheit des Geistes, männliche, klaglose Ergebung in ein Geschick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht sagen mochte, daß „der gute Weltgeist mit Ludwigs Gliedmaßen abgeschmackte Experimente vorgenommen habe,“ und unablässige geistige Arbeit, so lange, ja oft länger als ein Widerstand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die sich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreise mächtig wirksame Persönlichkeit aufrecht erhielt. Als geistige Arbeit aber nahmen die Shakespearestudien um so mehr von Ludwigs Zeit und vom Rest seiner Kraft Besitz, als die eigentümliche Art, in der er sie betrieb, sich mit den wechselnden Zuständen seines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am ehesten vereinigen ließen. Die Niederschriften, die er schon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgesetzt hatte, wuchsen im letzten Lustrum seines Lebens unablässig an, und so oft er auch jetzt noch den Vorsatz faßte, sie mit der schaffenden Thätigkeit zu vertauschen, so emsig er Seiten auf Seiten in den kritischen Betrachtungen der Studien selbst oder neben ihnen, in besondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatischer Werke in immer enger und gedrängter werdender Handschrift bedeckte, so entzog er sich damit dem dämonischen Einfluß einer ihn beherrschenden krankhaften Vorstellung je länger um so weniger. Nicht das war das Ängstliche bei diesen unablässig erneuerten Bemühungen, daß sich dem Dichter die Wertverhältnisse aller andern Dichtungen gegenüber Shakespeares gewaltiger Kunst verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gervinus Buch über Shakespeare so hoch pries, weil dieser in ähnlicher Einseitigkeit befangen war —, was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, ge-

Digitized by Google

wann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakespeares. Auch das Bedenken war gering anzuschlagen, daß er bei dem rastlosen Umwandeln des britischen Dichterkolosses auf Seitenpfade geriet, die nicht seine eigensten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsversuch befremdet, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann." (H. v. Treitschke, Aufsätze, Bd. 1, S. 455) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakespearestudien" gewesen, der vor der Veröffentlichung beseitigt, oder wenn nicht beseitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorstellung lag darin, daß sich Ludwig mit jeder neuen Einsicht in die Kompositionsgeheimnisse Shakespeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung seines eignen poetischen Menschen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grüblerischen Reflexion über Shakespeare und seine Vollendung zu Zeiten die einfache Wahrheit entschwand, daß auch im kunstvollendetsten und mustergiltigsten Dichter ein flüchtiges und flüssiges Element, ein subjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genossen, aber in keine ästhetische und dramaturgische Formel gebannt werden kann, das sich der greifbaren und praktischen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, so machten sich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigensinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu seinen Shakespearestudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für diese Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leserlichen Untersuchungen über die Skala von Vorstellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakespeare oder über die Cäsuren der Shakespearischen Verse bedeckte. Die ohnehin zu starke Neigung Ludwigs zur Selbst-

Digitized by Google

beobachtung, zur kritischen Belaurung seiner schöpferischen Regungen wurde durch die Beschäftigung mit den Shakespearestudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erst in der Phantasie entstandenen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakespeares Dichtungen sehr wesentlich gesteigert.

Der einsame Denker glich zuletzt in seinem Verhältnis zu Shakespeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erschlossen und erschließbar sind, hinabgestiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erspähen kann, der aber ein geheimes Gelüst, auch dies zu versuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch kostbares Metall zu Tage, das er unbefriedigt um sich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Versuch zu erneuern. Man darf wohl sagen, daß diese grüblerische Lust mit dem Wachsen der Krankheit gleichfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die ihm daraus erwuchs, vollkommen übersah und in einzelnen Monaten mit der Macht seiner Phantasie den übermächtig gewordnen Reflexionstrieb vollständig besiegte. Zu Anfang der sechziger Jahre faßte er den Plan, sich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptresultate seiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederschriften von ihnen zu erlösen; da aber auch diese Arbeit eine längere schmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zu teil wurde, so unterblieb auch dies, und Ludwig versenkte sich immer von neuem in seine Forschungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, sogar die Färbung seiner Gesundheitsumstände annahmen. Fühlte sich der Leidende einigermaßen frischer und freier, so durchdrang der ursprüngliche Gedanke die Shakespearestudien, daß sie Hilfsmittel und Handhaben seiner künstlerischen Selbstbildung werden sollten; überwältigte den

Dichter das Bewußtsein seines aussichtslosen Siechtums, so deuchte ihm wohl gegenüber der Herrlichkeit und staunenswerten Vollendung des Shakespearischen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in so ungünstiger Zeit, der helle Überfluß. Doch ist es bezeichnend ebensowohl für die unverwüstliche Macht des schöpferischen Triebes in Ludwig, wie für die Klarheit, zu der sich sein Geist immer wieder durchrang, daß gerade in den letzten beiden Leidensjahren sich schöpferische Anläufe zwischen die immer grüblerischer und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem rastlos sinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello“ oder „Coriolan“ hervorquollen.

Der objektive Werth der „Shakespearestudien“, die Fülle der in ihnen aufgespeicherten genialen Erkenntnisse und tiefreichenden Beobachtungen, wird durch die schmerzliche Einsicht nicht gemindert, daß sie für den Dichter persönlich nicht erfüllten, was er ursprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewisse Geister und Bildungsrichtungen stehen die kritischen Untersuchungen und Offenbarungen Ludwigs selbst höher, als seine dichterischen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgischen und aesthetischen Litteratur mußte ihnen bei ihrer ersten Veröffentlichung sofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder bestritten werden. Wenn Ludwig in spätern Jahren selbst Hoffnungen für seine Familie auf diese geistige Hinterlassenschaft setzte, so täuschte er sich wahrlich nicht über den Reichthum ihres Inhalts, sondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreise für diese wunderbaren Zeugnisse tiefsten Künstlerernstes und schöpferischer Kritik.

Im Beginn der Leidensjahre wachte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunsch auf, sich durch Verzichtleistung auf seine höchsten künstlerischen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und seiner Familie lag. Dann

Digitized by

schrieb er wohl mitten in die Shakespearestudien hinein: „Ich bin auf einen Entschluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht so nicht länger fort. Ich muß wenigstens so lange meine Arbeit zu einem Geschäfte machen, bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetisch wollte, liegt vom Zeitgeschmacke des Augenblicks ab, ist aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet und müßte sich allmählich siegend durchsetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir sparsam zumißt, paralysiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menschen, den poetischen zumeist, vor sich selbst erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetische Kraft in Gefahr zu setzen und meine höchsten Pläne für immer aus den Augen zu lassen. — Gesetz: „jeden Tag muß ich, sei es an Erzählendem oder Kritischem, soviel niederschreiben, daß ich wenigstens zwei bis drei Thaler damit erwerbe." Doch unmittelbar neben der Niederschrift dieses Vorsatzes steht das erschütternde Bekenntnis: „Auf diese Weise, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergesse, wie wenig ich auf Fortdauer dieses Wohlseins rechnen darf. Dies schrieb ich vorgestern, und heute bin ich kaum imstande, mich nur wach zu halten, so hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgestern besaß ich geistige Gewandtheit, der keine Wendung zu schwer erschien, eine ganze Arbeit übersah ich in Klarheit bis in das kleinste Detail, heute kann ich mich kaum entsinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelt, und aus dem vergeblichen Sinnen wird immer wieder wacher

Digitized by Google

oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenlosigkeit. O, das ist schlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorstellen könnte." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, S. 99) Ungefähr um diese Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Kunze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle seiner dramatischen Entwürfe ein Novellenbuch zu gestalten und so gleichsam den umgekehrten Weg Shakespeares einzuschlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundschaftlichem Eifer dazwischen und schrieb ihm: „Thu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt hast, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich sei, nach wie vor bereit, dein curator bonorum oder Kommissionär zu sein, wie du es nennen willst." (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, sich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatischen festhalten wollen, du bist der einzige, der Theater und Poesie einen könnte; aber wenns nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müssen dem zur Hand sein, was der Tag giebt und erheischt." Doch Ludwig überzeugte sich rasch, daß die Novellen, die er seinen dramatischen Entwürfen und Bruchstücken abgewinnen konnte (er begann wirklich, Agnes Bernauer wie er sie schaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte sich eingestehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden sei. Selbst Auerbach mußte sich, als er 1863 den schon erwähnten mehrtägigen Pfingstbesuch in Dresden und bei Otto Ludwig abstattete, überzeugen, daß es nutz-

Digitized by Google

los sei, den schwer Leidenden zum Arbeiten in seinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpresse, aufzustacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre," meldete er seinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zusammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich sehe die Schmerzenszüge seiner Seele, die solche Zumutung doppelt schwer empfindet." (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264)

Wohl hatte angesichts dieser Lage Auerbach mit dem Stoßseufzer recht: „Was ist Leben? Es ist der Frühling so hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichste Empfinden in sich, und kann es nicht artikuliren," aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Rest seiner Kraft und die schmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für seine dramatischen Pläne einsetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu sprengen, den sein Shakespearestudium beengend, ja manchmal pressend um ihn legte, so oft waren es dramatische Handlungen und dramatische Gestalten, die er vor Augen schaute, und denen er in stummer Freude am erstehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Gestalten ihm wieder entschwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in sein stilles Krankenzimmer drangen, schlossen meist eine Mahnung in sich, daß sein Talent dem darniederliegenden deutschen Drama großes verheißen habe. Die letzte Freundschaft, die Ludwig gegen den Ausgang seines Lebens hin schloß, war die mit Josef Lewinsky, einem der Darsteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauspielkunst nur im engsten Bunde mit der schöpferischen Dichtung gedeiht, und

dessen enthusiastische Bewunderung Ludwigs nicht sporadisch müßig, sondern unablässig und werkthätig war. Wenn ihm Lewinsky im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Makkabäer" im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerster Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von dem ungeheuern Eindruck, welchen die „Makkabäer" auf die gedrängte Menge der Zuschauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu schweigen. Und so sage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menschen halb in der Luft schwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthusiasmus erfüllt waren, und der riesenhafte fünfte Akt der weihevollen Stimmung die Krone aufsetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an solchen Abenden nicht herzaubern" (Lewinsky an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), wachten bei Ludwig die sehnsüchtigen Wünsche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künstler die schönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen sagen ließ, „sie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Gesundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutschen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum" (Wien, am 10. Februar 1863), so wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Gesundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiste die Reihe seiner ältern und neuern dramatischen Pläne an sich vorüberziehen, die keineswegs in den verstaubten Planheften endgiltig begraben waren, sondern von Zeit zu Zeit auferstanden.

An die Ausführung gewisser Entwürfe aus der Zeit vor den „Makkabäern" dachte Ludwig jetzt wohl nicht mehr, „Jud Süß" oder „Der Jakobsstab," „Armin"

Digitized by

und „Der Sandwirt Hofer“ lagen hinter ihm. Aber die beiden am weitesten vorgerückten seiner unvollendeten Tragödien „Agnes Bernauer“ und „Marino Falieri“ traten immer aufs neue wieder in seine Phantasie; an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichsten Plänen zum „Albrecht von Waldstein“ und zur „Maria Stuart“ (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu schaffen, und ihre Gestalten beunruhigten selbst Ludwigs Träume. Dazu hatten sich in den ersten sechziger Jahren die gleichfals mit Herzblut getränkten, in der rastlosen Phantasie des Dichters vielmals wiedergebornen, in der reflektierenden Erwägung immer wieder umgebildeten Schauspielpläne „Die Freunde von Imola“ und „Camiola“ („Die Kaufmannstochter von Messina“) gesellt.

Im Jahre 1862 war in Eisfeld der alte langjährige Vertraute Ludwigs, L. Ambrunn, gestorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Ludwig, dem das Briefschreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgesetzt über seine Erlebnisse und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt selbst dessen kleinstädtischen Neugkeitsdurst befriedigt und ihm zum Beispiel längere Beschreibungen des Dresdner Schillerfestes von 1859 oder der feierlichen Bestattung Ernst Rietschels im Februar 1861 gemacht. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des alten Freundes, als ihm der Sohn Ludwig Ambrunns, Christian Ambrunn, vom Zustande seines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit diesem noch etwas in seinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Febr. 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergessen und wünschen, daß er schmerzlos und ohne Kämpfe vollends verlösche. Um dazu mein Scherflein, so wenig es ist, beizutragen, schließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet ist und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unser guter Papa in

heitern Gedanken entschlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlassen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur seines Unwohlseins aufgeklärt würde und in seinem still allmählichen Übergange gestört." So liebevoll und mild besorgt um das Befinden aller andern, ihm Nahestehenden, blieb Ludwig auch in seinen schweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er sich um der Seinigen willen über die Mutlosigkeit, die im Gefolge seiner Krankheit eintrat, und nur dem verschwiegnen Papier der Shakespearestudien vertraute er Aussprüche wie „Eigentlich wohl ist der Mangel an Selbstvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieser Mangel ist der Begleiter meines chronischen Übels." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, Seite 57)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges seiner Krankheit aufzuzählen. Der kümmerlichen Genesung folgte fast regelmäßig der schwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die besorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn an Lewinsky schrieb: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

In trübem Gegensatz zu diesen Beschwichtigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes seelisches Leid herausklingt, stehen einzelne Aufzeichnungen der letzten

Digitized by Google

„Hauskalender" des Dichters. Am 1. Februar 1863 schrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müsse," am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um diese Zeit bin ich zum erstenmale wieder aufgetreten, die ersten Tage einen Gang um den Tisch gethan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte." Aber auch dies Wiederauftreten sollte nur wenige Monate währen, mit dem Eintritt des Jahres 1864 trat die letzte Periode seiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlassen konnte — das Leiden war durch die unablässigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erschien der schöne stattliche Mann als die Leidensgestalt, deren sich die Besucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand schon 1863: „Der großartige Kopf ist noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber sieht es aus, wie wenn man Hosen über zwei Stöcke zöge." Heydrich schilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfälligen edeln Gestalt etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes" gaben, Rektor Klee sagte: „Sein Kopf sieht immer aus, als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit spotte." Wie echt und typisch der Ausdruck des tragischen Dichters in diesem Kopfe vorherrschte, davon sollte mir im Frühling 1890 auf einer Reise in Italien die wundersamste Offenbarung zu teil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuseums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büste in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau nach ihr lenkte und sie fragte: „Wer ist das, oder wer scheint das zu sein?" gab sie mir ohne Besinnen zurück:

Digitized by Google

Otto Ludwig! Als wir nun erst den Katalog befragten, erwies sich, daß wir eine Euripidesbüste vor uns hatten!

Daß es immer einsamer um den Kranken wurde, schloß nicht aus, daß er sich nach wie vor, so oft es der Arzt nur gestattete, des geistig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeschiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und selbst vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wissenden und Klarsehenden eine tiefe Bedeutung für das Gesamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Existenz eines Dichters von seiner innern Macht und seiner künstlerischen Anschauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutschen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünstiger Zeitumstände weder das künstlerische Gewissen noch die Kraft selbständigen Geisteslebens völlig abhanden gekommen sei. Die Umstände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufschwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlassen, 1861 war Ernst Rietschel gestorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Augusts immer rascher zu Ende, und Otto Ludwig war in seiner schlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an diese schönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange sein lebendiges Wort zu den ernstern Naturen sprach, die ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, wirkte er auch auf seine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechsel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erspart; im Oktober 1864 siedelte er nach der Pillnitzerstraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiste voll größtenteils älterer Handschriften, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Er-

Digitized by Google

haltung dieser Handschriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er schon oft gegen seine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen."

In der neuen Wohnung erneuerte sich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erschöpft, aber geistig stark rang er gegen die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am bessern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter schreibt in seinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt „Johannisfest," an dem er seine besondre Freude hatte. Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur." (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Heydrich selbst fügt der Erzählung von diesem Vorgang in seiner biographischen Skizze in den „Nachlaßschriften" (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das ist noch einer, so sprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr so können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst."

Die Äußerung Ludwigs wurde an seinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er sie that, war er nicht nur wieder bei seinen Shakespearestudien, deren

Digitized by Google

letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wundersames freundlich-feindliches Geschick hatte ihm einen letzten Aufschwung seines poetischen Genius gegönnt. In den letzten Monaten seines irdischen Lebens gestaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus“ und vollendete den wunderbar schönen und ergreifenden ersten Akt dieses Werkes, der weihevoll wie der Torso einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geschiedenen Bildners steht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erscheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenster Fassung zittert durch die Verse:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen“ Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt Dresden bestattet. An seinem Grabe vereinten sich seine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreisen Dresdens, Gustav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geschiednen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Ed. Duboc und Heydrich sprachen Gedichte zu seinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieser Totenfeier fühlten in dem Ernst jener Wintermorgenstunde, wie viel dem Toten, den man hinabsenkte, das Leben schuldig geblieben sei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Josef Lewinsky, Gustav Freytag, Max Jordan, Eduard

Digitized by Google

Duboc und andere blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

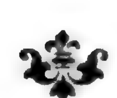
Die Hinterlassenen Ludwigs waren später auf die bescheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigste, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebnen musikalischen Studien diesen in Folge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, leben dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlief, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbesiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, woselbst er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juri-

stische Examen wohl bestanden hatte, wandte sich gleichfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutschen Interessen in der „v. Koseritz deutschen Zeitung“, desgleichen als Deputirter zum brasilianischen Congreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedne Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Eisfeld am ehemals Ottoschen Hause in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt.“ Neuerlich ließ der kunstsinnige Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, eine Büste des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufstellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der ersten Ausgabe „Otto Ludwigs gesammelte Werke mit einer Einleitung von Gustav Freytag“ (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßschriften Otto Ludwigs“ herausgegeben von Moritz Heydrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfassender, vollständiger als diese

Digitized by Google

Ausgaben versucht die vom Verfasser dieses Lebensbildes in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften", der dies Lebensbild vorangestellt ist, dem Dichter ein litterarisches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe seines Talents wie seiner Persönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Sein Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen," wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage."



Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßsohns „Komet“ für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Dienstboten“ wie angegeben steht, sondern: „Das Hausgesinde.“

Digitized by Google

Gedichte

Digitized by Google

Einleitung

Otto Ludwigs lyrische Gedichte sind bei seinem Leben nicht gesammelt, und nur wenige von ihnen sind in Zeitschriften und in dem von Fr. Hofmann in Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder" überhaupt gedruckt worden. Gleichwohl erstrecken sich poetische Versuche und lyrische Lebensäußerungen des Dichters von seinen ersten Jünglingstagen bis ungefähr zu der Zeit, wo er mit dem Trauerspiel „Der Erbförster" vor eine größere Öffentlichkeit trat. In einer großen Anzahl von Heften und zum Teil auch in einzelnen Blättern sind diese einem Vierteljahrhundert entstammenden Zeugnisse der lyrischen Begabung und der lyrischen Stimmungen Otto Ludwigs erhalten. Der Eigenart des Dichters und seinem Entwicklungsgange entsprechend, war der lyrische Drang und die Lust an lyrischen Formen bei Ludwig in der Zeit der Unselbständigkeit, der Nachempfindung poetischer Lektüre am stärksten, und aus der Zeit der letzten zwanziger und ersten dreißiger Jahre sind eine Menge von Gedichten vorhanden, die der Dichter selbst späterhin als völlig unreife und wertlose Jugenderzeugnisse beiseite schob, und die lediglich nach der biographischen Seite hin als Belege für die rasche und vielseitige Empfänglichkeit des poetischen Jünglings, als Studien zur jeweiligen Bildung des Autodidakten ein gewisses In-

Digitized by Google

teresse darbieten. Diese Art Gedichte erstreckt sich noch über Jahre, in denen daneben die Ader eigenster Empfindung, eigenster Naturanschauung, einer tief aus dem persönlichen Leben quellenden Lust oder Schwermut schon durchschlägt, und Gedichte entstehen, in denen das musikalische Naturell des Dichters hie und da den Naturlaut des echtesten Volksliedes traf, und die, weil ihm Wort und Ton zu gleicher Zeit klangen, mit dem ganzen Zauber natürlicher Sprachmusik ergreifen. Die Anlehnungen an Schiller und Goethe, Tieck, Rückert und Uhland, die noch stattfanden, galten Ludwig jetzt vielleicht nur als Übungen; mit der Textdichtung seiner ersten Liederspiele und Opern ward auch seine Lyrik freier. Bis ums Jahr 1840 währte die Zeit, wo in fortgesetzter Folge und auch ohne besondre, wenigstens ohne erkennbare Anlässe fast allmonatlich einige lyrische Gedichte entstanden, wo sich den lyrischen Gedichten im engern Sinne Balladen und Romanzen, mancherlei Ansätze und Anfänge größerer erzählender Gedichte anreihten. So finden sich in Ludwigs Nachlaß teils in besondern Heften, teils zwischen lyrischen Gedichten Bruchstücke einer poetischen Bearbeitung der Edda im Balladenton, die weitausgeführten, wenn auch nur in einigen Romanzen formell ausgereiften Anfänge eines auf hundert Romanzen berechneten „Kaiser Octavianus.“ Ein Teil dieser Gedichte wurde von Ludwig, je nach seiner fortschreitenden innern Entwicklung, wiederholter Umarbeitung unterzogen. Denn so sehr er nach seiner ganzen zunächst Selbstgenügen und die innerliche Beglückung des Träumens und Schaffens verlangenden Natur mit dem Schritt in die Öffentlichkeit zögerte, so blieb von jener frühesten Zeit an, wo er seines Vaters kleine Sammlung Gedichte im Verein mit eignen Dichtungen neu herauszugeben beabsichtigte, bis um die Mitte der vierziger Jahre der Wunsch in ihm lebendig, in

Digitized by Google

der großen Schar der deutschen Lyriker seine Stelle zu finden.

Seit 1841, seit dem Beginn seiner dramatischen Schöpfungen im engern Sinne, fing die bis dahin so ergiebige lyrische Ader Otto Ludwigs zu stocken an, und von vereinzelten bedeutenden Gedichten der Spätzeit abgesehen, in denen er einer tiefen und unwiderstehlichen Empfindung Ausdruck gab, springt sie nur noch zweimal voll auf: in den „Buschliedern“ der Jahre 1844 und 1845, den entzückend schönen Zeugnissen einer Herzensneigung und beglückten Liebe, und in den „Politischen Gedichten,“ die in den Jahren 1845 bis 1848 entstanden und es lebendig bekunden, wie warm und leidenschaftlich der Dichter mit seinem Volke empfand, wie er die tiefste Sehnsucht der Besten nach der endlichen Einheit und Größe des Gesamtvaterlandes teilte. Auch von diesen Gedichten kam unsers Wissens nichts in die Öffentlichkeit; doch wäre es immerhin möglich, daß in vergeßnen Flugblättern und Zeitschriften jener Bewegungsjahre sich eines und das andre von ihnen mit dem Namen des Dichters oder ohne ihn fände. Nach der Aufführung des „Erbförsters“ und der Übersiedlung nach Dresden dachte Ludwig vollends nicht mehr an die in verstaubten Heften begrabnen lyrischen Gedichte, und die zahlreicher an ihn ergehenden Aufforderungen zu poetischen Beisteuern für lyrische Sammelwerke blieben meist unbeantwortet, immer mit der einen Ausnahme des Hildburghäuser „Weihnachtsbaums,“ an den ihn heimatliche Erinnerungen knüpften.

Als nach Ludwigs frühem Tode eine Gesamtausgabe seiner Werke geplant wurde, richtete man natürlich sein Augenmerk auch auf den umfangreichen lyrischen Nachlaß des Dichters. Warum schließlich in dem zweiten Bande der „Gesammelten Werke“ (Berliner Ausgabe von 1870) doch nur acht dieser Gedichte („Der

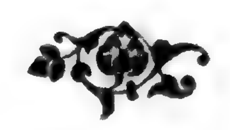
böse Fleck," „Der Städterin Wunsch," „Lied des Mädchens," „Das Lied von der Bernauerin," „Rosen und Lilien," „Julius und Hannchen," „Der Ostermorgen," „Zu stille Liebe") Aufnahme fanden, ist dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben sollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber seiner dramatischen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugnissen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabsichtigt hätte, nur die tiefsten, die eigentümlichsten und schönsten Gedichte Ludwigs in beschränktester Zahl mitteilen zu müssen, so würden doch sicher an Stelle der Hälfte dieser acht Gedichte ganz andre für die engste und strengste Auswahl in Frage gekommen sein. Gewiß hat Ludwig, wie fast alle Dichter seines Gepräges, geringern Wert auf die sprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigste Anschaulichkeit des poetischen Bildes, den schlichtesten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinsten und fortreißendsten Fluß des Verses mit der Macht oder der Innigkeit seines Gedankens und seiner Empfindung zu verbinden. Ein Verskünstler war er nicht, wollte er nicht sein; die Stärke seines poetischen Naturells, die Innigkeit und Tiefe seines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchster Vollendung gelingen und sprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderstehlichkeit aller unmittelbar poetischen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis seiner Lyrik zu seiner Entwicklung und angesichts der Thatsache, daß er sich zur Zeit seiner dichterischen Reife nur noch selten zu lyrischen Lebensäußerungen gestimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Masse seiner lyrischen Manuskripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

Digitized by Google

Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf seinen eignen Geschmack und sein eignes Empfinden verwiesen. Zu verschiednen Zeiten hatte Otto Ludwig in seinen Jugendgedichten blätternd und daraus auswählend Verzeichnisse der nach seiner eignen Meinung besten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne diese Verzeichnisse wieder durch kritische Bemerkungen, wie „sehr zu ändern" oder „noch umzuarbeiten," zu verengern. Ein solches Verzeichnis findet sich namentlich hinter dem Manuskripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen." „Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, sind sie in Leipzig in dieses Buch gesammelt worden." Eine andre spätere Auswahl fand sich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geschriebnes Manuskript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte" betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre gesammelt zu sein scheint. Da die hier getroffne Auswahl einige der zu den „Buschliedern" und den spätern politischen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und sicher die späteste Fassung enthält, die Ludwig einer Anzahl seiner Gedichte gegeben hat, so konnten nicht nur beinahe alle in dieser Niederschrift enthaltnen Gedichte in unsre Auswahl aufgenommen werden, sondern sie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verschiednen Fassungen vorhandnen Gedichte angesehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erspart, auch die ältern Gedichthefte und die von Ludwig bei keiner Auswahl berücksichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei sich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unsers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig selbst in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Auf-

Digitized by Google

nahme sein. Denn die Frage blieb immer, was Otto Ludwig selbst in einer spätern Zeit seiner gewaltigen Entwicklung gefordert haben würde. Er würde nach meiner Überzeugung und der seiner Familie kaum etwas dawider zu erinnern gefunden haben, daß einzelne Proben seines Jugendempfindens und des naiv unfertigen und doch oft so ergreifenden Ausdrucks dieses Empfindens mitgeteilt werden, er würde einverstanden gewesen sein, daß die zu unbewußter Vollendung gediehenen lyrischen Zeugnisse seiner späteren Jahre, von denen einzelne zu den kostbarsten Perlen neuerer deutscher Lyrik überhaupt gezählt werden müssen, nicht ferner verborgen bleiben. Aber er würde sich mit der ganzen Energie und Strenge seiner tiefen und schlichten Natur gegen die zur Zeit vielbeliebte wahl- und kritiklose Veröffentlichung alles Unreifen, Unfertigen, von ihm selbst nur als Studie Betrachteten erhoben haben, das sich in seiner Handschrift erhalten hat.



Digitized by Google

Des Dichters Vermächtnis

Digitized by Google

Der Ostermorgen

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräutgam, in die Welt;
Er steigt von Duft gefächelt
Aus seinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er steht so still,
Kein Blümchen sich verneigen,
Kein Läubchen rauschen will.

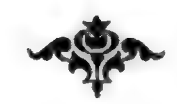
Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauschen
Die Blümlein, beugen sich,
Da bücket sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächtger klingts und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innersten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Mensch vergißt!



Der Mensch und das Leben

Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
Gastliche Schatten,
Saftige Trauben;
Ach und, Lechzender,
Streckst du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum —
Dürftest du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.

Digitized by Google

Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber —
Und zum Vergangnen
Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
Senkrecht die Spitzen
Bohrt in den Scheitel;
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.

Wimmerst zum Himmel:
Rettet, o Götter!
Wimmerst umsonst.
Himmlischen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren sind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hilfe
Bei Glücklichen.

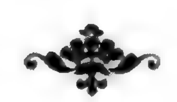
Seitwärts lachen
Kinderumspielte,
Weinlaubumkränzte
Freundliche Hütten,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gastlicher Rauch.

Digitized by Google

O laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
Finstere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

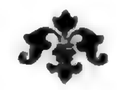
Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus!



Reines Herz

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchschwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.

Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.



Zu stille Liebe

Zwei liebten sich und wollten sichs nicht sagen,
Und küßten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede,
Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.

Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Digitized by Google

Wie beengen diese Räume,
Diese Hügel, diese Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter seinen Füßen sähe!

Nicht am Bücherstaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollsten Becher prassen,
In des Lebens Tiefstem wühlen,
Wills mit jeder Nerve fühlen,
Wills mit jeder Muskel fassen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erschaffen, im Vernichten
Jede Wollust durchgenießen.

Jetzt um seine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen schweben.

Nun durch seine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gährendes Verderben kochen
In den feuerschwangern Bäuchen.

Digitized by Google

Nun als Silberbächlein rieseln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fischlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieseln;

Rauschen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üppgem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zusammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborstner Schwere
Mit dem Regen eilbeflissen,
Mit den Bächen fortgerissen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Festgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Rasten,
Und die Decken und die Masten
Wurfzerschmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeschäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde stemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerschrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blasen,
Mit den Trümmern schleudernd rasen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Digitized by Google

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervensturme,
Dann in Thränen sich versöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerstörche zu Gesellen
Und der Wandersänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnsuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzusterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch seine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus seiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grausen
Durch die dunkeln Wälder brausen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletschers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, schon ein Riese —,
Goldne Thalesparadiese
Eisig in Vernichtung hüllen.

Segel spannen die Gedanken,
Und das Herz regt seine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnsucht, diese Schranken.

Digitized by Google

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und sprenge
Dieses Busens Kerkerwände!

Todesahnung

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sichs im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.
Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

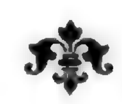
Digitized by Google

„Freund, du schwärmst! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauscht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich schwärme! Nicht das Singen,
Nein mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der süße Schmerz.

Sieh die Rosen, wie sie glühen,
Still sich beugen lieber Lust,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du schwärmst, du machst mir bange,
Rosen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich schwärme! Nicht die Blume
Duftet so, es ist mein Herz.
In dem tiefsten Heiligtume
Quillt und wogt der süße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Brust;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todeslust.

Leg mich hin ins stille Dunkel —
Durch des Bornes leisen Fall,
Stark und stärker das Gefunkel,
Hebt sich neu die Nachtigall.
Sieh, sie schwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es ist der Tod, der ruft!



Digitized by Google

Der Kranke

Wer stehet noch an meinem öden Lager?
Kenn ich die zwei Gestalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie stille Nacht? Wer bist du?

Die eine Gestalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die schimmernden Lichter,
Herabgeflossen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit rosigen Wimpeln;
Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
Soll dirs Morgenrot sein?

Die andre Gestalt

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all die Schatten zusammen.
Stiller wirds.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt sich dein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenspiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Gestalt

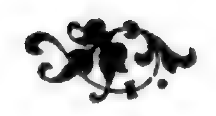
Nenne mich erfüllte Sehnsucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Digitized by Google

Nenne mich die stille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne,
Eh hervortritt ein schönerer Tag.
Menschen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —



Digitized by Google

Jugendlieder

Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singspiel: Die Köhlerin)

Ein reicher Wechsler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien;
Kind, nimm ihn; das ist wohlgethan
Und wird dich nimmer reuen.
Und Schreine voll von Linnenzeug,
Wie Schnee so weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Thürchen.
Die Mutter sprach: Den goldnen Herrn
Den laß mir nicht vom Schnürchen.
„Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldner Festesglanz“ —

Digitized by Google

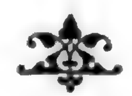
Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Die feinen Freier läßt du gehn
Und hängst dich an den Jungen?
Er ist nicht reich und ist nicht schön,
Weiß Gott, wies ihm gelungen!
„Vereint getragne Lust und Schmerz,
Die binden feste Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht.“ —

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.



Liebe

(Die erste Strophe aus einem Volksliede)

D wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du hast das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andern lieb,
Als dich allein.

Digitized by

Wie doch nur ists geschehn,
Daß ich nur dich mag sehn,
Wie nach dem Sonnenlicht
Blumen sich drehn.
Nur der Gedank allein,
Daß du nicht mehr wärst mein —
Ach! auf der Welt kein Tod
Bringt diese Pein.

Noch verging keine Nacht,
Die ich nicht durchgewacht,
Die ich mit Schmerzen nicht
Dein nur gedacht.
Ach, vielleicht scherzest du,
Ach, vielleicht herzest du,
Während mich Tag und Nacht
Meidet die Ruh.

Könntst du mich lassen doch,
Brechen den Schwur so hoch —
Bis ich vor Kummer stürb,
Liebt ich dich noch.
Lieben ist das allein,
Wenn ich will elend sein,
Ist alles Lebensglück,
Herzlieb, nur dein!

Der Unzufriedene

(1839)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erst machen sie mich toll,
Dann heißts, ich fange Grillen.

Digitized by Google

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen sie in Haufen;
Und nun ich sie gern hätt,
Sind sie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten sie zu essen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben sies vergessen.

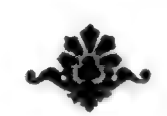
Und als ich war gesund,
Da wollten sie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn sie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten sie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen sie es verdammen.

Und wir verstanden uns nicht,
Da ließen sie uns beieinander;
Und wie wir uns wollten verstehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten sie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tausendsapperment,
Und sagt noch, ich fang Grillen!



Digitized by Google

Hüttchen im Odenwald

Ein Hüttchen steht im Odenwald,
Von Tannen tief versteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie bist du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen steht ein Espenbaum,
Der zittert immerdar;
Du hast, mein Herz, den schönsten Traum
Geträumt seit manchem Jahr.

Es stürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab ich zugebracht
Um dich wie manche Stund!

Es biegen sich die Zweiglein lin!
Herunter und hinauf.
Sei still! sei still, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

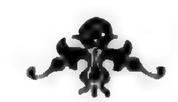
Und wecken soll mirs niemand nicht,
Soll schlafen immerfort,
Bis daß sie selber freundlich spricht:
Wach auf! mit süßem Wort.

Das schwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie ist dirs nah und weit!
Und spricht sie nicht: Mein Herz, wach auf!
So schlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauschen: Fasse Mut
Und sei mit Klagen still;
Und ist sie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie sie will.

Digitized by Google

Es floß so mild ein stiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen wars, wobei sie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.



Lied an den Mond

(1838)

Bist du wieder aufgeblüht,
Blum in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüsternd wiegt der Weste Wehn
Blum an Blum geneiget;
Allen däuchts noch eins so schön,
Wenn dein Strahl sich zeiget.

Breitst du deine Silberglut
Über Thal und Hügel,
Spielest auf der stillen Flut
Wie mit Schwanenflügel,

Alles wähn ich dann zu sehn,
Was das Herz mir stillte;
Und was edel ist, was schön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Bist der Unschuld stiller Gang,
Bist die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang
Schöner Seelen Klarheit.

Bist der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein fächelt,
Bist der Liebe selig Aug,
Das durch Thränen lächelt.

Bist das stille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet;

Aus des Trostes Silberborn,
Dem der Schmerz entweichet,
Bist ein vollgeschenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Waltest als die Engelswacht
Über Finsternissen,
Warnest vor der bösen Macht
Schlummernde Gewissen;

Bist ein Träger hilfbereit,
Ohne Weil und Klagen,
Hilfst dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergessen manchen Tag
Bleibst du stets der Alte,
Trägst es nie uns feindlich nach,
Zeigst uns keine Falte.

Laß mich ziehn so gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, soll es geschieden sein,
Schön, wie du, mich scheiden.

Digitized by Google

Zöllner, Sünder

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenster nüber,
Sah ich einen Rosenflor,
Ein Gesichtchen drüber,
Ein Gesichtchen, rosger rot
Als die roten Rosen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu kosen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit schnellen Füßen,
Fast zum heißen Liebeswort
Kams vom leisen Grüßen.
Zöllner, Sünder stehn allzeit
In der Schrift beisammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zusammen.
Ja, dies Schauen her und hin
Ist ein Liebeszünder;
An der schönen Zöllnerin
Würd ich gern zum Sünder.

Drei Mägdlein

Drei Mägdelein saßen
Auf blumigem Rasen.

Die Erste

Und hätt ich ein Lieb,
Ich wär wie ein Dieb,

Digitized by Google

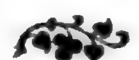
Und thät er mir wandern,
So säh ich nach andern
Und lachte dazu.
So thät ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär ich so reich,
Ich zög ihn mir gleich,
Ich maulte und schmollte;
Müßte thun, was ich wollte,
Sonst hätt er nicht Ruh.
So thät ich! Wie du?

Die Dritte

O hätt ich die Lust,
Nur sein mir bewußt!
Und wär er mir gut,
Ich gäb ihm mein Blut.
Und dächt er mein nimmer,
Doch wär ich sein immer;
Je mehr mich betrübte,
Je mehr ich ihn liebte.



Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind.

So voll, und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Digitized by Google

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Da strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauscht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

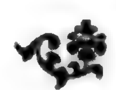
Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch ist Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

Digitized by Google

Bescheid

Das Röslein entzückt —
Ich soll mich dir schenken?
Doch welkt es gepflückt —
Ich will mirs bedenken.
Wie lustig der Schmaus —
Ich sollte dich minnen?
Die Reu bleibt nicht aus —
Ich will mich besinnen.
Die Schwalbe bringt Post —
Ich soll deinetwegen —?
Oft harrt noch ein Frost —
Ich wills überlegen.
Begonnen im Scherz —
Ich solls mit dir treiben?
Oft endets in Schmerz —
Ich wills lassen bleiben.



Frühlingstrunkenheit

Ich gehe umher in Träumen,
Ich weiß nicht, wie mir ist.
Dies Heben — dies Verlangen —
Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter sieht
Auf Wald und Strom und Berge
Und singt ein trillernd Lied.

Digitized by Google

Ich bin die schwanke Woge,
Die fern an Felsen schlägt;
Ich bin die kleine Rose,
Die sie am Busen trägt;

Ich zieh mit Silberschwänen
Die Kreise durch den See,
Und in mir singt wie Schwäne
Sehnsüchtig Lust und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küsse um den Mund;
Ihr blauen, schwarzen Augen
Macht krank mich oder gesund.

Das ist ein seltsam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutets Liebesanfang?
Bedeutets Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Gesund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Lenz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft;

Und hat mich aufgehoben
Mit seiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefsten Grund;
Dann hat er mich geküsset
Mit seinem roten Mund.

Digitized by Google

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da ists denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich sinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir ist.

Klage

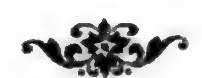
O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauschen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

So hat sie mir geschmeichelt,
Wie deine Blätter rauschen,
So hat sie mich gestreichelt,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

Dann schmeichelte sie andern,
Wie deine Blätter rauschen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauschen.

Digitized by Google

Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!



Alternative

Gestern ruht ich an der Quelle,
Lauschte ihrem Murmellauf,
Sieh, da stieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und sie sprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willst, du kannst nicht fliehn —,
Wie das Bächlein soll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu süßen Scherzen
In des Flusses klaren Grund;
Wecktest in der Brust die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun gesund.

Und den zarten, liebewarmen
Spitzte sie, den roten Mund —
Doch ich ließ sie ohn Erbarmen,
Ließ sie krank und liebeswund!

Nimm mich schnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
Deines Schelmenangesichts!
Bist du gar nicht eifersüchtig?
Kind, ich stehe dir für nichts!

Der Besuch

Ich lag vom Schmerzenstriebe
Verstört im tiefsten Sinn —
So ist die Hoffnung der Liebe,
So ist denn alles hin!

Da hört ich leise sagen
Und hörte leisen Gruß.
Die Augen aufzuschlagen,
Selbst das war mir Verdruß.

Da sprach die leise Stimme:
Denk an dein Liebchen rein!
Da kam erst recht der grimme
Schmerz in mein Herz hinein.

Ich sprach: Mein holdes Leben,
Mein einzges, liebt mich nicht;
Das hat den Schmerz mir geben,
Das ist, was mir gebricht.

Digitized by Google

Begann die Stimme zu weinen
Und sprach: Ich liebe dich,
Ja mehr als all die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich!

Du hast es nicht gesehen?
Und hast es nicht gedacht?
Ist ja auch mir geschehen,
Hat mir viel Leid gebracht!

Da blickt ich staunend um mich
Und sah des Liebchens Aug,
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren süßen Hauch.

Sie neigt' ihr rosig Köpfchen
Und weint' vor Schmerz und Lust.
Es spielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Brust.

Wie plötzlich war verschwunden
All feindliches Geschick —
Ja trüg ich Todeswunden,
Mich heilte solch ein Blick.

Winterlieder

1

Ha! wie rennts und eilts da draußen;
Leutchen, übereilt euch nicht;
Gebt ihr Flügel Nacht und Grausen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht.

Digitized by Google

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürft den Winter ihr nicht scheun;
Spränget wohl mit schnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die stete Sonne,
Stetes Glück macht stumpf die Brust;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Lust.

Ha! das rennt und keucht und schaudert,
Rennt und keucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen sonst geplaudert,
Grüßt sich kaum mit halbem Wort.

Und so eilt der Mensch ja immer
Auf der Sehnsucht Fittich hin,
Hascht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Ist das Leben euch so lang,
Ist das Leben euch so leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd zum fernen Ziel ihr schleicht.

2

War in der Kirche, suchte Ruh,
Doch keine konnt ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen,
Da hört ich singen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich stehen.

Digitized by Google

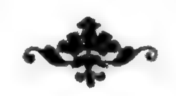
Am Fenster stand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.
„Ich sing und sag dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme.

„Da oben ist es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glühts und funkelts immer neu,
Wie Christusmettenträume.

„Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöh
Und lächl' und sei zufrieden;
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das sind die silbern' Blüten.

„Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder;
Sie wirft ein schönes Engelskind
Herab für seine Brüder."

Sie sangs und schwieg. Ich eilte heim,
War selbst so kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde selig.



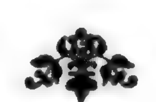
Wiegenlied

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so kalt,
Dräut dir feindliche Gewalt.
Liebe suchst du, findest Schmerzen,
Bleibst allein mit deinem Herzen.
Ruhst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists Nacht,
Ist kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum schleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so still;
Kein Vöglein singen will.
Hoffnungstod, getäuschtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Thränen.
Hoffst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so tot,
Die Liebe ist verloht.
Lässest dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Traust ohne Harm
Nur im Mutterarm.



Digitized by Google

Aus dem Märchen „Libussa“

1. Lidas Lied

Wellenmurmeln
Tönt herüber,
Waldesrauschen
Klingt hinüber.
Weiße Streifen
In dem Grünen —
Sind es wohl noch
Die Undinen?
Plätschernd, blinkend
Von Gewändern,
Kühlung trinkend,
Neckend, winkend
Mit den Bändern,
Sinds die Silber-
Garbenbinder
Und die frohen
Quellenkinder?

Weh, geflohen
Sind sie alle,
Und mit traurig
Leiserm Falle
Murmelt trüb der
Öde Bach
Den Geflohnen
Klage nach.
Nicht mehr weben
Im Gesträuche,
Nicht mehr schweben
Um die Eiche
Scherzesreiche
Haineswächter,

igitized by Google

Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! geflohen
Sind sie alle —
Und mit schaurig
Bangem Halle
Ächzt der Forst
Ein Sehnsuchtsach
Den geflohnen
Schützern nach!

2. Stirnas Gesang

Und so zieh ich immer weiter,
Weiter über Thal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh ist mirs geschehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieses Ungemach,
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen,
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot ist alles Sinnen,
Nur die Sehnsucht nimmer still!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt sie hin, der Wünsche Flut,
Ach, es mahnt der kleinste Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut.

Digitized by Google

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du hast,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du bist ein trüber Gast.

Dir umsonst vom Festesglänzen
Winkt zur Lust ein froh Gesicht —
Wankst vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt sich nicht!

Wankst vorbei den Reihentänzen,
Suchst die Fern' im matten Lauf.
An den längst verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft ich — ach, ich hofft es nur,
Denn umsonst auf Höhn und Gründen
Such ich des Entflohnen Spur!

Bescheid

(1831)

Sag mir, so sprach die Spröde,
Was das für Blumen sind
Hier an dem kleinen Fenster?
Und sag es mir geschwind.

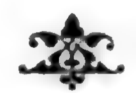
Das hast du nicht erraten?
Und rätst doch sonst so schnell.
Es ist der kalte Winter,
Ein gar verliebter Gesell.

Digitized by Google

Und wie vorbei er sauset
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenster
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eisgen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich sie nur entziffern,
Die bunt verschlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eifersucht Gewalt;
Du bists, du bist sein Schätzchen!
Was wärst du sonst so kalt!



Des Herzens Winterschlaf

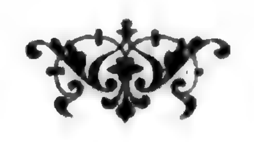
Wie bist du doch so eigen,
Du wunderliches Herz;
Willst dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willst so ganz verblassen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlassen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz will seine Rechte,
Daß er zufrieden sei,
Sonst lassen seine Mächte
Dich nimmer wieder frei;
Willst du dem Schmerz entrinnen,
Er hängt an deinem Schritt,
Trägst in dein froh Beginnen
Selbst den Verderber mit.

Laß nur den Jammer toben,
Leer ihn bis auf den Grund.
Den Arzt wirst du noch loben,
Bist du nur erst gesund.
Er ist die Winterdecke,
Die still die Erde trägt,
Daß, bis der Lenz ihn wecke,
Der Keim sich lebend regt.

Vertraue nur der Sonne,
Sie kommt zu ihrer Zeit;
Dann schmilzt in Frühlingswonne
Das starre Winterkleid.
Mit seinem Finger rühret
Der neue Lenz dich an,
Zu schönern Freuden führet
Dich neu die neue Bahn."

So spinne deine Fäden
Denn, trübe Phantasei,
Trink dich in deinen Nöten
Denn satt, Melancholei.
Doch weile, liebe Sonne,
O weile nicht so lang,
Weck bald zu neuer Wonne
Mich wieder, neuer Drang.



Digitized by Google

Vermischte Gedichte

Zerknirschung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieser Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieses Sehnsuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieses irdsche Land —
Laß mich, wie sonst ich Himmelslicht begehrte,
Mit Lust mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht ist kein Geschenk ihm, keine Gabe —
Schufst Erde mich, laß ganz mich Erde sein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdisch leiden mich — mich irdisch freun;
Laß schweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!

Laß schweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllst du sie dem Schwergetäuschten nicht.
Ja hoffend blähten sie mein schwach Gefieder,
Aufstreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loses schmerzliches Gewicht!
Schufst Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdensinn für Erdennächte.

Digitized

Otto Ludwig! Als wir nun erst den Katalog befragten, erwies sich, daß wir eine Euripidesbüste vor uns hatten!

Daß es immer einsamer um den Kranken wurde, schloß nicht aus, daß er sich nach wie vor, so oft es der Arzt nur gestattete, des geistig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeschiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und selbst vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wissenden und Klarsehenden eine tiefe Bedeutung für das Gesamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Existenz eines Dichters von seiner innern Macht und seiner künstlerischen Anschauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutschen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünstiger Zeitumstände weder das künstlerische Gewissen noch die Kraft selbständigen Geisteslebens völlig abhanden gekommen sei. Die Umstände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufschwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlassen, 1861 war Ernst Rietschel gestorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Augusts immer rascher zu Ende, und Otto Ludwig war in seiner schlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an diese schönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange sein lebendiges Wort zu den ernstern Naturen sprach, die ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, wirkte er auch auf seine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechsel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erspart; im Oktober 1864 siedelte er nach der Pillnitzerstraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiste voll größtenteils älterer Handschriften, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Er-

haltung dieser Handschriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er schon oft gegen seine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen.“

In der neuen Wohnung erneuerte sich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erschöpft, aber geistig stark rang er gegen die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am bessern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter schreibt in seinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt „Johannisfest,“ an dem er seine besondre Freude hatte. Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur.“ (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Heydrich selbst fügt der Erzählung von diesem Vorgang in seiner biographischen Skizze in den „Nachlaßschriften“ (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das ist noch einer, so sprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr so können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst.“

Die Äußerung Ludwigs wurde an seinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er sie that, war er nicht nur wieder bei seinen Shakespearestudien, deren

letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wundersames freundlich-feindliches Geschick hatte ihm einen letzten Aufschwung seines poetischen Genius gegönnt. In den letzten Monaten seines irdischen Lebens gestaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus" und vollendete den wunderbar schönen und ergreifenden ersten Akt dieses Werkes, der weihevoll wie der Torso einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geschiedenen Bildners steht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erscheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenster Fassung zittert durch die Verse:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen" Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt Dresden bestattet. An seinem Grabe vereinten sich seine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreisen Dresdens, Gustav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geschiednen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Ed. Duboc und Heydrich sprachen Gedichte zu seinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieser Totenfeier fühlten in dem Ernst jener Wintermorgenstunde, wie viel dem Toten, den man hinabsenkte, das Leben schuldig geblieben sei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Josef Lewinsky, Gustav Freytag, Max Jordan, Eduard

Duboc und andere blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlassenen Ludwigs waren später auf die bescheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigste, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebnen musikalischen Studien diesen in Folge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, leben dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlief, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbesiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, woselbst er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juri-

stische Examen wohl bestanden hatte, wandte sich gleichfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutschen Interessen in der „v. Koseritz deutschen Zeitung", desgleichen als Deputirter zum brasilianischen Congreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedne Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Eisfeld am ehemals Ottoschen Hause in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt." Neuerlich ließ der kunstsinnige Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, eine Büste des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufstellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der ersten Ausgabe „Otto Ludwigs gesammelte Werke mit einer Einleitung von Gustav Freytag" (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" herausgegeben von Moritz Heydrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfassender, vollständiger als diese

Digitized by Google

Ausgaben versucht die vom Verfasser dieses Lebensbildes in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften“, der dies Lebensbild vorangestellt ist, dem Dichter ein litterarisches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe seines Talents wie seiner Persönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Sein Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen,“ wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“

Digitized by Google

Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßsohns „Komet“ für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Dienstboten“ wie angegeben steht, sondern: „Das Hausgesinde.“

Digitized by Google

Gedichte

Digitized by Google

Einleitung

Otto Ludwigs lyrische Gedichte sind bei seinem Leben nicht gesammelt, und nur wenige von ihnen sind in Zeitschriften und in dem von Fr. Hofmann in Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder" überhaupt gedruckt worden. Gleichwohl erstrecken sich poetische Versuche und lyrische Lebensäußerungen des Dichters von seinen ersten Jünglingstagen bis ungefähr zu der Zeit, wo er mit dem Trauerspiel „Der Erbförster" vor eine größere Öffentlichkeit trat. In einer großen Anzahl von Heften und zum Teil auch in einzelnen Blättern sind diese einem Vierteljahrhundert entstammenden Zeugnisse der lyrischen Begabung und der lyrischen Stimmungen Otto Ludwigs erhalten. Der Eigenart des Dichters und seinem Entwicklungsgange entsprechend, war der lyrische Drang und die Lust an lyrischen Formen bei Ludwig in der Zeit der Unselbständigkeit, der Nachempfindung poetischer Lektüre am stärksten, und aus der Zeit der letzten zwanziger und ersten dreißiger Jahre sind eine Menge von Gedichten vorhanden, die der Dichter selbst späterhin als völlig unreife und wertlose Jugenderzeugnisse beiseite schob, und die lediglich nach der biographischen Seite hin als Belege für die rasche und vielseitige Empfänglichkeit des poetischen Jünglings, als Studien zur jeweiligen Bildung des Autodidakten ein gewisses In-

Digitized by Google

teresse darbieten. Diese Art Gedichte erstreckt sich noch über Jahre, in denen daneben die Ader eigenster Empfindung, eigenster Naturanschauung, einer tief aus dem persönlichen Leben quellenden Lust oder Schwermut schon durchschlägt, und Gedichte entstehen, in denen das musikalische Naturell des Dichters hie und da den Naturlaut des echtesten Volksliedes traf, und die, weil ihm Wort und Ton zu gleicher Zeit klangen, mit dem ganzen Zauber natürlicher Sprachmusik ergreifen. Die Anlehnungen an Schiller und Goethe, Tieck, Rückert und Uhland, die noch stattfanden, galten Ludwig jetzt vielleicht nur als Übungen; mit der Textdichtung seiner ersten Liederspiele und Opern ward auch seine Lyrik freier. Bis ums Jahr 1840 währte die Zeit, wo in fortgesetzter Folge und auch ohne besondre, wenigstens ohne erkennbare Anlässe fast allmonatlich einige lyrische Gedichte entstanden, wo sich den lyrischen Gedichten im engern Sinne Balladen und Romanzen, mancherlei Ansätze und Anfänge größerer erzählender Gedichte anreihten. So finden sich in Ludwigs Nachlaß teils in besondern Heften, teils zwischen lyrischen Gedichten Bruchstücke einer poetischen Bearbeitung der Edda im Balladenton, die weitausgeführten, wenn auch nur in einigen Romanzen formell ausgereiften Anfänge eines auf hundert Romanzen berechneten „Kaiser Octavianus." Ein Teil dieser Gedichte wurde von Ludwig, je nach seiner fortschreitenden innern Entwicklung, wiederholter Umarbeitung unterzogen. Denn so sehr er nach seiner ganzen zunächst Selbstgenügen und die innerliche Beglückung des Träumens und Schaffens verlangenden Natur mit dem Schritt in die Öffentlichkeit zögerte, so blieb von jener frühesten Zeit an, wo er seines Vaters kleine Sammlung Gedichte im Verein mit eignen Dichtungen neu herauszugeben beabsichtigte, bis um die Mitte der vierziger Jahre der Wunsch in ihm lebendig, in

der großen Schar der deutschen Lyriker seine Stelle zu finden.

Seit 1841, seit dem Beginn seiner dramatischen Schöpfungen im engern Sinne, fing die bis dahin so ergiebige lyrische Ader Otto Ludwigs zu stocken an, und von vereinzelten bedeutenden Gedichten der Spätzeit abgesehen, in denen er einer tiefen und unwiderstehlichen Empfindung Ausdruck gab, springt sie nur noch zweimal voll auf: in den „Buschliedern" der Jahre 1844 und 1845, den entzückend schönen Zeugnissen einer Herzensneigung und beglückten Liebe, und in den „Politischen Gedichten," die in den Jahren 1845 bis 1848 entstanden und es lebendig bekunden, wie warm und leidenschaftlich der Dichter mit seinem Volke empfand, wie er die tiefste Sehnsucht der Besten nach der endlichen Einheit und Größe des Gesamtvaterlandes teilte. Auch von diesen Gedichten kam unsers Wissens nichts in die Öffentlichkeit; doch wäre es immerhin möglich, daß in vergeßnen Flugblättern und Zeitschriften jener Bewegungsjahre sich eines und das andre von ihnen mit dem Namen des Dichters oder ohne ihn fände. Nach der Aufführung des „Erbförsters" und der Übersiedlung nach Dresden dachte Ludwig vollends nicht mehr an die in verstaubten Heften begrabnen lyrischen Gedichte, und die zahlreicher an ihn ergehenden Aufforderungen zu poetischen Beisteuern für lyrische Sammelwerke blieben meist unbeantwortet, immer mit der einen Ausnahme des Hildburghäuser „Weihnachtsbaums," an den ihn heimatliche Erinnerungen knüpften.

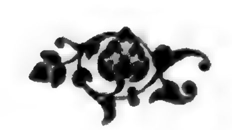
Als nach Ludwigs frühem Tode eine Gesamtausgabe seiner Werke geplant wurde, richtete man natürlich sein Augenmerk auch auf den umfangreichen lyrischen Nachlaß des Dichters. Warum schließlich in dem zweiten Bande der „Gesammelten Werke" (Berliner Ausgabe von 1870) doch nur acht dieser Gedichte („Der

böse Fleck," „Der Städterin Wunsch," „Lied des Mädchens," „Das Lied von der Bernauerin," „Rosen und Lilien," „Julius und Hannchen," „Der Ostermorgen," „Zu stille Liebe") Aufnahme fanden, ist dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben sollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber seiner dramatischen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugnissen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabsichtigt hätte, nur die tiefsten, die eigentümlichsten und schönsten Gedichte Ludwigs in beschränktester Zahl mitteilen zu müssen, so würden doch sicher an Stelle der Hälfte dieser acht Gedichte ganz andre für die engste und strengste Auswahl in Frage gekommen sein. Gewiß hat Ludwig, wie fast alle Dichter seines Gepräges, geringern Wert auf die sprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigste Anschaulichkeit des poetischen Bildes, den schlichtesten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinsten und fortreißendsten Fluß des Verses mit der Macht oder der Innigkeit seines Gedankens und seiner Empfindung zu verbinden. Ein Verskünstler war er nicht, wollte er nicht sein; die Stärke seines poetischen Naturells, die Innigkeit und Tiefe seines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchster Vollendung gelingen und sprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderstehlichkeit aller unmittelbar poetischen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis seiner Lyrik zu seiner Entwicklung und angesichts der Thatsache, daß er sich zur Zeit seiner dichterischen Reife nur noch selten zu lyrischen Lebensäußerungen gestimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Masse seiner lyrischen Manuskripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

Digitized by Google

Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf seinen eignen Geschmack und sein eignes Empfinden verwiesen. Zu verschiednen Zeiten hatte Otto Ludwig in seinen Jugendgedichten blätternd und daraus auswählend Verzeichnisse der nach seiner eignen Meinung besten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne diese Verzeichnisse wieder durch kritische Bemerkungen, wie „sehr zu ändern“ oder „noch umzuarbeiten,“ zu verengern. Ein solches Verzeichnis findet sich namentlich hinter dem Manuskripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen.“ „Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, sind sie in Leipzig in dieses Buch gesammelt worden.“ Eine andre spätere Auswahl fand sich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geschriebnes Manuskript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte“ betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre gesammelt zu sein scheint. Da die hier getroffne Auswahl einige der zu den „Buschliedern“ und den spätern politischen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und sicher die späteste Fassung enthält, die Ludwig einer Anzahl seiner Gedichte gegeben hat, so konnten nicht nur beinahe alle in dieser Niederschrift enthaltnen Gedichte in unsre Auswahl aufgenommen werden, sondern sie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verschiednen Fassungen vorhandnen Gedichte angesehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erspart, auch die ältern Gedichthefte und die von Ludwig bei keiner Auswahl berücksichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei sich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unsers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig selbst in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Auf-

nahme sein. Denn die Frage blieb immer, was Otto Ludwig selbst in einer spätern Zeit seiner gewaltigen Entwicklung gefordert haben würde. Er würde nach meiner Überzeugung und der seiner Familie kaum etwas dawider zu erinnern gefunden haben, daß einzelne Proben seines Jugendempfindens und des naiv unfertigen und doch oft so ergreifenden Ausdrucks dieses Empfindens mitgeteilt werden, er würde einverstanden gewesen sein, daß die zu unbewußter Vollendung gediehenen lyrischen Zeugnisse seiner späteren Jahre, von denen einzelne zu den kostbarsten Perlen neuerer deutscher Lyrik überhaupt gezählt werden müssen, nicht ferner verborgen bleiben. Aber er würde sich mit der ganzen Energie und Strenge seiner tiefen und schlichten Natur gegen die zur Zeit vielbeliebte wahl- und kritiklose Veröffentlichung alles Unreifen, Unfertigen, von ihm selbst nur als Studie Betrachteten erhoben haben, das sich in seiner Handschrift erhalten hat.



Digitized by Google

Des Dichters Vermächtnis

Der Ostermorgen

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräutgam, in die Welt;
Er steigt von Duft gefächelt
Aus seinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er steht so still,
Kein Blümchen sich verneigen,
Kein Läubchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

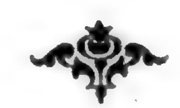
Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauschen
Die Blümlein, beugen sich,
Da bücket sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Digitized

Und mächtger klingts und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innersten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Mensch vergißt!



Der Mensch und das Leben

Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
Gastliche Schatten,
Saftige Trauben;
Ach und, Lechzender,
Streckst du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum —
Dürftest du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.

Digitized by Google

Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber —
Und zum Vergangnen
Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
Senkrecht die Spitzen
Bohrt in den Scheitel;
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.

Wimmerst zum Himmel:
Rettet, o Götter!
Wimmerst umsonst.
Himmlischen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren sind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hilfe
Bei Glücklichen.

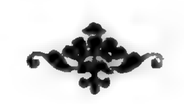
Seitwärts lachen
Kinderumspielte,
Weinlaubumkränzte
Freundliche Hütten,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gastlicher Rauch.

Digitized

O laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
Finstere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

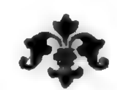
Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus!



Reines Herz

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchschwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.

Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.



Zu stille Liebe

Zwei liebten sich und wollten sichs nicht sagen,
Und küßten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede,
Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.

Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen diese Räume,
Diese Hügel, diese Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter seinen Füßen sähe!

Nicht am Bücherstaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollsten Becher prassen,
In des Lebens Tiefstem wühlen,
Wills mit jeder Nerve fühlen,
Wills mit jeder Muskel fassen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erschaffen, im Vernichten
Jede Wollust durchgenießen.

Jetzt um seine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen schweben.

Nun durch seine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gährendes Verderben kochen
In den feuerschwangern Bäuchen.

Digitized by Google

Nun als Silberbächlein rieseln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fischlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieseln;

Rauschen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üppgem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zusammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborstner Schwere
Mit dem Regen eilbeflissen,
Mit den Bächen fortgerissen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Festgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Rasten,
Und die Decken und die Masten
Wurfzerschmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeschäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde stemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerschrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blasen,
Mit den Trümmern schleudernd rasen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Digitized by Google

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervensturme,
Dann in Thränen sich versöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerstörche zu Gesellen
Und der Wandersänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnsuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzusterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch seine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus seiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grausen
Durch die dunkeln Wälder brausen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletschers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, schon ein Riese —,
Goldne Thalesparadiese
Eisig in Vernichtung hüllen.

Segel spannen die Gedanken,
Und das Herz regt seine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnsucht, diese Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und sprenge
Dieses Busens Kerkerwände!

Todesahnung

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sichs im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.
Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

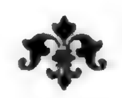
Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

„Freund, du schwärmst! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauscht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich schwärme! Nicht das Singen,
Nein mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der süße Schmerz.

Sieh die Rosen, wie sie glühen,
Still sich beugen lieber Luft,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du schwärmst, du machst mir bange,
Rosen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich schwärme! Nicht die Blume
Duftet so, es ist mein Herz.
In dem tiefsten Heiligtume
Quillt und wogt der süße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Brust;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todeslust.

Leg mich hin ins stille Dunkel —
Durch des Bornes leisen Fall,
Stark und stärker das Gefunkel,
Hebt sich neu die Nachtigall.
Sieh, sie schwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es ist der Tod, der ruft!



Der Kranke

Wer stehet noch an meinem öden Lager?
Kenn ich die zwei Gestalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie stille Nacht? Wer bist du?

Die eine Gestalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die schimmernden Lichter,
Herabgeflossen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit rosigen Wimpeln;
Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
Soll dirs Morgenrot sein?

Die andre Gestalt

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all die Schatten zusammen.
Stiller wirds.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt sich dein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenspiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Gestalt

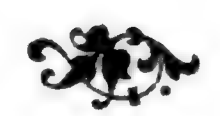
Nenne mich erfüllte Sehnsucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Digitized by Google

Nenne mich die stille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne,
Eh hervortritt ein schönerer Tag.
Menschen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —



Jugendlieder

Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singspiel: Die Köhlerin)

Ein reicher Wechsler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien;
Kind, nimm ihn; das ist wohlgethan
Und wird dich nimmer reuen.
Und Schreine voll von Linnenzeug,
Wie Schnee so weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Thürchen.
Die Mutter sprach: Den goldnen Herrn
Den laß mir nicht vom Schnürchen.
„Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldner Festesglanz“ —

Digitized by Google

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Die feinen Freier läßt du gehn
Und hängst dich an den Jungen?
Er ist nicht reich und ist nicht schön,
Weiß Gott, wies ihm gelungen!
„Vereint getragne Lust und Schmerz,
Die binden feste Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht." —

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Liebe

(Die erste Strophe aus einem Volksliede)

O wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du hast das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andern lieb,
Als dich allein.

Digitized by Google

Wie doch nur ists geschehn,
Daß ich nur dich mag sehn,
Wie nach dem Sonnenlicht
Blumen sich drehn.
Nur der Gedank allein,
Daß du nicht mehr wärst mein —
Ach! auf der Welt kein Tod
Bringt diese Pein.

Noch verging keine Nacht,
Die ich nicht durchgewacht,
Die ich mit Schmerzen nicht
Dein nur gedacht.
Ach, vielleicht scherzest du,
Ach, vielleicht herzest du,
Während mich Tag und Nacht
Meidet die Ruh.

Könntst du mich lassen doch,
Brechen den Schwur so hoch —
Bis ich vor Kummer stürb,
Liebt ich dich noch.
Lieben ist das allein,
Wenn ich will elend sein,
Ist alles Lebensglück,
Herzlieb, nur dein!

Der Unzufriedene

(1839)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erst machen sie mich toll,
Dann heißts, ich fange Grillen.

Digitized by Google

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen sie in Haufen;
Und nun ich sie gern hätt,
Sind sie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten sie zu essen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben sies vergessen.

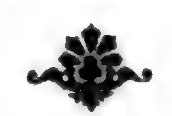
Und als ich war gesund,
Da wollten sie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn sie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten sie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen sie es verdammen.

Und wir verstanden uns nicht,
Da ließen sie uns beieinander;
Und wie wir uns wollten verstehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten sie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tausendsapperment,
Und sagt noch, ich fang Grillen!



Hüttchen im Odenwald

Ein Hüttchen steht im Odenwald,
Von Tannen tief versteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie bist du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen steht ein Espenbaum,
Der zittert immerdar;
Du hast, mein Herz, den schönsten Traum
Geträumt seit manchem Jahr.

Es stürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab ich zugebracht
Um dich wie manche Stund!

Es biegen sich die Zweiglein lini
Herunter und hinauf.
Sei still! sei still, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken soll mirs niemand nicht,
Soll schlafen immerfort,
Bis daß sie selber freundlich spricht:
Wach auf! mit süßem Wort.

Das schwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie ist dirs nah und weit!
Und spricht sie nicht: Mein Herz, wach auf!
So schlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauschen: Fasse Mut
Und sei mit Klagen still;
Und ist sie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie sie will.

Digitized by Google

Es floß so mild ein stiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen wars, wobei sie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.

Lied an den Mond

(1838)

Bist du wieder aufgeblüht,
Blum in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüsternd wiegt der Weste Wehn
Blum an Blum geneiget;
Allen däuchts noch eins so schön,
Wenn dein Strahl sich zeiget.

Breitst du deine Silberglut
Über Thal und Hügel,
Spielest auf der stillen Flut
Wie mit Schwanenflügel,

Alles wähn ich dann zu sehn,
Was das Herz mir stillte;
Und was edel ist, was schön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Bist der Unschuld stiller Gang,
Bist die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang
Schöner Seelen Klarheit.

Digitized by

Bist der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein fächelt,
Bist der Liebe selig Aug,
Das durch Thränen lächelt.

Bist das stille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet;

Aus des Trostes Silberborn,
Dem der Schmerz entweichet,
Bist ein vollgeschenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Waltest als die Engelswacht
Über Finsternissen,
Warnest vor der bösen Macht
Schlummernde Gewissen;

Bist ein Träger hilfbereit,
Ohne Weil und Klagen,
Hilfst dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergessen manchen Tag
Bleibst du stets der Alte,
Trägst es nie uns feindlich nach,
Zeigst uns keine Falte.

Laß mich ziehn so gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, soll es geschieden sein,
Schön, wie du, mich scheiden.

Zöllner, Sünder

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenster nüber,
Sah ich einen Rosenflor,
Ein Gesichtchen drüber,
Ein Gesichtchen, rosger rot
Als die roten Rosen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu kosen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit schnellen Füßen,
Fast zum heißen Liebeswort
Kams vom leisen Grüßen.
Zöllner, Sünder stehn allzeit
In der Schrift beisammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zusammen.
Ja, dies Schauen her und hin
Ist ein Liebeszünder;
An der schönen Zöllnerin
Würd ich gern zum Sünder.

Drei Mägdlein

Drei Mägdelein saßen
Auf blumigem Rasen.

Die Erste

Und hätt ich ein Lieb,
Ich wär wie ein Dieb,

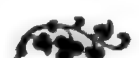
Und thät er mir wandern,
So säh ich nach andern
Und lachte dazu.
So thät ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär ich so reich,
Ich zög ihn mir gleich,
Ich maulte und schmollte;
Müßte thun, was ich wollte,
Sonst hätt er nicht Ruh.
So thät ich! Wie du?

Die Dritte

O hätt ich die Lust,
Nur sein mir bewußt!
Und wär er mir gut,
Ich gäb ihm mein Blut.
Und dächt er mein nimmer,
Doch wär ich sein immer;
Je mehr mich betrübte,
Je mehr ich ihn liebte.



Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind.

So voll, und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Da strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauscht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch ist Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

Bescheid

Das Röslein entzückt —
Ich soll mich dir schenken?
Doch welkt es gepflückt —
Ich will mirs bedenken.
Wie lustig der Schmaus —
Ich sollte dich minnen?
Die Reu bleibt nicht aus —
Ich will mich besinnen.
Die Schwalbe bringt Post —
Ich soll deinetwegen —?
Oft harrt noch ein Frost —
Ich wills überlegen.
Begonnen im Scherz —
Ich solls mit dir treiben?
Oft endets in Schmerz —
Ich wills lassen bleiben.

Frühlingstrunkenheit

Ich gehe umher in Träumen,
Ich weiß nicht, wie mir ist.
Dies Heben — dies Verlangen —
Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter sieht
Auf Wald und Strom und Berge
Und singt ein trillernd Lied.

Ich bin die schwanke Woge,
Die fern an Felsen schlägt;
Ich bin die kleine Rose,
Die sie am Busen trägt;

Ich zieh mit Silberschwänen
Die Kreise durch den See,
Und in mir singt wie Schwäne
Sehnsüchtig Lust und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küsse um den Mund;
Ihr blauen, schwarzen Augen
Macht krank mich oder gesund.

Das ist ein seltsam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutets Liebesanfang?
Bedeutets Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Gesund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Lenz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft;

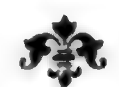
Und hat mich aufgehoben
Mit seiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefsten Grund;
Dann hat er mich geküsset
Mit seinem roten Mund.

Digitized by Google

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da ists denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich sinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir ist.



Klage

O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauschen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

So hat sie mir geschmeichelt,
Wie deine Blätter rauschen,
So hat sie mich gestreichelt,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

Dann schmeichelte sie andern,
Wie deine Blätter rauschen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauschen.

Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

Alternative

Gestern ruht ich an der Quelle,
Lauschte ihrem Murmellauf,
Sieh, da stieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und sie sprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willst, du kannst nicht fliehn —,
Wie das Bächlein soll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu süßen Scherzen
In des Flusses klaren Grund;
Wecktest in der Brust die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun gesund.

Und den zarten, liebewarmen
Spitzte sie, den roten Mund —
Doch ich ließ sie ohn Erbarmen,
Ließ sie krank und liebeswund!

Digitized by Google

Nimm mich schnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
Deines Schelmenangesichts!
Bist du gar nicht eifersüchtig?
Kind, ich stehe dir für nichts!

Der Besuch

Ich lag vom Schmerzenstriebe
Verstört im tiefsten Sinn —
So ist die Hoffnung der Liebe,
So ist denn alles hin!

Da hört ich leise sagen
Und hörte leisen Gruß.
Die Augen aufzuschlagen,
Selbst das war mir Verdruß.

Da sprach die leise Stimme:
Denk an dein Liebchen rein!
Da kam erst recht der grimme
Schmerz in mein Herz hinein.

Ich sprach: Mein holdes Leben,
Mein einzges, liebt mich nicht;
Das hat den Schmerz mir geben,
Das ist, was mir gebricht.

Digitized by Google

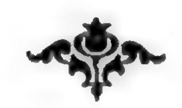
Begann die Stimme zu weinen
Und sprach: Ich liebe dich,
Ja mehr als all die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich!

Du hast es nicht gesehen?
Und hast es nicht gedacht?
Ist ja auch mir geschehen,
Hat mir viel Leid gebracht!

Da blickt ich staunend um mich
Und sah des Liebchens Aug,
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren süßen Hauch.

Sie neigt' ihr rosig Köpfchen
Und weint' vor Schmerz und Lust.
Es spielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Brust.

Wie plötzlich war verschwunden
All feindliches Geschick —
Ja trüg ich Todeswunden,
Mich heilte solch ein Blick.



Winterlieder

1

Ha! wie rennts und eilts da draußen;
Leutchen, übereilt euch nicht;
Gebt ihr Flügel Nacht und Grausen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht.

Digitized by Google

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürft den Winter ihr nicht scheun;
Spränget wohl mit schnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die stete Sonne,
Stetes Glück macht stumpf die Brust;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Lust.

Ha! das rennt und keucht und schaudert,
Rennt und keucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen sonst geplaudert,
Grüßt sich kaum mit halbem Wort.

Und so eilt der Mensch ja immer
Auf der Sehnsucht Fittich hin,
Hascht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Ist das Leben euch so lang,
Ist das Leben euch so leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd zum fernen Ziel ihr schleicht.

2

War in der Kirche, suchte Ruh,
Doch keine konnt ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen,
Da hört ich singen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich stehen.

Digitized by Google

Am Fenster stand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.
„Ich sing und sag dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme.

„Da oben ist es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glühts und funkelts immer neu,
Wie Christusmettenträume.

„Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöh
Und lächl' und sei zufrieden;
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das sind die silbern' Blüten.

„Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder;
Sie wirft ein schönes Engelskind
Herab für seine Brüder."

Sie sangs und schwieg. Ich eilte heim,
War selbst so kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde selig.

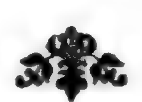
Wiegenlied

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so kalt,
Dräut dir feindliche Gewalt.
Liebe suchst du, findest Schmerzen,
Bleibst allein mit deinem Herzen.
Ruhst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists Nacht,
Ist kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum schleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so still;
Kein Vöglein singen will.
Hoffnungstod, getäuschtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Thränen.
Hoffst ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;
Ruh und Lust
Beut nur die Mutterbrust.
Da draußen ists so tot,
Die Liebe ist verloht.
Lässest dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Traust ohne Harm
Nur im Mutterarm.



Digitized

Aus dem Märchen „Libussa“

1. Lidas Lied

Wellenmurmeln
Tönt herüber,
Waldesrauschen
Klingt hinüber.
Weiße Streifen
In dem Grünen —
Sind es wohl noch
Die Undinen?
Plätschernd, blinkend
Von Gewändern,
Kühlung trinkend,
Neckend, winkend
Mit den Bändern,
Sinds die Silber-
Garbenbinder
Und die frohen
Quellenkinder?

Weh, geflohen
Sind sie alle,
Und mit traurig
Leiserm Falle
Murmelt trüb der
Öde Bach
Den Geflohnen
Klage nach.
Nicht mehr weben
Im Gesträuche,
Nicht mehr schweben
Um die Eiche
Scherzesreiche
Haineswächter,

Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! geflohen
Sind sie alle —
Und mit schaurig
Bangem Halle
Ächzt der Forst
Ein Sehnsuchtsach
Den geflohnen
Schützern nach!

2. Stirnas Gesang

Und so zieh ich immer weiter,
Weiter über Thal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh ist mirs geschehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieses Ungemach,
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen,
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot ist alles Sinnen,
Nur die Sehnsucht nimmer still!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt sie hin, der Wünsche Flut,
Ach, es mahnt der kleinste Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut.

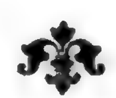
Digitized

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du hast,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du bist ein trüber Gast.

Dir umsonst vom Festesglänzen
Winkt zur Lust ein froh Gesicht —
Wankst vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt sich nicht!

Wankst vorbei den Reihentänzen,
Suchst die Fern' im matten Lauf.
An den längst verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft ich — ach, ich hofft es nur,
Denn umsonst auf Höhn und Gründen
Such ich des Entflohnen Spur!



Bescheid

(1831)

Sag mir, so sprach die Spröde,
Was das für Blumen sind
Hier an dem kleinen Fenster?
Und sag es mir geschwind.

Das hast du nicht erraten?
Und rätst doch sonst so schnell.
Es ist der kalte Winter,
Ein gar verliebter Gesell.

Und wie vorbei er sauset
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenster
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eisgen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich sie nur entziffern,
Die bunt verschlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eifersucht Gewalt;
Du bists, du bist sein Schätzchen!
Was wärst du sonst so kalt!

Des Herzens Winterschlaf

Wie bist du doch so eigen,
Du wunderliches Herz;
Willst dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willst so ganz verblassen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlassen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz will seine Rechte,
Daß er zufrieden sei,
Sonst lassen seine Mächte
Dich nimmer wieder frei;
Willst du dem Schmerz entrinnen,
Er hängt an deinem Schritt,
Trägst in dein froh Beginnen
Selbst den Verderber mit.

Digitized by Google

Laß nur den Jammer toben,
Leer ihn bis auf den Grund.
Den Arzt wirst du noch loben,
Bist du nur erst gesund.
Er ist die Winterdecke,
Die still die Erde trägt,
Daß, bis der Lenz ihn wecke,
Der Keim sich lebend regt.

Vertraue nur der Sonne,
Sie kommt zu ihrer Zeit;
Dann schmilzt in Frühlingswonne
Das starre Winterkleid.
Mit seinem Finger rühret
Der neue Lenz dich an,
Zu schönern Freuden führet
Dich neu die neue Bahn."

So spinne deine Fäden
Denn, trübe Phantasei,
Trink dich in deinen Nöten
Denn satt, Melancholei.
Doch weile, liebe Sonne,
O weile nicht so lang,
Weck bald zu neuer Wonne
Mich wieder, neuer Drang.

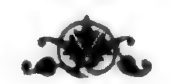
Vermischte Gedichte

Zerknirschung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieser Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieses Sehnsuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieses irdsche Land —
Laß mich, wie sonst ich Himmelslicht begehrte,
Mit Lust mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht ist kein Geschenk ihm, keine Gabe —
Schufst Erde mich, laß ganz mich Erde sein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdisch leiden mich — mich irdisch freun;
Laß schweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!

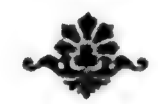
Laß schweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllst du sie dem Schwergetäuschten nicht.
Ja hoffend blähten sie mein schwach Gefieder,
Aufstreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loses schmerzliches Gewicht!
Schufst Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdensinn für Erdennächte.



Digitized

Tod im Berufe

Wo ist die schöne Ros im Gartenland?
Sie ist an eigner Glut verbrannt.
Die Nachtigall mit ihrer Klänge Lust?
Ihr eigner Ton zerbrach die kleine Brust.
Der Silberquell mit seinen Schwänen?
Ertrank in seinen eignen Thränen.
Der Sänger mit empfindsamem Gemüte?
Er starb an seinem eignen Liede.



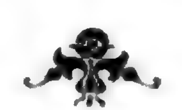
Frühlingsahnung

Auf, ihr zarten, still verschämten Blicke,
Schneeige Glöckchen, quellt hervor;
Läutet ein mein junges Frühlingsglücke;
Sagt mir, daß ich nichts verlor.

Draußen webt der Winter noch im Haine,
Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall,
Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
Frühling ist ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Thoren,
Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
Aus dem einen wieder wird geboren
Alles Sommerglück.

Kehret auch nur eins der Vöglein wieder
In die ödverwaiste Brust,
Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
Doch die volle Frühlingslust.



Digitized by Google

Abendopfer

(1889)

Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich schau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.
Sieh, ein Heiligtum hab ich bereitet;
Blumen drein gepflanzt und Himmelslichte.
Alles! alles werde mir zu nichte,
Wenn mir nur dein Auge blauet.
Sag mir, wie ich deine Gunst erlange?
Ist zum Opfer gnug ein freudlos Leben?
Könnt ich dir ein herrlich reiches geben,
Ach wie wär auch das geringe!
Freudig wollt ichs opfern dir und bringen,
Lächeltst freundlich mir du, Göttin, nieder;
Nur um deine Gunst und deine Lieder,
Hätt ich Götterkräfte, würd ich ringen!
Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich schau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.

Liebesruf

Tauch herauf, du Feeenauge,
Tief und klar wie Himmelsschein;
Nur aus deinem Anblick sauge
Ich den Trost in herber Pein.

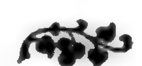
Warum bist du schnell verschwunden,
Da mein erster Blick dich sah;
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund so nah!

Tauch herauf, du Lockenfülle,
Tauch herauf, du weiße Brust;
Wirf sie ab, die kalte Hülle,
Gieb für Lieb mir Liebeslust.

Lieb ists, was die Vöglein singen,
Liebe lacht am Himmelszelt;
Dir nur mag im Busen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben sich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht,
Lieb ists, was die Lüfte wehen,
Dich allein, dich lockt sie nicht?

Ist kein Ton, der aus dem kalten,
Tiefen Wogensitz dich ruft?
Ach, und diesem Drangeswalten
Ist zu kalt die laue Luft!



Des Knaben Lied

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager,
Bläue mein Zelt,
Zweige mein Häuschen,
Thal meine Welt.

Thal meine Erde,
Dort in der Näh
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh.

Stimmen der Mahnung

1

Was wird geschehen? Was vergangen;
Das Alte nur ists — immer neu.
Hast eins gescheut, ans andre dich gehangen —
Und willst du weise sein, sei frei.

Willst frei du sein, darfst du dich nicht beengen;
Dein rechter Wille sei dein Recht;
Und willst du dich in fremde Formen zwängen,
Machst du dich selbst zum Knecht.

Den Ängstlichen beherrscht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick;
Hat ers nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Ist ihm das Glück kein Glück.

Wo ist der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was giebt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Der ist der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenusses Klippen,
Lacht dir die Gunst des Augenblicks;
Nie darfst du trinken, darfst du nippen,
Dann bist du Herr des Glücks.

Die Hoffnung ist der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Besitz dir sein;
Willst du empfangen, mußt du geben,
Wem du entsagtest, das bleibt dein.

2

Was willst du, thöricht Sehnen in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtem Wolkenzug?
Trägst doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegst aus dir nie im kühnsten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Busen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Musen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögst du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du hast, gewinnest du.
Der Sehnsucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Brust nur blüht die Ruh.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schicksal ists, das nie ein Opfer bringt;
Verlierst du dich, der Täuschung nachzujagen,
Bist du ein Thor, der nach Enttäuschung ringt.

Was du besaßest, nie ist dirs verschwunden;
Dein Haschen ist sein Fliehn;
Hast du, eh du gesucht, nicht schon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn!

Liebesahnung

(1883)

Du seltsam Herz, was pochst du so?
Sprich, Herz, was dir gebricht?
Und bist du traurig? Bist du froh?
Du weißt es selber nicht.

Jetzt fühl ich mich ein Göttersohn
Voll junger Heldenlust;
Die Erde ist mein Siegerthron,
Und Himmel hegt die Brust.

Durch alle Adern braust es warm
Im mächtgen Siegerlauf.
Nach Sternen streck ich keck den Arm,
Und Sonnen halt ich auf.

Bis zu der fernsten Schöpfungsspur
Der Welten Macht und Graus
Und alle Schrecken der Natur
Ruf ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf ich jeden Schmerz,
Der mit Verzweiflungshand
Zerfleischt das stärkste Menschenherz,
Und halt ihm lächelnd stand.

Und jetzo Thränen in dem Aug?
Was dreht so schnell den Sinn?
Wie Flocken in des Lenzes Hauch
Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich springt manch alter Klang
Der Kinderzeit hervor;
Manch schauersüßer Märchensang
Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt sich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen sich
Und strahlen Duft und Glanz,
Im Zauberreich umgaukelt mich
Dschinnistans Feeentanz.

Und doch ists mirs so seltsam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine sturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umschwirrt,
Bebt auf so ahnungsschwer;
Es ängstet mich, was kommen wird,
Und wünsch es drum so mehr.

Wird heut ein Wunder mir geschehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen sehn,
Das Liebe mir bestimmt?

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg"

(1848)

Es hat ein Knab zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muß es sehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

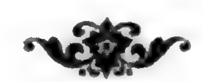
Digitized by Google

Was stiehlst du mir den Liebsten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennst ihn dein, er ist nicht dein,
Zu schön für dein, für dein Gesicht
Ohne Schmerzen.

Und hab ich nun zwei Augen klar,
Dazu den schlanken Leib;
Der feinste Knab, so paßts fürwahr,
Freit um das feinste, feinste Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Messerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entwei
Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst
Ihr rosenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
's thut wunder — wunderselten gut
Ohne Schmerzen.



Das Lied

(1840)

Die Sprach ist ein Markt;
Liegt alles zuhauf!
Drauf wimmelts und drängts
Zum Tausche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Ist innen nichts nutz.

Bald hat das Aug
Sich satt gesehn,
Dann ists um den Glanz,
Um den Reiz geschehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und sucht in der Au
Die Veilchen auf.

Es spinnt sich der Tand
Von selber fort.
Die reichste Kunst
Such im ärmsten Wort.

Der wilde Strom
Verzerrt das Bild,
Doch treulich giebts
Das Bächlein mild.

Der Stern so gern
In stiller Flut,
Im stillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das schönste Herz
Ist sich selbst nicht bewußt;
Der heiligste Schmerz
In der stillsten Brust.

Avancer

Du standst im goldnen Abendschein
Verklärt in stillem Denken.
Da trat ich scheu und blöd herein,
Besorgend, dich zu kränken.

Digitized by Google

Ich nahte voll verlegner Not;
Kaum wagt ich aufzublicken.
Du standst, die Wang umhaucht von Rot —
Ich sah es mit Entzücken.

So standen wir und schwiegen lang
Und wagten nicht zu reden,
Doch endlich wich dem süßen Drang
Die Furcht des scheuen Blöden.

Ich sprach zu dir: Nicht bin ich wert
Der Stell zu deinen Füßen,
Und nimmer hätt ich das begehrt,
Wüßt ich, dich möchts verdrießen.

Du nicktest still und setztest dich
Und hasts mir nicht verwiesen;
Und nieder warf ich froher mich
Und saß zu deinen Füßen.

Da saß ich froh und sah hinauf
Und horchte deinen Worten.
Doch wagte meines Blickes Lauf
Sich nicht zu deines Pforten.

Da sprach ich: Wär ich doch verwandt
Den Engelein, den süßen,
Dann dürft ich diese Engelshand,
Die weiße, zarte küssen.

Da reichtest freundlich du den Schnee
Zur Lindrung mir hernieder,
Doch heißer noch drang mir das Weh
Der Sehnsucht durch die Glieder.

Drauf klagt ich: Ich verdien es nicht,
Ins Auge dir zu schauen —
Du gönntest mir das süße Licht,
Du holdeste der Frauen.

Ich sah hinauf und sah hinein,
Die Erde war verflogen,
So hast du mit dem süßen Schein
Die Seele mir entsogen.

Ich seufzt: O wär ich jenes Band,
Dann könnt ichs wohl erringen —
Ich dürft mit liebend leiser Hand
Den schlanken Bau umschlingen.

Da hobst du mich, du süßes Weib,
Gerührt von meinem Harme.
Da lag der schlanke, zarte Leib
Dem Glücklichen im Arme.

Da hab ich nimmermehr gefragt,
Und, Mund an Mund gesunken,
Was ich zu hoffen nie gewagt,
Des Himmels Lust getrunken.

An Urania

1

Laß mich bleiben nur und schauen!
Bann mich aus des Tages Licht
Hin in höllentnachtet Grauen,
Nur von deinem Antlitz nicht.

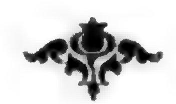
Laß mich sterben, laß mich bluten,
Nimm mein letztes Erdenglück,
Vor der Höll ergrimmten Gluten
Schützt mich doch dein Engelsblick.

Könnt aus deiner Huld ich spinnen
Goldne Fäden fein und zart,
Könnt ich draus ein Kleid gewinnen,
Wär ich sicher und bewahrt.

Hätt ich Rüstung dann gefunden,
Beßre als vom härtsten Stahl;
Doch von Blicken, liebeswunden,
Trüg ich dann wohl ärgre Qual.

2

Mädchen! hat es Gott geduldet,
Daß du schrittst in seine Grenzen,
Dich umgabst mit Himmelsglänzen,
Nun so hat ers selbst verschuldet,
Wenn ich nicht zu ihm mehr bete.



Der junge Dichter

(1882)

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meisterschaft!
Was fragt er viel? was sinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungssturm raubt er den Hall,
Dem wüsten Wirbelschlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Birgt er in seinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gellt,
Und stürmt ihn aus im Heldensang,
Selbst jedes Wort ein Held;

Und tönt ihn aus, den Heldensinn,
Für Wahrheit und für Recht,
Mit Götz wirft er den Handschuh hin
Dem weichlichen Geschlecht.

Und gen die Drachen List und Zwang
Mit Sankt Georg erglüht,
Das Rächeraug blitzt sein Gesang,
Das Feuerschwert sein Lied.

Mit Wasa zieht er, sein Gesell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen spannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann braust er durch die Reihn
Und schmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und ist er mit den Streitern müd,
Umfängt sie weiches Grün.

Und kühlen mit dem süßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;
Mit Jubel durch die Reihen geht
Das lustgefüllte Horn.

Und abgeworfen ist das Joch,
Ersiegt das Heiligtum;
Von Bergen strahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht ist 's Stampfen von der Au,
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun sein Blau,
Schafft Mädchenaugen draus.

Digitized by Google

Der Lilie keuscher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Rose Glut
Für Mädchenwang und Mund.

Mit Zwergen schlägt er sich ums Gold
Im tiefen Erdenschacht,
Und kräuselts um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb und Treu,
Die senkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das süße Schmachten dann mit Lust
Wölbt er ums tiefre Aug;
Und senkt die Sitt ihr in die Brust,
Des Frauenlebens Hauch.

Und stolz und frei umschlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo ist dem Deutschen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Aar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Posaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt,

So donnert dann sein Lied herab,
Das sturmesbrausende,
Und zwingt sie auf aus ihrem Grab,
All die Jahrtausende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein,
Und reißt ihm vom Gesicht,
Dem Heuchler, seinen Heilgenschein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und schleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit seiner Kron,

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menschheit Racheruf,
Den Fürsten, der sein Vaterland
Zum Sklavenkerker schuf.

Und ruft ihm zu: Ihr Herrscher, wißts,
Vom Schmeichelwest verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt ists,
Die Könige stürzt und krönt.

Doch du, der weise nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,
Wie Götterthaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Gesamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ewger Name sei sein Teil,
Von Sohn zu Sohn gesagt.

Drauf mit dem stillen dumpfen Kind,
Das gläubig hingeschmiegt
In seiner Einfalt gottgesinnt
Vor seinem Heilgen liegt,

Und die im plump gehaunen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den sie aus reichem Herzensschrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kindersinn,
Und Gottes Schauer schmilzt den Stolz
In süße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegspanier
Vor ihr im Engelgruß:

Gesegnet sei, du fromme Maid,
Dir künd ich Heil und Lust;
Den Heiland trägst du allezeit,
Einfalt, an deiner Brust.

Und unbewußt der Erdenlast
Steigt er und fühlt sie kaum;
Denn was der Denker mühsam faßt,
Dem Dichter wirds im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt sein Seherblick,
Jahrtausende zum Heut!

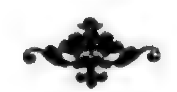
Er spielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch sein Kindermund
Lallt manches Götterwort.

Und ist ein Mann in Kampfesglut —
Sein Wort ist eine That, —
Ein Greis, wenn seine Flamme ruht,
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menschen Recht und Pflicht —
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verschweigt es nicht.

Digitized by Google

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir selbst entrafft!
Was frag ich viel? was sinn ich lang?
Geprüft die junge Kraft!



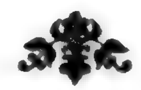
Vögleins Auferstehung

Ein Vöglein rang in letzter Not,
Vöglein ganz verwaiset —
Und endlich fiels darnieder tot,
Vöglein ganz verwaiset.
O Vöglein, muß dir das geschehn,
Und hast noch keinen Lenz gesehn,
Noch hat der Mai mit seiner Pracht
Dir, armes Vöglein, nicht gelacht,
Du armes, armes Vögelein.

Sie läuten, horch! dem armen Wicht,
Vöglein ganz verwaiset.
Ach nein! das gilt dem Vöglein nicht,
Vöglein ganz verwaiset.
Es kümmert keine Seele, ach,
Dein Glück und auch dein Ungemach;
Es schlägt kein Herz, das deiner denkt
Und dir den Trost der Thränen schenkt,
Du armes, armes Vögelein.

Dem lieben Gott, dem that es weh —
Vöglein so verwaiset.
Er nahm das Vöglein aus dem Schnee,
Vöglein so verwaiset,

Und setzts auf einen Himmelsbaum,
Da träumt es gar so süßen Traum
Und hüpft in ewger Frühlingsluft
Und jauchzt und singt aus voller Brust:
Ich reiches, reiches Vöglein!



Des Knaben Abenteuer

(1848)

Gott grüß euch, feines Jungfräulein;
So spät bei Nacht im Freien?
Ihr sollt mir nicht alleine sein,
Denn sichrer ists zu zweien.

Sie sagte nichts und ging voran;
So dacht ich, daß sies leide.
Ihr Wuchs war schlank und wohlgethan,
Und ihr Gewand von Seide.

Zeigt mir eur schönes Angesicht,
Sprach ich mit süßer Rede;
Allein den Schleier hob sie nicht,
So sehr ich bat und flehte.

Ich fleht um Lieb, und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;
Sie schien mit sich zu kämpfen schwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwischen Blüten süß von Duft,
Da endlich sank sie nieder;
Süß schwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. — —

Digitized by Google

Was nun, mein Liebchen, soll ich dir,
Du Allerschönste, schenken? —
Du irrst dich, Freund, sprach sie zu mir,
Willst du so Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm, reiches Kind
Und kann wohl selber geben,
Wenn ich wo zu genießen find
Mein frisches, junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab,
Die Sehnsucht dir zu stillen,
Warst du kein Fremder, lieber Knab,
That ich dir nichts zu Willen.

Da hättest du manch Jährlein lang
Vor Liebe krank zum Sterben
Um das, was dir so schnell gelang,
Bescheiden müssen werben.

Ich gehe fort, du gehest fort;
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träfst du mich an einem Ort,
Du würdest mich nicht kennen.

Du kennst mich nicht, ich kenn dich kaum;
Mich kanns nicht später kränken;
So wars ein süßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.

Rosen, Lilien

Er

Hab dich wohl früher schon gekannt;
Einst glichst du einer Frühlingsrosenaue;
Zwar ist es noch das Veilchenaug, das blaue,
Doch deiner Wange rosig Rot verschwand.

Sie

Wohl war die Wang ein Frühlingsrosenbeet,
Eh in die Ferne mir der Freund entwichen,
Und als der Liebe Rosen still verblichen,
Da hat der Kummer Lilien drauf gesät.

Er

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf,
Und keine Mühe will ihn nun verdrießen:
Gewiß, wenn treue Thränen sie begießen,
Blühn röter deine Rosen wieder auf.

Die Wiederkehr

Ich kam aus fernen Landen,
Entgegen mir ein Zug,
Der aus gebrochnen Banden
Ein Herz zur Ruhe trug.

Da hielt ich still. Mir graute,
Da zogs mich mit hinein;
Rings klangen Schmerzenslaute
Und Seufzer um den Schrein.

Ich harrte, bis sie schieden,
Dann schlich ich still hinzu;
Ich ahnte, welcher Müden
Jetzt winkt die lange Ruh.

Da lag mit stillen Zügen,
Die ich so gut gekannt,
Die bleichen Lippen schwiegen,
Die mich so oft genannt.

Das blaue Aug geschlossen,
Umgrünt vom letzten Kranz,
So lag sie hingegossen
In rührend bleichem Glanz.

Da naht' in stillem Harme
Voll Schmerz ihr Bruder mir;
Er nahm mich in die Arme:
Den letzten Gruß von ihr.

Daß du sie hast verlassen,
Das wars, warum sie starb;
Ich schwur ihr, nicht zu hassen
Den Mann, der sie verdarb.

Ich hab es ihr geschworen
Und halt es für und für;
Du hast durch Schuld verloren,
Drum traure ich mit dir.

Digitized by Google

Unbelauschte Schönheit

Schön wie das Veilchen, das sich schamhaft birgt
In seiner Blätter Grün; wie einsam, still
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das sich selber duftet,
Von keinem Aug gesehn; wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung scheucht; ungleich der eiteln Kunst,
Die auf dem Markte sitzend, überputzt
Mit Rednerschmuck zu blenden strebt und angstvoll
Um jedes Laffen Beifall buhlt, stets selbst
Sich mischend in das eigne Werk: „Seht, was
So groß und schön euch rührt, das ist die Welt nicht,
Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich;
Die Welt ist häßlich, mein Gemüt nur schön."
Der Eitle täuscht den großen eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauschten Schönheit zieht.

Margareta

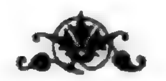
Schmachtendes, drängendes Sehnen,
Wonnige, schmerzliche Thränen;
Selber nicht weiß ich zu sagen,
Wie es im Herzen mir ist.

Jetzo, als krankt ich zum Tode,
Jetzo, als wär es nur Scherz,
Jetzo, als wüchsen mir Flügel,
Jetzo, als stürb ich vor Schmerz.

Ist es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen so drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret,“ sagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb dich in acht,
Sonst um die Ruhe geschehen
Ist dirs bei Tag und bei Nacht.“

Hab mich so lange gehütet,
Nach der Liebe zu sehn, —
Doch sie ist selber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!



Der wandernde Musikant

Es scheint die Morgensonne
Ins Gärtchen hell hinein;
Du Anblick voller Wonne,
Du sollst genossen sein!
Ein göttliches Verlangen
Hat diesen Raum geweiht;
Die Blütenbäume prangen
Im weißen Priesterkleid.
Sie neigen sich zu Boden
In frommdemütgem Sinn,
Denn Gottes heilger Odem
Zieht durch die Wipfel hin.

Digitized by Google

Euch segne Gott; belastet
Mögt ihr mit Früchten stehn;
Ich aber hab gerastet
Und will nun weiter gehn.

Dort in den Büschen blinket
Ein nettes kleines Haus,
Aus seinen Fenstern winket
Ein trauter Geist heraus.
Der spricht: In stillem Frieden
Pfleg ich das Häuslein gut;
O wär es dir beschieden,
Zu ruhn in meiner Hut;
So fern vom Weltgewimmel
Und seinem flachen Spott,
So recht im innern Himmel,
So nah dem lieben Gott.
O möge seine Milde
Dich, Häuslein, stets umwehn;
Ich ruht in ihrem Schilde
Und will nun weiter gehn.

Und aus dem Haus gegangen
Kommt dort ein junges Weib —
Wie morgenrot die Wangen,
Wie schön der schlanke Leib!
Sie wandelt zu der Quelle
Die grüne Wiese dar
Und wäscht in ihrer Welle
Die milden Züge klar.
Wie ist ihm Heil beschieden,
Der dich umfing als Braut,
Dem ewigsüßer Frieden
Aus deinen Augen schaut.

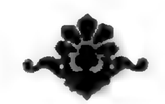
Um dich und deinen Gatten,
Da mögen Engel stehn,
Und Gottes Huld euch schatten,
Ich will nun weiter gehn.

Doch aus dem Hause springet
Ein Knäblein jetzt hervor.
Es jauchzet, und sie schwinget
Es froh zu sich empor.
Wie schön die Löckchen fliegen,
Die gelben, in dem Wind,
Bis sich in Armen liegen
Die Mutter und das Kind.
O solchen lieben Knaben
An solcher Mutterbrust,
Solch Weib und Kind zu haben,
Das ist wohl eine Lust!
Nie lasse Gott, du Knabe,
Dir seine Huld entstehn;
Nun ich gerastet habe,
Nun will ich weiter gehn.

Dort unter jener Linde,
Die auf dem Hügel steht,
Im frischen Morgenwinde,
Der rauschend sie durchweht,
Dort sollst du, Waldhorn, sagen,
Was mir bedrängt den Sinn;
Dort sollst du, Waldhorn, klagen,
Wie ich so einsam bin!
Dort, sieh! bei Weib und Knaben
Steht nun der junge Mann.
Ihr sollt ein Stücklein haben,
Das schönste, das ich kann;

Digitized by Google

Ein Stücklein und auch zweie —
Wie sie herübersehn!
Nun segn' euch Gott, ihr dreie;
Nun will ich weiter gehn.



Aus dem Bruchstück „Octavian"

(1848)

1

Vorspiel

Mit der Zeitenwoge schreitet
Fort der Mensch und sein Verstand.
Doch nicht Zeit, nicht Woge scheidet
Ihn von seinem Vaterland.

Denn er trägts in seinem Herzen.
Nie besiegt von Wahnes Nacht —
Ewig unter Freud und Schmerzen
Blühts in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in seinem Walten
Ist die Seele groß und frei,
Alles Neue muß veralten —
Schönes nur bleibt ewig neu.

Ist nur, was geschehen, Wahrheit?
Irrt doch durch der Nacht Gefahr
Stets des Menschen Drang nach Klarheit —
Schönes nur ist ewig wahr.

Und des Willens schwanke Fähre
Treibt und höhnt ein falscher West,
Nutzen bald, bald eitle Ehre —
Schönes nur bleibt ewig fest.

Nenn es Glauben, nenns Entsagen,
Nenn es Liebe, nenn es Treu —
Zu den Sternen wirds dich tragen,
Und im Schönen bist du frei.

Ist durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Hast das Höchste du errungen —
Nichts, was groß ist, ist dir fern.

*

2

Fides

O laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O laß sie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter schweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, sie heben
Dich mit — o laß sie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsschwingen vor;
Fest will ich an dir hängen;
So steig ich mit empor.

*

Digitized by Google

3

Marzebille

Wie trüb ist mir zu Sinne,
Wie weh in tiefster Brust,
Wie raubst du alle Lust,
Du böse Minne.

Wie süß, ach! jenes Leben,
Die Angst des Herzens wund —
Der drängende, pressende Mund —
Ich kann nicht leben!

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie wär das süße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tausendmalen
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte sich gesund,
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkosend, arme Brust;
Du hast es dulden gemußt,
Du konntsts nicht wenden.

Was suchst du mir am Herzen,
So weint ich, böser Mann?
Er sprach: Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen.

Und wie er klug beflissen
Mit Trug mein Aug umwand,
Hat mir die listge Hand
Mein Herz entrissen.

Du diebischer Geselle,
Gieb wieder mir mein Herz!
Da senkt' er täuschend den Schmerz
An dessen Stelle.

Verschiedenes

Warum ob Vergangnem grübeln?
Warum reißen an den Wunden?
Willst du nimmermehr gesunden?
Warum doch willst du vermessen
Übel fügen zu den Übeln?
Was an andern du verschuldet,
Was durch andre du geduldet,
Lern vergeben und vergessen.

„Hingeopfert, ach! soviel!
Und verfehlt so manches Ziel!
Nicht gepflückt so manche Rosen!
Die mich heilen, retten wollten,
Manchen hab ichs schlecht vergolten,
Manches Herz zurückgestoßen,
Eher Liebe nicht erkannt,
Bis sie weinend sich gewandt —
Ach! vergeben lern ich wohl;
Doch wer lehret mich vergessen!“

*

Einen hatt ich gemacht,
Den bereut ich; so macht ich gleich
Den zweiten dummen Streich.

*

Digitized by Google

Macht ich klug das? Macht ichs dumm?
Wird mirs schaden? frommen?
Siehst bei jedem Schritt dich um,
Wirst du weit nicht kommen.

*

Ach! es windet nie dein Lauf, Herz,
Deiner Wünsche Fäden ab,
Willst beneidet sein? Klimm aufwärts.
Glücklich sein? Nein, steig herab.

*

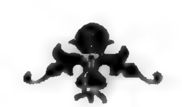
O suche nie dein Glück
Im Weltgewimmel;
Je tiefer in dich zurück,
Je höher im Himmel.

*

Wieder in des Mißmuts Schlingen!
Will ein Plänchen nicht gelingen?
„Ach, gelungen ist mein Plan;
Ob ich aber recht gethan?"
O gewissenhaft Geschlecht!
Ists gelungen, ists auch recht.

*

Jetzt senke erdwärts den Flug,
Sonst wirst du noch verschmachten.
Gedichtet hast du genug,
Nun lern auch einmal trachten!



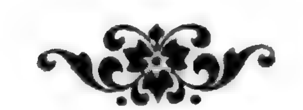
Digitized

Eduard Devrient ins Album

(8. Januar 1850)

Wem Edles soll gelingen
Muß selber edel sein;
Die edeln Reben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewähren
Die Lehre auch gelebt!



Buschlieder

Beim Landschaftern

26. Mai 1844 unter den schönen Linden auf Scharfenberg

Sitz ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl ich wie in halben Träumen
Meinen Nacken zart umfangen.
Wend ich mich, da schüchtern flieht es,
Schlüpft wie rosger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen sieht es.

Wer der flüchtgen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und sein eigen nennen.
Ewig kläng von ihm die Kunde,
Doch sie läßt sich niemals zwingen:
Frei nur mag sie Gaben bringen,
Seltene — die Gunst der Stunde.

Digitized by Google

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge

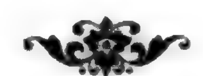
Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab ichs gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!

Jetzo hab ich dich, Natur

Jetzo hab ich dich, Natur,
Die mit heiligem Erbarmen
Oft dem wilderregten Sohn
Deine milde Götterruhe
Um die glühnde Stirn gegossen —
Jetzo hab ich dich gesehen
Blauend aus zwei tiefen Himmeln
Unter einer Mädchenstirne
Schön von blondem Haar umzogen —
Jetzo hab ich dich gesehen
Ganz in deiner süßen Milde
Um zwei rosge Schwestern spielend,
Um zwei weiche Mädchenlippen,
Alle deine süßen Zauber
Um die reinste Form geschlungen.
Aber ach! die süße Ruhe
Hast du nicht, wie sonst, dem Sohne
Freundlich in das Herz gegossen,
Unruh nur und tausend Wünsche

Digitized by Google

Und der Sehnsucht süßes Bitter,
Die nur du kannst wieder heilen,
Wenn du mit dem gleichen Finger
Ihr das liebe Herz berührtest.

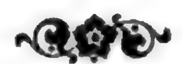


Bist dus?

Bist du das Weib, wies die Natur
Erschuf nach ihrem heilgen Bild,
So innig ernst und tief und mild
Und unverwischt der Gottheit Spur?

Bist du das Weib, das diese Welt
Voll Lockung sich nicht rauben kann,
Das übers Leben hin den Mann
Mit Liebesmacht umschlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
Zum Tode ihre Brut und sich —
Ich fasse dich, ich halte dich
Für alle, alle Ewigkeit!



Sie denkt

Siehst du — ich muß die Augen senken,
Antwortet dir nicht schon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
Doch sagen kann ichs nicht — du mußt dirs denken!

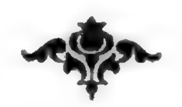
Digitized by Google

Herz im Wege

Es fragte dich die Tante,
Wie gehst du wunderlich?
Du tanzest wohl im Sande
Menuett und neigest dich?

Doch du warst ausgewichen
Zahllosen Tierchen klein,
Die auf dem Wege schlichen,
Ihr Mörder nicht zu sein.

Gehst du noch jetzt die Stege,
Auf Milde so bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.



So reich!

Wie ruht sichs doch an deiner Brust
So weich, so weich, so weich;
Zu zählen all die Götterlust
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebst nur mich
In all der Welt so weit,
Wie himmlisch, himmlisch ruht es sich
In solcher Sicherheit.

Wie ist die Lieb ein süßes Gift
Und Arzenei zugleich:
Sie macht so arm ihn, den sie trifft,
Und doch so reich, so reich.

Und alles, alles, was du hast,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt ich reicher Mann umfaßt,
Ein süßes, seligs Mein.

Du und ich

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,
Da sollt ein Leben werden,
Mein Lieb, so wonniglich;
Was wärs, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

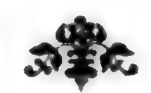
Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag sich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf süßen Wirbeln schwebt
So selig und alleine,
So frisch und feierlich
Die goldnen Morgenscheine!
Nur Gott im stillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die selgen Augen auf,
Und die ihn schloß, die Wonne,
Begänn den Tageslauf.
Du schafftest und ich schriebe
Manch frohes Lied für dich;

Und wer zum Essen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magst schlafen oder wachen,
Magst sitzen oder gehn,
Magst sinnen oder lachen —
Ich kann nicht satt mich sehn.
So käm es, daß in Eile
Der Abend uns beschlich.
In Städten, manche Meile
Von uns wohnt Langeweile,
Hier Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm die Nacht gezogen,
Wir schauten Brust an Brust
Zum blauen Himmelsbogen
Und seiner Sterne Lust.
Und — süß dahin gerissen
Die Sterne senkten sich
Herab auf unsre Kissen —
Die Nacht sollt es nicht wissen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!



Es windet zwischen Hügeln

Es windet zwischen Hügeln
Ein enges Thal sich fort,
Es schwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Digitized by Google

Es tönt sein leises Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpft mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die stille Nacht
Aus purpursammtnen Schatten
Ihr Bette schon gemacht.

Hoch an den Felsen drüber
Da webt der letzte Schein
Verwaist, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel sein.

Und dunkel ists, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will sich ein milder Stern.

Der müde Vogel singet:
Dank, süßer, süßer Schein!
Ich schlummre schon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So stille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein süßes Lächeln,
O träumt ich ohne End!

Des Mädchens Lied

(1844)

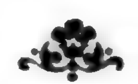
Schaust du mir so innig
In das Aug hinein,
Sprichst du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;

Muß ich dir erscheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut so gut.

Fragst du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt?
Kanns die Harfe meiden,
Daß, berührt, sie klingt?
Wie der Klang erscheinen
Muß, der in ihr ruht —
Sieh, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Wie dichs zwingt, zu dichten,
Ist dein Herz erregt,
Wie dichs muß vernichten,
Was dich so bewegt,
Hauchst du nicht in deinen
Liedern aus die Glut;
Herz, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Daß sich süßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnst den kleinen
Blumen Taues Flut;
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut so gut.



Digitized by Google

Es steht in stiller dunkler Nacht

Es steht in stiller, dunkler Nacht
Ein Mann am Elbestrand,
Der einzge, der so spät noch wacht,
Das Aug empor gewandt.

Nun schattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angesicht,
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt sie nicht.

Dann singt ihr leis in schöner Nacht
In heilger Sternenluft,
Die zwei Geliebte durchgewacht
So selig Brust an Brust,

Wie michs dahin reißt mit Gewalt
Nach ihrem süßen Kuß;
O sagt ihr, seh ich sie nicht bald,
Daß ich verschmachten muß,

Was ich gesucht, ersehnt so heiß,
Das Herz so ernst und still,
Das fromme, treue Herz, das weiß,
Was edles Lieben will.

Das will: im treuen Busenpaar
Ein Herz, nur eins allein.
Das will: sich selbst vergessen gar
Und nur im andern sein.

Kein Herz ist glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug dir sehn;
Doch bist du froher ohne mich,
So will ich schweigend gehn.

Das ist es, was im fremden Thal
Mir linden Trost noch giebt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du hast mich doch geliebt!

Schmachtend krümmt sich das Laub

Schmachtend krümmt sich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquickt,
Ach! und der Himmel schickt
Keinen Tropfen — ist dem Jammer taub.

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke schwillt,
Rauschend herniederquillt,
Endlich, endlich, ach! die süße Flut.

Matt im sehnenden Schmerz
Gleich ich der dürren Flur;
Schick du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!

Langer Sommerregen

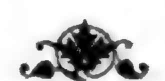
Aus allen Himmelsfenstern fließet
Sein Wasser schon so lang und sehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heitre Tage wir begehrten,
Ist das fürwahr ein schlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden!

Digitized by Google

Die Rose hängt das Köpfchen nieder,
Der Rittersporn schaut grimmig drein,
Verdrossen hüllt Jasmin und Flieder
Sich schweigend in sich selber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauschend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.

Die Nachtigall ist ganz verdrossen,
Das Rotebrüstchen sitzt verdutzt,
Die Ammer macht satirsche Glossen,
Das Grasemückchen schweigt und trutzt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürftger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig sich gebärden,
Die Füße bring ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.



Durch den Grund

Durch den Grund
Säuselts wie von Liebchens Mund.
Wachtelschlag
Lockt dir nach:
Gehst du schon?
Horch, sie ruft mit hellem Ton:

Digitized by Google

Guckguck
Zuruck
Komm balde, balde;
Hier im Walde
Scheu dich nicht, hier haust kein böser Spuk!

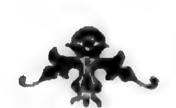
Voll Neid schaust du, wies wohlgemut
Auf schmuckem Zweig sich lebt und gut.
Laß du den Wein — er wirft dich nieder
Und gießt dir Blei in deine Glieder.
Fink!
Flink
Vom Wiesenquell, das schafft dir leichtes Blut!

Dir seh ichs an: der Liebesschuh
Ists, der dich drückt, du Armer du.
Und brach der Falsche dir die Treue,
So laß ihm nur allein die Reue.
Fink!
Flink
Zur Arbeit sein, das giebt dem Herzen Ruh!

Du möchtest mit dem Mädchen gehn?
Gieb acht, bald wird sie um sich sehn.
Sie sagt dir nicht, daß sie will sterben,
Dir ziemt es, um das Kind zu werben;
Fink!
Wink
Ihr freundlich nur — sie wird dich schon verstehn!

Digitized by Google

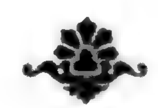
Politische Gedichte



Digitized by Google

Guter Rat

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunst,
So leih von deinem Stoff dir Gunst!
Man kann, steht er am hohen Ort,
Den Kleinen weiter sehn.
Du stammelst? Immer stammle fort
Von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
Klingt auch gestammelt schön.



An manche neuere Dichter

Werdet Männer doch, bei Christ!
Bleibt nicht knabenhaft.
Unerschöpflich Bergwerk ist
Deutschen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück;
Mutig schreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutsch sei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir,
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Digitized by Google

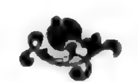
Deutschlands Einheit

Ich alter deutscher Kaiser,
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht,
Nur Deutsche giebts zur Stunde
In meinem Deutschland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wirds wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben,
Als Kummer, Sorg und Not;
Wär ich nicht schon gestorben,
Ich grämte mich zu Tod!



Der Schütze in Leipzig

(1845)

Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz.

In Leipzig auf dem Markt
Da hub mein Trauern an.
Karree wir sollten schließen
Und auf die Bürger schießen,
Manch hundert Mann.

Digitized by Google

Hin scholls an unsre Reihe:
Gebt Feuer! laut und schwer.
Es feuerten die Glieder,
Es sanken Menschen nieder,
Wohl zwölf und mehr.

Was lag da so bekannt
Vor mir im blutgen Sand?
Weh mir! es war mein guter,
Mein einziger, mein Bruder,
Mein Ferdinand.

Ich war sein ander Ich,
Er liebte mich so sehr.
So alt die Welt mag werden,
So liebt auf dieser Erden
Kein Bruder mehr.

Er lag in seinem Blut
Und sah mich sterbend an:
„Mein ganzes Leben gab ich
Für dich so gern. Was hab ich
Dir, Fritz, gethan?“

Mein Träumen, alles trägt
Sein sterbend Angesicht.
Was ich da hab erfahren,
So was — in hundert Jahren
Vergißt sichs nicht.

Digitized by Google

O Deutschland

O Deutschland, Deutschland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr entwandt?
Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
Wir stehn mit unserm besten Gut,
Wir stehn mit unserm besten Blut
Dir, Vaterland, zur Seiten!

O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt,
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute stehn wir ein:
Dein Kranz soll neu gewunden sein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, bist du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
Vergiß, was dir das Nächste ist,
Nur das, daß du ein Deutscher bist,
Das sollst du nie vergessen!

Völkerfrühling

Wie ists so sonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt so hell und klar,
Was hör ich nur so wunderbar
Hoch über mir erklingen?

Digitized by Google

Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

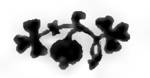
Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sichs grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein
Und dufte klingend, singend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Digitized by Google

Wie das durch alle Zweige schallt,
Aufschauernd bebt der dunkle Wald;
Aufschauernd sink ich in die Knie,
Gebetet hab ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  In Deutschlands Gauen allzumal.
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!



1848

Wie bist du doch verachtet,
Mein deutsches Vaterland!
Daß mir die Seele schmachtet,
Mein Herz mir ist entbrannt,
Seh ich dich, das so prächtig
Vor allen könnte stehn,
So ärmlich, so unmächtig
Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
In vierzig Stücke bist,
Das setzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder List.
Es fesseln vierzig Bande
Dir den gewaltgen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Riesenweib.

Digitized by Google

Und deine Kinder schauen
Gleichgiltig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?
Solls nimmer anders werden?
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürsten,
Das eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand.
Sie schrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist.
Ihr könnts. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürstenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es steigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West,
Was solls den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest?

Digitized by Google

Und durch die deutschen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Gelöst an einem Tag!
Und niemand soll dirs wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

Balladen und Romanzen

Digitized by Google

Julius und Hannchen

(1829)

Draußen im Winterschein
Sitzen zwei Kinderlein,
Möchten vor Frost vergehn,
Weinen und flehn.

Stiefmutter trieb uns fort,
Wissen, ach! keinen Ort.
Außen im Birkenwald
Ist es so kalt.

Sieh doch! das bleiche Bild —
Ists nicht die Mutter mild?
Sieh, wie so thränenreich
Ach! und so bleich.

Vater hat uns gesagt:
Kinderchen, weint und klagt;
Helf Gott in unsrer Not,
Mutter ist tot.

Stiefmutter war uns feind;
Haben gar viel geweint,
Aber du lebst ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie bist du bleich?
Weiß, deinen Rosen gleich,
Die deine Stirn umziehn
Mit Rosmarin.

Digitized by Google

Wie in den schwarzen Schrein
Sie dich gelegt hinein
Und an den stillen Ort
Still trugen fort.

Mutter kehrt nimmermehr!
Klagte der Vater sehr;
Sieh, und dich bringt zurück
Doch unser Glück?

„Mutterlieb hat nicht Ruh!
Rufet ihr Kind ihr zu;
Mutterlieb hält nicht ab
Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Thrän mit Schmerz
Brennt auf das Mutterherz
Noch in dem letzten Haus,
Treibt sie heraus.“

Mutter, wie schauerlich
Hebt deine Stimme sich,
Wie Totenglocken bang
Und Grabgesang.

Mutter, es ist so kalt,
Nimm uns doch aus dem Wald;
Nimm uns zu schönerm Ort,
Mutter, mit fort.

„Trag euch in schnellem Lauf
Bald zu dem Himmel auf;
Selige Engelein
Sollt ihr dort sein.

Aber der Weg ist weit,
Daß ihr mir rüstig seid,
Ruhet euch erst hier aus,
Kinderchen, aus.“

Das ist nicht Schnee am Ranft,
Ist ja ein Bettlein sanft,
Glänzet im Mondenschein
Freundlich und rein.

Julius

Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter schön;
Siehst, wie sie freundlich lacht?
Hannchen, gut Nacht!

Hannchen

Hier an des Hügels Ranft,
Hat uns ein Bettchen sanft
Mutter zur Ruh gemacht;
Julius, gute Nacht!

Schlummern die Kinderlein
Voll süßer Hoffnung ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter sinkt,
Die nun so rosig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

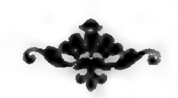
Heimlich im Mondenschein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von Schwingen zart umweht,
Schimmernd ein Engel steht
Mutter und küßt die zwei
Geisterlein frei.

Nimmt sie in Mutterarm
An Mutterbusen warm,
Trägt sie zum schönsten Ort
Wehlächelnd fort.

Digitized by Google

Vater im Winterschein
Findet die Kinderlein
Wange zur Wang gewandt
Tot an dem Rand.



Der Verurteilte

(1848)

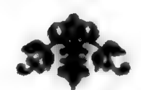
Ach wenn mein Schatz sollt denken,
Daß ich hier sterben muß;
Die Blümlein wird sie tränken
Mit ihrer Thränen Guß.
Ach Gott! so zu verderben,
Im fremden Land zu sterben,
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abschiedskuß.

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging,
Und soll nun schmählich hangen;
Mein Hoffen ist gering.
Bald werd ichs müssen tragen
Und kann Ade nicht sagen;
O Gott! dir will ichs klagen —
Sie schließen schon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die just im Blühen stand,
Dort drückt ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;
Da flossen Thränen nieder —
Es schwenken schon die Glieder —
Du siehst mich nimmer wieder;
Ich sterb im fremden Land.

Digitized by Google

Herr Gott, o thu doch beugen
Zur Milde ihren Hohn;
Herr Gott, thu mirs bezeugen,
Ich bin ja kein Spion.
Ach Gott! ich kanns nicht fassen,
Verloren und verlassen
So schmählich zu verblassen!
Ich klags vor Gottes Thron.



Das zerbrochene Herz
(1844)

Ich ging im nächtgen Schweigen
Dahin am Felsenhang;
Es schien der Mond so eigen,
Mir war so seltsam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh ich mich versehen,
Stand ich schon mitten drin;
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Alsbald war ich umschlossen,
Von Armen weich und hold,
Alsbald war ich umflossen
Von Locken hell wie Gold;

Alsbald von Wunderaugen
Da ist das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen saugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich besonnen,
Da war sie weit schon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
Wie blieb ich doch so gerne
Bei dir, mein süßes Glück!

Und breiter schwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verschwand.

Und jeden Abend kehrte
Die süße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe süßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh ich mich versehen,
Stand ich schon wieder drin,
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Sie sah mit trüben Blicken
Und sah mich traurig an;
Und drückte zum Ersticken,
So, wie sie nie gethan.

Ich konnte kaum noch sprechen:
Was drückst du mich so sehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du siehst mich nimmermehr.

Und preßte fest und fester
Ans Herz das liebe Herz:
Ade, du Liebster, Bester,
Du meine Lust, mein Schmerz.

Und fester noch umschlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da ist mein Herz zersprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund!

Sie bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter schwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt es weiter, weiter —
O Sterne! und verschwand.

Treu Käthchen

„Und wart ihr in Augsburg und habt ihr gesehn
Das Herbergstöchterlein mild und schön?
Fein Käthchen, das nette, schlanke Kind,
War mir zu hold, zu treu gesinnt.
Nun ist mir weh und bang zu Sinn
Und reut mich, daß ich gegangen bin;
Nun treibt michs wieder nach Augsburg hinein
Und will nun das schlanke, das Käthchen frein."
Da nahm der erste Gesell das Wort:
„Zwei Jahre sinds, da war ich dort
Und thät um das schlanke, das Käthchen frein;
Doch die sah trüb und sagte nein."
Da lächelte der Gesell danach
Und schwenkte den Reisestab und sprach:

Digitized by Google

„So warst du treu und liebtest mich doch;
Bei Gott! des sollst du dich freuen noch!“
Der Zweite hub drauf an und sprach:
„Es ist nun heute Jahr und Tag,
Da sah ich das Käthchen still und bleich;
Es hieß, sie säh sich nicht mehr gleich.
Und dennoch wollt ich das Käthchen frein,
Die schüttelte traurig und sagte Nein.“
Da lachte der Gesell danach
Und weinte zugleich und schwur und sprach:
„So warst du mir treu mit Ach und mit Weh?
Vergesse mein Gott, vergeß ich dirs je!“
Da sprach der Dritte mit ernstem Wort:
„So komm ich eben nur von dort.
Und wie ich zu gehen kam ans Haus,
Trug man eine tote Maid heraus,
Und einer sprach, daß aus Treu sie starb,
Und fluchte dem Mann, der sie verdarb.“
Da stand der Gesell, da wurd er so bleich,
Zerbrachen ihm Herz und Kniee zugleich.
„Ach, bist du von meinetwegen tot,
Erbarme sich mein der allmächtige Gott!“

Die Kindesmörderin

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind;
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich;

Digitized by Google

Da wehten die Winde
So wonniglich —
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da schwoll mein Leib,
Da ächzten die Winde:
Verlassen Weib!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt ich ruhn;
Da rauschten die Winde:
Bist Mutter nun!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich;
Es höhnten die Winde —
Da rauft ich mich.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind,
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Digitized by Google

Falscher Liebe Lohn

(1843)

O Tochter, wie bist du so still und trüb?
O Mutter, das thut mir die falsche Lieb!
O Tochter, meine Tochter, was ist dir geschehn?
O Mutter, so muß es der Untreu ergehn!
O Tochter, wie wird dein Gesicht so bleich?
O Mutter, Mädchensinn bleibt sich nicht gleich!
O Tochter, wie wird deine Stimme so schwach?
O Mutter, Mädchenlieb läßt bald nach!
Was glänzt so rot auf deiner Brust?
O Mutter, sind rote Röslein der Lust!
O Tochter, wer hat dich so blutig gemacht?
Die Röslein hat mir mein Liebster gebracht!
O Tochter, es ist ja dein eigen Blut?
Da sieht man, was falsche Liebe thut!
O Tochter, du sinkst mir ins Grab hinab!
Rote Rosen, die pflanzt mir auf mein Grab!

Die Abrede

(1840)

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, schnell, öffne mir!
„Mein Hand sollst du fassen, sollst sehn mein Gesicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das ist wider die Abred."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb dir zu schlecht?
Und liebtest mich wirklich, du liebtest mich recht!
„Sollst frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibts bei der Abred."

Digitized by Google

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Laß schlagen die Herzen am Herzen so warm!
„Mein Schatz, das ist wider die Abred."

Ist die Lieb über Nacht wohl geworden so alt?
Und das junge Blut so bleich und so kalt?
„Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
Doch außerdem bleibs bei der Abred."

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Daß die Lieb sich erfreue am Herzchen, am Leib.
Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
Mein Schätzchen, o laß du die Abred.

„Und bin ich so lieb, und bin ich so reich,
Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
Dann bleiben die losen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred."

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und bist du so kalt, und bist du so stolz,
So drechsle dir einen Liebsten von Holz,
Der hört dir gewißlich die Abred!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
Nun zeig mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred!"

„Was thust du, du Lieber, du Böser, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun ists um die Ruh und die Freude geschehn!
O hättst du gehalten die Abred!“

So gehts, ist das Liebchen dem Liebchen so gut,
Kommt zu Schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald ist vergessen die Abred!

Der böse Fleck

Der bleiche Junker steigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh begehrt.

„Es treibt mich umher ohne Ruh und Rast
Und bin mir selber im Herzen verhaßt.

Dort ist ein Plätzchen kühlig und still;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?

Die Lämmer grasen herab und heran;
Was hat den Tieren das Plätzlein gethan?

Sie drängen sich sonst und sind hungrig sehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;

Und ist das blumigste Flecklein der Trift.“
„„Herr bleicher Junker, die Blumen sind Gift.

Und ungestraft hier keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, euch wird nicht gut.““

Digitized by Google

„Was solls, du Schäfer, mit deinem Geneck?“
„„Herr Junker, das ist ein böser Fleck.““

„Was soll das heißen?“ Der Junker lacht.
„„Dort ist eine blutige That vollbracht.

Die Lämmer weichen dem Fleckchen aus;
Den Menschen darauf erfaßt ein Graus.““

„Herr Gott, wo bin ich? Das Bächlein da?
Drei finster dunkle Erlen so nah?

Der grüne Hügel so lang und so schmal?
Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?“

Der Junker taumelt empor vom Stein;
Ein Fieber rüttelt an seinem Gebein.

Wie Feuer 's an seinem Herzen leckt,
Wie Binsen empor sein Haar sich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und sieht sich nicht um.

Und Morgen wirds und wieder Nacht
Und kann nicht ruhen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und sieht sich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde schlägt,
Der bleiche Junker es nicht mehr trägt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß;
Der bleiche Junker, er sinkt vom Roß.

Digitized by Google

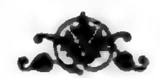
Der Mond, der scheint herab so still;
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der starke Tod;
Von innen faßt ihn die stärkere Not.

„Herr Gott! schon wieder die Blumen da?
Die finstern, die rauschenden Erlen so nah?

Der grüne Hügel so lang und so schmal,
Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?“

Ein blutig Weib sitzt auf dem Stein:
Herr Gott! Erbarm dich der Seele sein.



Das Lied von der Bernauerin

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So sagen wir und singen
Von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geist.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unschuldig
Und meines Herren Weib.

Digitized by Google

Und sagt Herrn Ernstens Schreiben:
Das Badermägdelein,
Das könne leben bleiben,
Wolls seine Schnur nicht sein,

So sag ichs doch, und schwören
Will ichs noch tausendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchster Adel
Ist ihre Frauenehr,
Die hab ich ohne Tadel,
Hat keine Fürstin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gabs der edle Knabe,
Den sie nicht lieben sollt.

„Leb wohl, der mir ihn geben,
Leb wohl, mein liebster Knab;
So wohl sollst du mir leben,
Als ich geliebt dich hab."

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum sie wand:
„Sollt mir das Tuch nicht halten,
Das wär mir eine Schand.

Nun bitt ich nur zumeisten,
Daß nur das Totenweib,
Und keines Manns Erdreisten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
Der wilde Henker dar
Und wand um seine Hände
Ihr golden langes Haar;

Und faßte sie darüber
Mit seiner linken Hand,
Und schwang sie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie sie fiel darein,
Als wollten sie Gesellen
So schlimmer That nicht sein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den schönen Leib,
Als hätt es ihr Erbarmen,
Das arme Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar.

Und tauchte sie mit Schnelle,
Und hielt sie fest darin;
Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangesprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

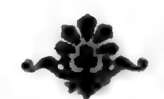
Er thät mit Thränen fragen,
Zerriß sich sein Gewand.
„Mein Mund soll sie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht soll dem Alten frommen
Die himmelschreinde That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fischer, fischt mir eilig
Nach ihrem süßen Leib.
O weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
Von fürstlich edlerm Sinn,
Zur Fürstin je erkoren,
Als die Bernauerin.

Und um solch Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um sie klagen,
So lang ich klagen kann."



Treu Friedrich

Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach
Durch sein Gemahl, das ärgste, das ihm die Treue brach.
Doch einer stand ihm feste, und wenn ihm alles wich,
Das war der treue Jagdbub, der lustge Friederich.
Friedrich, mein treuer Jagdbub, wie lohn ich deiner Treu?
„Ihr sollt mich nie verstoßen, damit ichs immer sei."
So sprach der König ofte, und so der Bub zurück;
Dem Herren baß zu dienen, das war sein einzig Glück.

Trarah! Trarah! wie tönen die Hörner vor dem Schloß,
Wie wiehert und wie brauset, wie lärmt der reisge Troß.

Digitized by Google

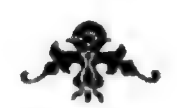
Wie dir in grüner Freie zur Jagd der Busen schwillt!
Und denkst nicht, armer König, du selber seist das Wild.
Mit heuchelnder Gebärde die schmeichelnd dich umziehn,
Das sind die wilden Jäger; o dachtst du zu entfliehn?
Der treue Jagdbub Friedrich, der warnt umsonst den Herrn:
Schon sind wir tief im Walde, schon sind die Treuen fern.
Seht, wie aus allen Augen der Tücke Feuer bricht;
Laß kehren uns, o König; trau den Begleitern nicht. —
Was kommt dir ein, mein Jagdbub? der alte König spricht;
Sie alle sind erprobet und stets getreu der Pflicht.
Hat sich so sehr geändert, mein Bub, dein kühner Sinn?
Ich will dich hier nicht halten, und kehre immerhin. —
Der sprach mit nassen Augen: Mein Sinn, der blieb sich gleich;
Für mich ist nicht mein Sorgen; mein Sorgen ist für euch. —
Weh mir, daß ich verschmähet, mein Bub, den treuen Rat,
Schier fürcht ich selbst, sie sinnen auf arge Missethat.
Sie ziehen ihre Schwerter und dringen auf mich ein;
So muß ich meines Glaubens betrognes Opfer sein.
Kehr um, kehr um, mein Jagdbub, da ich nun sterben muß,
Der Gattin bring, der trauten, des Herren Abschiedsgruß. —
Nicht braucht ihr einen Boten; seht eure Mörder an,
Dort werdet ihr sie finden. — Ha! Lieb und Treu sind Wahn. —
Vergebens deckt der Jagdbub des matten Herren Leib,
Der Kämpen nur zu viele gehorsam sind dem Weib.
„Am Brunn dort schnürt ihn feste, dem Wurfgeschoß ein Ziel.
Doch trefft nicht gleich, sonst schlösse zu bald das muntre Spiel.“

Digitized by Google

Und die jetzt an ihn legen die gottverruchte Hand,
Sie hat er all beschenket mit Würden, Geld und Land.
„Der Bub mag leben, will er sich meinem Dienste weihn;
Er war dem Herrn ergeben, so wird ers mir auch sein.“
Der sprach: Das sei mir ferne; ihm bührt mein Dienst allein;
Sein Leben muß mein Leben, sein Tod mein Tod auch sein;
Mit seines Blutes Welle fließ auch das meine fort.
Doch wollt ihr eins gewähren, so hört mein flehend Wort.
Ich war ein muntrer Bursche mein ganzes Leben lang;
Nichts ging mir über Bechers und frohen Liedes Klang.
Mein ganzes Leben ließ ich nicht von dem lustgen Brauch,
Und so wie ich gelebet, so möcht ich sterben auch.
Vergönnt, damit mein Leben auf heitern Klängen flieht,
Den leisen Hornestönen ein froh gemutet Lied.
„Wohlan, dir seis vergönnet, doch leise sei der Ton,
Sonst treffen dich die Schwerter, die harrend ringsum drohn.“
Er küßt den trauten Bogen, den lieben, alten Freund;
Er netzt das Horn mit Zähren, dem armen Herrn geweint;
Dann nimmt ers an die Lippen und weckt den süßen Klang,
Ihr schändlich Werk vergessend stehn lauschend sie dem Sang.
Da plötzlich nimmt ers fester, die Lungen hoch geschwellt,
Daß fast das Horn zerberstet, und Wald und Himmel gellt.
Es tauchen sich die Schwerter mit Schnelle in sein Blut;
Doch mit dem letzten Atem bläst noch der Knabe gut.
Und ringsum tönts von Rufen; jetzt klingt es fern, jetzt nah;
Der Jagdbub hörts mit Wonne: es sind die Retter nah,

Er sieht den Herrn befreiet und segnet noch sein Glück,
Da lächelt er im Sterben, da sinkt sein Haupt zurück.

Und oft beim Festesmahle, vom goldnen Weine rot,
Erzählt der fromme König des treuen Knaben Tod,
Erzählt, wie ihm gebrochen sein eigen Weib die Treu,
Wie ihn die eignen Mannen gefesselt ohne Scheu!
Da hebt er seinen Becher empor mit Firnewein,
Dann fällt ihm eine Thräne ins goldne Naß hinein.
Der Trunk ihm, der blieb feste, da, als mir alles wich,
Der Trunk dem treuen Jagdbub, dem lustgen Friederich.



Der Venusberg

Ach! was treibt euch doch, zu meiden
Eures Lagers stille Ruh,
Aus der Liebe stillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?
Treibt euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finstrer Nacht,
Während euer Weib in Thränen
Lange Stunden bang durchwacht?

Und sie fleht ihn auf den Knieen:
Zwinge deinen wilden Sinn!
„Laß mich! Eilend muß ich ziehen,
Frage nimmer mich, wohin?
Wo die dunkeln Wasser quellen
Dort am grauen Felsenhang —
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang,

Digitized by Google

Tönts von Glück und heißer Liebe,
Girrt wie Nachtigallensang.
Folgen laß mich meinem Triebe,
Weichen diesem Götterdrang."
Heiße Lieb in Zucht und Treuen
Hegt euch eures Weibes Sinn:
Herr, mein Herre, böse Feien
Locken euch zum Felsen hin.

„Seiens Feien, seiens böse;
Ziehen laß mich felsenwärts.
Meiner heißen Sehnsucht Größe
Gnügt nicht ein geteiltes Herz."
Herr, mein Herr! welch eine Rede?
Seid ihr nicht mein einzig Teil
Nach dem Gott, zu dem ich bete,
Bete nur für euer Heil?

„Seis mit Gott — ich will nicht teilen!
Mag nicht ein gemietet Haus.
Zwing nicht länger mich, zu weilen;
Laß zum Felsen mich hinaus!
Ich will nicht zur Gnade wohnen,
In der Lieb der zweite sein;
Ich will herrschen und will thronen
Ohne Teilen nur allein!

Laßt mich! Traum sind eure Triebe,
Eines Schattens Schattenbild,
Tauschen selber mit der Liebe
Will ich Küsse heiß und wild,
Wie im wilden Sturmesbrausen
Flamme sich in Flamme schlingt,
Wo die Wollust mit dem Grausen
Im Vernichtungstaumel ringt."

Herr, o Herr, entflieht den Träumen,
Die die Höll euch zugeweht;
In der Kirche heilgen Räumen
Laßt uns knieen im Gebet.
Reuig flehende Gewissen
Nimmt der Herr in Gnaden an.
„Eure Kirchen will ich missen,
Eurer Beter hohlen Wahn!

Euren Gott, den qualenreichen,
Den nur Menschenopfer freun,
Der um schmerzliches Erbleichen
Schlingt den blassen Heilgenschein,
Der des Leibes junge Schöne
Fesselt unter Kreuzeslast,
Der des Lebens Wonnetöne
Und die Lust des Menschen haßt.

Fliehen aus dem Dunst der Grüfte,
Der den heitern Tag begräbt,
Wo sich freudig in die Lüfte
Venus goldner Tempel hebt,
Wo mit nieverarmten Händen
Wonne jeder jungen Brust
Ewig schöne Götter spenden,
Kein Verbrechen ist die Lust!"

Keine Bitte kann ihn halten,
Keine Thräne fesselt ihn,
Ungestümen Drangs Gewalten
Rettungslos ihn abwärts ziehn.
Durch des Tages lange Stunden
Harrt sie seiner Wiederkehr,
In der Kluft ist er verschwunden,
Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Digitized by Google

Frommes Wirken übt die Gute,
Gönnt sich sorgend keine Rast,
Trägt für ihn mit heilgem Mute
Jeder Buße schwere Last.
Einst zu ihres Schlosses Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein,
Grausig tönen seine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

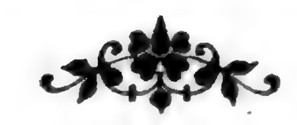
Gott! seid ihrs? Er sei gepriesen!
Ewig neu ist seine Huld,
Ach! ein reuevoll Entschließen
Wäscht vom Sünder jede Schuld.
„Laß den zorngen Kreuzerhöhten,"
Ruft der Graf mit wildem Blick,
„Marterst nimmer mit Gebeten
Mich zum alten Sinn zurück!

Meinen Grimm nur will ich mehren
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag begehren,
Wer da will verworfen sein.
Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit seinem Sohn,
Und die alten Götter steigen
Wieder auf den heitern Thron.

Aus des Zwangs zerhaunen Fäden
Holt der Dulder sich sein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geschlecht.
Den mit Dornenkron und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn!"
Sprach es, und er war verschwunden;
Niemand hat ihn mehr gesehn.

Digitized by Google

Nur umsonst sucht andre Götter,
Wer sich nicht in frommem Mut
In sich selbst erneut den Retter.
Nicht umsonst kommt höchstes Gut.
Schreckend malt die eigne Wilde
Ihres Gottes Härtigkeit.
Wirst du mild, wird er dir milde,
Wer sich naht, sucht ihn nicht weit.



Digitized by Google

Zwischen Himmel und Erde

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung

Otto Ludwig schrieb die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde", im Sommer und Herbst des Jahres 1855 zu Dresden und hatte sie ursprünglich für die „Gartenlaube" seines thüringischen Landsmannes Ernst Keil bestimmt, der ihn durch Vermittlung Berthold Auerbachs um Beiträge für sein Blatt angegangen und, sobald ihm ein solcher in Aussicht gestellt war, seinen Lesern die zur Zeit noch nicht vollendete Novelle des Dichters des „Erbförsters" angekündigt hatte. Als Ludwig im Spätherbst das zum Buche angewachsne Manuskript seines Meisterwerks an den Leipziger Verleger sandte, war er vielleicht auf eine Rücksendung der zu lang gewordnen Erzählung, jedenfalls aber nicht auf eine Zuschrift gefaßt gewesen, in der ihm neben Vorwürfen über die allzugroße Ausdehnung und die minutiöse Einzelausführung der Rat zu teil wurde, Balzac und die französischen Novellenvirtuosen der „Spannung" halber zu studieren. Es war gegangen wie so oft: der vielbeschäftigte Verleger und Redakteur des eben aufblühenden Blattes hatte nur flüchtige Blicke in Ludwigs Manuskript gethan und mit untrüglichem Instinkt herausgelesen, daß „Zwischen Himmel

und Erde" für die Leser der Gartenlaube nicht geeignet sei. Er war sich nicht klar darüber geworden, ob die Erzählung unter oder auch über den Ansprüchen seiner Leser liege, räumte aber, nachdem sie im Sommer 1856 erschienen war, unumwunden das letztere ein. Am 23. Juni 1856 schrieb Ludwig an Auerbach: „Gestern erlebte ich eine Genugthuung. Keil war mit Ferd. Stolle bei mir und bat, ich solle vergessen, daß er mir den Rat gegeben (die französischen Novellisten zu studieren), er sei nun andrer Meinung, er habe die Geschichte „Zwischen Himmel und Erde" nun gelesen. In beidem, in der unbekümmerten Freimütigkeit des Rates, wie in dessen Zurücknahme ein echter Thüringer, ich hätte den Landsmann daraus erkennen können. Er hat noch Thüringer Waldharzgeruch an sich trotz Leipzig und hat mich wie frische Luft von daher angeweht." Auf Auerbachs Vorschlag war, nachdem auch das Cottasche „Morgenblatt" (dessen Redakteur Hermann Hauff die Erzählung „nach Erfindung und Form sehr hoch zu stellen" nicht unterlassen konnte) an der Notwendigkeit von etwa vierzehn Fortsetzungen Anstoß genommen hatte, das Manuskript der Erzählung dem Buchhändler C. Meidinger in Frankfurt am Main zugesandt worden, der eine neue Monatsschrift plante, in der auch kürzere Romane und größere Novellen Aufnahme finden sollten. Meidinger erklärte, daß er die Erzählung doch zu ausgedehnt für eine Zeitschrift finde, daß es ihm zudem leid thun würde, sie zerstückelt zu sehen, da er vom Inhalt der ganzen Dichtung so „tief ergriffen sei, daß er keine Worte dafür finden könne." Er erbot sich, „Zwischen Himmel und Erde" als Buch zu drucken und zu verlegen. Da der Dichter auf die von dem Frankfurter Verleger vorgeschlagenen Bedingungen gern einging, so begann der Druck (bei C. W. Leske in Darmstadt) im Februar 1856, Otto

Ludwig verzeichnete anfang März in seinem Hauskalender den Empfang der ersten Revisionsbogen, mitte Mai war der Druck vollendet, anfang Juni erschien das Buch, fand lebendige Teilnahme und, wenn auch zunächst in engerm Kreise, begeisterte Anerkennung. Die wenigsten der zahlreich erscheinenden Kritiken vermochten der seelischen Tiefe und der echten Meisterschaft des Vortrags völlig gerecht zu werden, die realistischen Äußerlichkeiten der Erzählung, die Schilderungen aus dem Schieferdeckergewerk und dem Schieferdeckerleben galten nur zu vielen Beurteilern als die eigentliche Absicht des Dichters, und die Macht der Erfindung, der Gestaltenbildung, der Stimmung trat bei den überflüssigen Erörterungen, ob kleinstädtisches Leben zu tragischer Würde und Wirkung erhoben werden könne, bedenklich in den Hintergrund.

Trotzdem erwiesen sich die Stimmen der Empfänglichern und Verständnisvollern doch als stark und wirksam genug, um der Erzählung eine verhältnismäßig rasche Verbreitung zu schaffen; bereits im Frühling 1858 veröffentlichte die Verlagsbuchhandlung eine zweite Auflage, und „Zwischen Himmel und Erde“ erschien, auch als es späterhin in den Jankeschen Verlag in Berlin übergegangen war, in wiederholten Neudrucken. Die Erzählung fand auch außerhalb Deutschlands Teilnahme und Beifall, und nacheinander wurden französische, englische, italienische, dänische, ungarische, holländische, schwe- dische und polnische Übersetzungen veranstaltet und veröffentlicht.

Daß Otto Ludwigs Erzählung in Jugend- und Heimateindrücken, in eignen Erlebnissen ihre tiefsten Wurzeln hatte, ist nicht in Zweifel zu ziehen, und gewisse Teile der Erfindung, wie der zündende Blitz und die Rettung des Turmes und der Kirche von St. Georg, mochten unmittelbare Erinnerungen sein, die sich mit

Digitized by Google

den Begebenheiten und Gestalten der dichterischen Phantasie verbanden. In der Heimat Otto Ludwigs aber war man nur allzugeneigt, überall Wiederspiegelung angeblich geschehener und geschauter Dinge, Anknüpfung an vermeinte Wirklichkeiten zu finden, die erst nach dem Lesen der Dichtung in der eignen Einbildungskraft der Landsleute erwuchsen. Der Dichter selbst verwahrte sich bei Gelegenheit der „Heiterethei“ in einem Briefe an den alten Eisfelder Freund Ambrunn nachdrücklich gegen diese Neigung seiner Heimatgenossen, ohne damit viel auszurichten. Auch in die Erfindung von „Zwischen Himmel und Erde“ traten gerade da, wo sie am meisten Eigentum Ludwigs war, wie bei jedem Dichter, der voll und tief aus dem Leben schöpft, bewußt und unbewußt, Einzelzüge, charakteristische Äußerlichkeiten und Redewendungen hinein, die auch andern bekannt sein konnten. An diese dünnen Fäden knüpfte sich nun die Mythe an, die alle Ereignisse und Menschengestalten der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ in Eisfeld und Hildburghausen, in Veilsdorf und Schalkau wieder sucht und findet. So ist es nachgerade unmöglich geworden, die Überlieferungen und Erlebnisse, die den Grund für Ludwigs Erfindung abgaben, von den Fabeln zu unterscheiden, die erst nachträglich aus seiner Erzählung erwachsen sind. In der That kommt auch nicht viel darauf an, denn für jeden klarblickenden und mitempfindenden Leser ergiebt sich von selbst, daß der innere Gang und Zusammenhang der Handlung, die Menschengestalten und ihre Schicksale, Stimmungen, Farben und Gemütstöne, so gut wie der tiefe Ernst und der ethische Gehalt des Ganzen dem Dichter vollständig angehören. —

Otto Ludwig selbst hat sich nur wenig über sein eignes Werk geäußert und hauptsächlich nur in schlichtester Weise den Vorwurf zu entkräften gesucht, daß

Digitized by Google

die sittliche Weihe der Schöpfung auf eine trübe Askese hinauslaufe. „Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nuancen giebt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andre ein Glück gewesen, für Apollonius ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschicksales; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte — eine solche Wirkung ist nichts als ein Taschenspielerstück des Dichters und selber eine unsittliche Handlung —, sie giebt ihm bloß die Kraft, einen Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heiraten. Dies gegen den Vorwurf der Asketik." In späterer Zeit, als ihn eigne Neigung und seine Shakespearestudien ganz und gar auf das Gebiet des Dramas zurückgeführt hatten, waren ihm seine Erzählungen und namentlich „Zwischen Himmel und Erde" so fremd geworden, daß er sich selbst ungerecht darüber aussprach, was übrigens selten geschah. Der äußere Erfolg der Schöpfung, der ihm

Digitized by Google

anfänglich viel Freude bereitet hatte, erschien ihm in den Jahren nach 1860 insofern störend, als wohlgemeinte Ratschläge und drängende Aufforderungen, zur Novellistik zurückzukehren, hauptsächlich an diesen Erfolg anknüpften.

Digitized by Google

Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grünangestrichne Fensterläden nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezognen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offne Augen; und sieht man die geschloßnen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes: sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus, als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbne Tünche nicht zu grell von den grünen Fensterläden und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten

Digitized by Google

aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht sie sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer“ will, muß aus der hintern Hausthüre heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen ist, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogne Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Läden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem verstecktesten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaum-

einfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem akkuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern in derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen —, in so untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan hat, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt, und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten kurz geschnittnes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er dessen geschloßnes Bild; außerhalb seines Hauses muß sein

Digitized by Google

Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher gestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangnen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen; dennoch geschieht es nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die ältern Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach außen abgeschloßnen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab und Aufladen des Schiefers, den er aus eigner Grube gewinnt und weit in das Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen, und ihre

Digitized by Google

Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgiebt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassendern Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat; den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andre mit so sicherm Instinkte zu erraten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet hat. Es ist nun

dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar, und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wennschon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und dessen Kinder väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, so viel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigne Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlnes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffnes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger nicht weniger

Digitized by Google

als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging, und zum Teil heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Es ist Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erstenmale wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die

Digitized by Google

Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen ist, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsre guten Engel.

Unserm jungen Wandrer drangen Thränen aus den ernsten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt, und nun, da er erwacht wäre, könnte er sich auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten kleinen Reste des Silberfadens entfernte, ehe

Digitized by Google

er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherm Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturmes. Der junge Wandrer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen war. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigethür angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herausschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmen würde bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luftige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als

Digitized by Google

gält es, eine freundlich dargebotne Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehn. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib, und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden, und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk, er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen, und

Digitized by Google

wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanz glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu thun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu, aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten, und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thüre des Saals. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüberstehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. Du suchst die Beate? fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie ist nicht zum Tanze, und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andre anschaffen, und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz!

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie bist du nur?

Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauem Rocke es nicht will!

Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —

Ja, und zog seine weißen Augenbrauen, die wie

Digitized by Google

mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh. Ich hatte mirs wohl gedacht. Du gehst mit der Beate vom Einnehmer, das hat aufgehört von heut an!

Ists möglich? Und warum?

Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hats nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich habs die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das ist ja der Ort, wo er seine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer solls nicht gut stehn. Es geht die Rede, er braucht mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädel dauert mich, und ich muß sehen, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andre anschaffen.

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders, und er strich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über dessen Rockkragen hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf ge-

Digitized by Google

lagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorhin sich Kühlung zugeweht hatte; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit andern tanzt, und zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz mit ihr anzubinden. Wart, ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein andrer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehn. Laß mich machen für dich.

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saalthür entfernt, Apollonius ihr mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eignes befangnes, ungeschicktes Wesen ihr gegenüber, und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andre verdunkelte. Leise und allein wie vorhin kam sie aus der Thüre geschritten. Unter dem Tuche,

Digitized by Google

mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte, und nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: Mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Hast, mit der sie in der Thüre verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt hatte, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: Bist dus auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die

Digitized by Google

Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er für nötig hielt, um von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen.

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen, und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt hatte, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet habe. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er

bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet hatte, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen habe. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich, und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ists nicht zu erreichen, so wird dirs gut thun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt, und wenn ers haben wollte, so wollest du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andre Städte gäbe, und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser

Digitized by Google

Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Gespräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andre, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterm Gespräche schien ers für den ausgesprochnen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden, und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geschäft, so waren dessen Kräfte zu einem halben Müssiggange verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unsers Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willst den Apollonius nach Köln schicken, sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehn. Wenigstens heut und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unsern Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaume blieb er stehen und sagte,

Digitized by Google

indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: Morgen gehst du zum Vetter nach Köln.

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche, und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du? fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: Ja, Vater,

Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise. Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen sollte.

Und im Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thüre des Hauses mit den grünen Fensterläden aufthat, und unser junger Wandrer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt hinabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgesehen. Vielleicht gewinn ich dir sie doch, hatte der Bruder gesagt, und dann schreib ich dirs sogleich. Und ists mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dirs wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dirs bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem

Digitized by Google

Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief besorg ich noch heut.

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

Ja, sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär sie noch so hübsch. Wär ich anders gewesen, jetzt müßt ich vielleicht nicht in die Fremde. War ichs, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie schwers ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden!

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz andres Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein andrer werden müssen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine

Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eignes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie hatten selbst finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt hatte. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hilfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen war, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, ver-

Digitized by Google

kehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn bitter vor, strengte sich an, das Thun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt, und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegnen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten war, hatte Scham und die Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint habe, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabsichtlich allein begegnete — ja wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Digitized by Google

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefes, in dem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben habe. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeit lang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen hatte, dann hatte ihn das alte Bedürfnis, zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungnen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen

lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nicht gekehrt) nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt hatte. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen, und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eignen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungnen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich ganz von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem andern unterzuordnen und gar dem eignen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert hatte. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigern Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger

stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernstern Umstandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit der Ausführung betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordnen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandnen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Überdies, sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft habe, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältnis unsers Helden mit der jüngsten Tochter des Vetters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältnis nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so

leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eignen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Äußern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben hatte. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie

Digitized by Google

vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summenden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldnen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft habe. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe hinabsah, fragte er sich: Wird mirs gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert, und sein Blick war ein andrer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimat

war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterläden, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemütslage er am öftesten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkte, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum drittenmale in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitete. Auch der junge Herr, der eben zum sechstenmale seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebentenmale versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht,

oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Wesen ansteht, — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Züge der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belauere, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen offnen Augen, die sie vom Klange des Trittes geweckt nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem eben so alten Herrn in blauem Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgeregt und horcht und sieht zu viel durch den Zaun nach der Straße; darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigne Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hilflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des

Digitized by Google

Schuppens sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Gesell in Hemdärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußern Anlaß zwischen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückischem Trotz. Er kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand sinnen, die erste beste vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagt sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiednen Gruppen durch sein Ab und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er vernommen hat. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbei laufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen, und auf jeder Straße Wandrer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entsagung an der Spule saß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, so lang die

Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wandrers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: Sie sinds, und zweimal: Sie sinds nicht. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimatsthal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie wiedersieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aussehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Thürklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes ersparen wollte, in dem sie einander allein gegenüberstehen müßten? Sie mit dem Widerwillen, und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens? Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiednen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem

Digitized by Google

Gegenwärtigen abwandte, und dabei aussah, als sagte er zu sich: Der Träumer! und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein andrer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt.“ Er musterte mit einem beruhigten Blick in den Spiegel seine gedrungne Gestalt, sein volles, rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern stak, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schön hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier! Und der hatte so eigen zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu sich: Ich laß dich so reden, weil ich es bin! Fritz Nettenmair dachte: Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon thun! Und über der Bewegung, die wiederum sagte: Ich bin ein Kerl, der das Leben versteht, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen lesen kann, was er ist und kein andrer so außer ihm.

Seine junge Frau scheint ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht eben so unähnlich gesehen hätten. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde, und sie es nicht fühlte, wenig-

Digitized by Google

stens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wie viel Zeit mag nötig sein, wie viel Schmerzen wird sie zu Hilfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt hat!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. Er kommt! Wer in der Straße zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arme. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen ist, da sagt ein Winken hinter ihm her: Er ist noch der alte, hübsche, bescheidne Junge, und ein gehobner Finger setzt hinzu: Aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden, und was für einer! Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heute so viel heller scheint, als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eignen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso

wunderbar plötzliches Wiedererwachen längst entschlafner Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Nettenmairschen Hauses wohnen, und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angesehen hätte, wäre nur irgend ein Grund dazu vorhanden gewesen.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wandrer in der Fremde vorgegangen ist, seinen Bruder ebenso erfreuen wird als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Antlitz gesucht. Jetzt kommt ein untersetzter Herr im schwarzen Frack herausgestürzt. So hastig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

Schön, daß du kommst! Herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machst. Deiner Braut! das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin sei, was ihm so lieb und teuer gewesen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er sah nur, was sich zwischen Apollo-

Digitized by Google

nius Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

Der Vater hat es haben wollen, sagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut sagst —

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, sodaß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du fest gehalten, magst du wollen oder nicht. Kehr dich nicht an die, setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in dem sie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszusetzen gefunden hätte, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als machte sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage. . . .

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht,

Digitized by Google

und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laut — ein willkommnes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsnen bedrängte, und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

Die Brut ist aufdringlich, sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. — Bei alledem wunderts mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: Es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen! Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegneten, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt hatte, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art

Digitized by Google

Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder wären nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder verstand seine Bewegung und sagte erleichtert: Er ist im Gärtchen! Apollonius sprang auf und eilte hinaus.

Da unter seinen Beeten kauerte die Gestalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutschte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geselle sofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: Jetzt kommt er! Und wenn er so dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derselbe Gedanke die Hand unsicher gemacht, die nun sein Auge war.

Apollonius stand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht sprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte sich ihn oft in schmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er gewesen wie sonst, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte sich ihn sitzend oder auf den alten Valentin sich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt sah, die hohe Gestalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor sich hingreifenden Hände. Nun wußte er erst, was blind sein heißt.

Valentin setzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht sagen, was

Digitized by Google

er that. Der alte Herr neigte erst wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er sich zusammen. Apollonius sah, der Vater empfand seine Blindheit als etwas, des er sich schämen müsse. Er sah, wie der alte Herr sich anstrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er sei blind. Er wußte nun erst, was bei dem alten Mann, den er so liebte, blind sein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in seiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand diese Ungewißheit mit Beschämung, und zwang die versagende Brust zu dem Rufe: Vater! lieber Vater! Er stürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn schlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten schien, obgleich sie nur den Jüngling von ihm abhalten sollte. Der schlug die zurückgewiesenen Arme um die eigne Brust, den Schmerz da fest zu halten, der, über die Lippen gestiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er dessen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn sich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwischen ihm und diesem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er sich in seinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte sich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieser so viel Tage fortgewesen, als er Jahre fortgewesen war. Du wirst müde sein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Wegen des Geschäftes rede mit dem Fritz. Ich habs aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das ists eigentlich nicht; junge Leute müssen auch einmal selbständig werden. Das giebt mehr Lust zum Geschäft!

Digitized by Google

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas sagen, das niemand hören sollte, als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Wohnstube öffnen und schließen gehört hatte. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drin stand er lange, mit dem Gesichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Teufelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, seltner von Hoffnung angeschimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern den Anschein gab.

Warum er unterdrückt hatte, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und wußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drin in der Wohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie einmal

Digitized by Google

wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von seinen Wunderlichkeiten; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältnis Apollonius zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein, und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginn, ihm durch Erzählungen und hingeworfne Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von

den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vorgeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen, ehe es die Ballgäste thaten: Ei, da ist er ja! da ist er ja! Und wenn er dazwischen mit beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: Nun wirds famos! Nun wirds famos! Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: Da ist er!, rief es wirklich aus allen Ecken: Nun wirds famos! Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt, als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegossen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über seine eignen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte —, auch über andre, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ganz eigen; man konnte an

dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigne stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgesprochne der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen hatte, die Arme bald in graziöser Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendsten Leute eine klatschende Liebkosung zu versetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenstube. Du mußt tanzen, sagte er. Von meiner Frau würdest du einen Korb holen, und das wär mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenns auch nicht gleich gehen will!

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, so lang er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für die, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen, und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der

Digitized by Google

alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er sah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andre Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der ledernste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht hatte; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen hatte, bewies eine unverzeihliche Mißachtung. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so

Digitized by Google

tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt, und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt hatte, die Thür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe hinauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lang, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit.

Digitized by Google

Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offne Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit wie sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte, und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhle, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster, und sagte, ein Besuch für vierzehn Tage dürfte nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien, und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhle hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt hatte. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach St. Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurück kam, traf er auf seinen

Digitized by Google

Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen und Turmdach zu thun sei, damit das Resultat noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könnte. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren; ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an

Digitized by Google

dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassendern Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassendern Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er sah in dessen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das seiner eignen Meinung zu entsprechen schien: Und was sagen Sie? wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an, sagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

Digitized by Google

Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, fuhr der Ratsherr fort, wie wichtig die Sache ist.

Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schifferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerstört, zum Teil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten sich viele Platten verschoben und der Nässe das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht

Digitized by Google

selbst den Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er von dem Vetter gelernt hatte, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserm Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weitern Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, sich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wollte. Über seine Mitthätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden.

Ich gehe gleich mit Ihnen, sagte der Ratsbauherr, und spreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr; ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Er lächelte dazu, und der Bauherr wechselte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in

Digitized by Google

seiner Bescheidenheit errötete und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer in sein Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderlich mit einander kämpften.

Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich;, der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erschien ein Etwas auf dem Antlitz, das sich zu schadenfreuen schien über die Demütigung des ältern. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: Du versiehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du? hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen, und wäre das nicht so verdient gewesen.

Ja, sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach; ja die Jugend! er ist jung! — Und doch schon so tüchtig! ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: Die Jugend gilt heutzutag in der Welt! Ja er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind sei, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter mehr gewonnen habe, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als wartete er darauf, Apollonius solle sich des Da=

Digitized by Google

bleibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: Du bleibst; hörst du?

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen hatte. Für ihn gab es kein Allein und kein Vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden, er war nicht allein als seines

Digitized by Google

Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine besondre moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte thun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er hätte keiner solchen Erweckung bedurft; er hätte ohne dies gethan, was er vermochte; er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäft willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könne. Er wußte nicht, man könnte auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemütliche Geselle grinsend vor Fritz Nettenmair und sagte: Mit dem ersten Blick hab ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu sagen. Wird nicht lang dauern das!

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und übersah die Gebärde, die ihn reizen sollte, zu fragen, wie der Gesell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Wohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Rechtschaffenheit? Geschäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl sagt? Ich weiß, warum du dich aufdringst und einnistest, du Federchensucher! Du Staubwischer! Thu unschuldig, wie du willst, ich — er machte die Gebärde, die hieß: Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!

Digitized by Google

Damit wandte er sich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst. —

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterläden wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht, warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrak, der Gatte erschrak mit und wußte nicht, warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht, warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und hinab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben die Wandrer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei

Digitized by Google

Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offne Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein Paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andre trifft ihn mit geschwungnem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter, und ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen, als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen.

Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt, wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark, und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tötliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein andres Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben

Digitized by Google

und drüben Schiefer, Nagel und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Ambos, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittelst des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich, wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebne hinsehen, und wie Berge hinter Bergen hervorwachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich, als ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten

Digitized by Google

sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben gehen noch die Wandrer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nötig. Apollonius that den Vorschlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden, als die Leute in Köln — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden: Hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit her geholt, und so die Schieferdeckung teurer kommen müssen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erst später, da die Schiefergruben in der Nähe schon im Gange waren, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechschmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wissen. Diesen drückte das wachsende Ansehen des Bruders. Aber

Digitized by Google

Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so bitte. Er war von Köln her gewohnt, selbständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache solle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackre Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt hatte; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang an nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen war, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein andres, ein ganz andres, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn,

Digitized by Google

aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! Hätte er dem Vater nicht gehorcht! Wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendache lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhaken in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er strohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und Schieferplatten, mit seiner Hakenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweisung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erst wunderlich, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen hatte, allem, was der Bruder thun mochte, eine Absicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Turmdach besetzt war oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen habe. Apollonius weigerte sich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Fritz hatte die Empfindung

Digitized by Google

eines Menschen, dem es gelungen ist, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, so oft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhle hinaussah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüstung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius, das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Schuldbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt hatte. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorne Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu that, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates,

Digitized by Google

er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zeuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen war.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger hustete und noch entschiedner ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefaßte Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigne Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigne herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebnen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann eben so plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorne Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Digitized by Google

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühens um Achtung überhoben, das so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau, und alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Wesen im blauen Rocke, in dem er sich so groß fühlte, überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschloßne Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abspenstig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut; denn solche Feinde kann man nur mit ihren eignen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Wachsamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius, sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem

Arglistigen gewonnen, wissend teilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umstand, daß Apollonius ihm selbst imponierte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann durch Winke, dann allmählich durch Worte sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldienerischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, sie zu offner Widersetzlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, sie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet hatte.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seiner Vorgesetzten. Durch dies Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung; sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz andrer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiff schrillender als je, sodaß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines frühern Hustens und Ausspuckens

war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlornen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem ältern Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens so lange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Diese schlechten Mittel waren eben die, die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug

Digitized by Google

ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müßte, wo es doppelt Vorsehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandne Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon vermieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel, als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab

Digitized by Google

ihm genug Empfinden seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das Liebe gebend und nehmend ihr Muster wird und ihr Maß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er Apollonius begegnend gleichgiltige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn, und keiner mehr hinein. Er giebt sich das Ansehen, als wisse er um alles. Thut er anders, so zeigt er der Welt seine Hilflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstockt gegen ihn, als er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus; er leert die ganze Rüstkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abstumpft; aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er

fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld versehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Läden?

Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwundrung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke aufzustacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtschaffne Antlitz des

Digitized by Google

Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen in übergroßer Gabe angewandt das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden war, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Übersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andre; Leute, die ihren Gatten nach anderm Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langenweile, das nach Abwechslung aussieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr, als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andre Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag

in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt hatte in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber in der Unberührtheit ihres Wesens noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Äußerliches schien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinnres Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsnen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: Was das nur ist?

Was? fragte die Mutter.

Wenn du da gewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach.

Wer? fragte die Mutter.

Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? Oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan; sonst wär er nicht so betrübt.

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eignes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel

Digitized by Google

fallen lassen und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet und wird plötzlich inne, es ist ein andrer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das Kind: Du hast ihn beleidigt! Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblick stand ein andrer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgiltigen Frage auf den „ledernen Ball.“ Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezogen hatte, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschloßnen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

Wir werden ihn bald los werden, denk ich, fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. Es ist kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt.

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehner Bürger, hatte sich um Apollonius Bekanntschaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

Die Anne? rief die junge Frau wie erschreckend.

Gut, daß sie nicht lügen kann, dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr selber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; und dann, zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, und dann — wird sies schon lernen!

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab ihn gesehen! So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. Und da befiehlst du, ich soll ihn fortschicken? fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: Du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Versuchs, wenn dus wagst!

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und sagte:

Digitized by Google

Hab ich dir was zu leid gethan?

Mir? lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen wie: Ich wüßte nicht, was? aber es klang: Thust du was anders, willst du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?

Ich wollte schon lange dir etwas sagen, fuhr Apollonius fort, ich wills morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußtest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie dus aufnahmst!

Freilich! Freilich! lachte Fritz. Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint!

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ichs aufnahm? Du meinst, ich hab — der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht! Er machte seine überlegne Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten Zustand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatischer Kunst, durch Halbsagen zu verschweigen, gefreut.

Die Freude war schnell vorübergehend; die alte Sorge schraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte sich ihr zugesellt. Er hatte das Geschäft vernachlässigt; der Geselle, in seiner Abwesenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu bestehlen, und sie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er schon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Gesellen mehr annehmen und für den Bruder einstellen. Er verdiente schon lange nichts mehr und versäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachsende Neigung zum Sinken und war nur durch wachsende Massen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte sich in Schulden gesteckt und vergrößerte sie noch täglich. Und doch mußte einmal der

Digitized by Google

Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lang der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie diese kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eignen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, das so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den schon das eigne Kind ihr gemacht hatte.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandnen Furcht recht gegeben

Digitized by Google

hätte. Und so sah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht so viel, als er gefürchtet hatte, zu sehen.

Das Kind sagt: Du hast ihm was gethan; die Anne sagt: Du hassest ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und sein traurig Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgiltig, wie jedem andern sonst. Ihr wird gesagt: Du hassest ihn; du hast ihn beleidigt, und du willst ihn kränken, und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangne Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so andrer ist; wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht; wo die Leute sagen und sein trauriger Blick, sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt, eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt, und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt im weißen Kleide mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetzt nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Wehmut? Ist es nicht dasselbe eigne Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und sie nicht läßt, wie damals? Dann wich sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch! Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Posaunen

Digitized by Google

den Abendchoral. Über ihnen und wie von ihren schwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiffe. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Oder erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonst und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Rätsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Rätsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möchte, was Apollonius ihm morgen sagen wollte; morgen, weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt ichs nicht, wär er plump herausgegangen; nun hab ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt" sein, ich will thun, als wär ich blind und taub! Als säh ich nicht, was er will, und wärs noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürsten hat. Ich kanns nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gelte es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen

Digitized by Google

Entschluß gefaßt. Er wollte sich von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, allen diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangensten, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand.

Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst, sagte Apollonius, so hoff ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle.

Und uns alle, wiederholte Fritz und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich machs auch so!

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgeredet.

Ich glaube, Fritz, begann er herzlich, wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind! Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil versichern, als Apollonius fortfuhr. Es war nicht zwischen uns, wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andre?

Ich weiß keine, sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius Heimkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem

Digitized by Google

letztern arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ists gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann eben so gewiß der letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt dus, so bitte, sag es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dirs auch noch so weh. Weißt dus und sagst mirs nicht, so ists nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz! —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan hatte; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

Weißt dus nicht, fuhr er fort, so laß uns zusammen zu ihr gehen und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn ers wüßte! Mir ists Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben!

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustande und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern

Digitized by Google

er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt hatte. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut hatte. Woraus? Darauf zu sinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt? Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Thür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst ertappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten könnte, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

Früher, entgegnete Apollonius, mußt ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein, als mir.

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und sein: Und jetzt? schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderm.

Deine Frau ist anders seit einiger Zeit, fuhr Apollonius vertraulich fort. —

Sie ist — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen und wollte sagen,

wofür er sie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er selbst, der sie dazu gemacht hatte, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: Und woher weißt du, daß sie — anders ist? wüßte er nicht, seine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist?

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke und sucht wie ein Verzweifelnder und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

Dein Ännchen hat mirs gesagt, entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. Onkel, sagte das närrische Kind, die Mutter ist nicht mehr so bös auf dich; geh nur zu ihr und sprich: Ich wills nicht mehr thun; dann ist sie gut und giebt dir Zucker. So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wies manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel gewesen sein!

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet hatte; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten" Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. Morgen meinetwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab ich un=

möglich Zeit. Jetzt begleit ich dich nach Sankt Georg. Ich hab einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünschte Kind!

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht“ gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither! Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Eben so rastlos umschwankte seines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Plänen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erde und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer

Digitized by Google

geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobne Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobnen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin und hat das Mädchen vergessen: Der arme Apollonius! — Was hält die Faust zurück? — Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Ännchen? Ännchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich habs lang vergessen. Er ist anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kanns nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich wills ihm sagen, dem Fritz! So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem gegenwärtigen ist und dem nächst-

Digitized by Google

kommenden. Und dazwischen ist nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt wie er alles that, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verlust hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er sie früher so geliebt, wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet, sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammengelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts von einander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tiefern Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst, wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er sah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröte dieses reinen Angesichtes aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fortschleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft es war.

Gegen abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschloßnen Schuppenthür im Grase. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den

Digitized by Google

Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt, und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer Aussteuer, und ihre Basen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hause. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und drauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine.

Der Bruder lachte. Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?

Mit deiner Frau hätte ich getanzt, entgegnete Apollonius. Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfte. Da konnt ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —

Zu heiraten? lachte der Bruder. Nun sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen.

Fritz! rief Apollonius unwillig. Aber es ist nicht dein Ernst, besänftigte er sich selbst. Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten!

Pah, sagte der Brnder, wenn sie es selbst thut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?

Das hat sie nicht, entgegnete Apollonius warm. Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht!

Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen, lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

Digitized by Google

Wußt ich, sagte Apollonius, was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was solche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätts für eine Sünde gehalten.

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war, und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen: es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung,

Digitized by Google

wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen, den Betrüger betrügen, das Gestohlne heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des Federchensuchers Narrheiten. Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen war, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen gelassen hatte, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkern Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offne, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als

Digitized by Google

sie aufstand und sagte: Du könntest das thun, du; er nicht!

Fritz Nettenmair schrak zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unschuld dem Sünder gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. Hat er dir das gesagt? Seid ihr schon so weit? preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf. Sie wollte sich losreißen.

Alles hast du gelogen, sagte sie, ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst.

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. Mußt ichs nicht? sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. Mußt ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten? Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. Weißt du, was du bist? Frag ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst, ihn zu sehen. Und meinst, die Menschen sind blind. Frag ihn doch, wie er so eine nennt? O, die Leute haben schöne Namen für so eine!

Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen, sie begann sich selbst zu verstehn. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und sah, sie brach zusammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, als fühlte es die Blicke aller Menschen auf sich gerichtet, als hätten der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten sich in das ihre. Er sah, wie sie in der Jähheit der Erkenntnis sich

selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben.

Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende brennende Wange, und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und sein Tritt. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder.

Sags ihm, preßte er leise hervor, was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten!

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt hatte, herbeizukommen. Er ließ sie, und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

Da siehst du, wie sie ist, sagte Fritz zu ihm. Ich hab ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach, und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist!

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungne Aussöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Wohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt

Digitized by Google

zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte, war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius Augen. Ännchen sagte:

Weißt, du Mutter? der Onkel Lonius — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. Sag mir nichts mehr von — sag mir nichts mehr von ihm! sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen hatte?

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterläden, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht

Digitized by Google

einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Aussteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unablässig mit den Dohlen um das steile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Geselle an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geselle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Geselle stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt hatte: Es thut mir leid, war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Geselle durchschaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne

Digitized by Google

auseinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was Fritz ihm sagte, daß er sollte; er verstand auch, was Fritz nicht sagte und er dennoch sollte. Fritz Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäfte so wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort haftete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andre, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume als je; er horchte gespannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends spät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen, er eilte nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf seine Frau in der Wohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schlürfender Tritt des Gesellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder

Digitized by Google

auf; er wußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Geselle war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte, und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Wiederschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehedem sonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt hatte. Heute war der Wiederschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht hatte, als es sein Blick berührte. Er that einige gleichgiltige Fragen und sagte dann:

Du bist heute lustig gewesen. Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Haus geschehe, sei er auch selbst nicht drin. Du hast gesungen.

Sie sah ihn ruhig an und sagte: Ja. Und morgen sing ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll.

Er stand geräuschvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich ruhig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiser und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ.

Und hat er dir weiter nichts gesagt? fragte sie.

Wer? fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Ännchen stand. Der Spion! der Zwischenträger! preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er sollte der Mutter gut sein, die Mutter

Digitized by Google

sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht hatte; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet hatte. Es wollte seine Kniee umschlingen, sein Blick, seine gehobne Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen hatte, wie um das Kind vor ihm zu retten.

Ich bin eins geworden mit mir, sagte sie, und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her schritt, um nicht hineinsehen zu müssen. Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren bös. Dann hab ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd werden, so lang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und habe sie liegen sehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und habe sie mit Thränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe so lang versprochen und so lang gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thusts auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts thun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid es nicht; das sag ich dir!

Digitized by Google

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! Er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dieses Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unablässig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte über die Ohren in das Gesicht, und übt mit Stock und Hand manche andre zarte Liebkosungen, und belacht sie als geistreiche

Digitized by Google

Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt! Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie, und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. — Was hilft es, daß sie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wiche ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist es, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken Apollonius strenger oder milder darüber urteilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig; er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wäre sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie seine andern. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung; sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten, bis sie selber schlief im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben; und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibepult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abzuziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hatte sie

Digitized by Google

keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzuziehen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Manne; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebt vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich; nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um eben so viel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen von einander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche: nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Verändrung derselben; ein Buchstabe genau wie der andre.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallne Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter

Digitized by Google

seinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzes, und Apollonius sah zum Saalfenster herein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jene hatte sie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andre. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war, oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war es dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Thräne um Thräne stürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Wehen, wie von leisem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldne Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen stieg, jede färbte sie regenbogenglänzender, jede rief: Sie war dein, und die letzte jammerte: Und sie ist dir gestohlen! Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiednen nach. Er war so brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiederfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, gesollt! es wäre nicht Sünde gewesen, wenn sie es that; es wäre Sünde

Digitized by Google

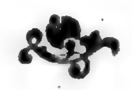
gewesen, that sie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht hatte? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu schrecklich klugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schauernd von sich, dann sah sie unabsichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Bangen wußte sie den Mann so nahe, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dorthin, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt hatte, die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die scharfen Bettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefaltet, lange, lang. Da stieg es empor aus dem leisen Weben, silbern wie ein Ostermorgenglockenklang. Was fürchtest du dich vor ihm? Und sie sah all ihre Engel um sich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der schönste und der stärkste und der mildeste. Und sie durfte zu

Digitized by Google

ihm aufsehen, wie man zu seinen Engeln aufsieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht um ihn zu erschrecken, nicht als Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen, als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen: aber sie gehörten nicht ihr. Nur die Kapsel mit der dürren Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es gethan habe.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Thun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte, wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.



Digitized by Google

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kältern Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Ein-

Digitized by Google

dringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen hatte. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch giebt ebenso schwer eine Furcht auf, wie eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht gethan, die des Unrechts an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegnen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da ist er ja! und: Nun wirds famos! läuteten seine Petschafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem

Digitized by Google

Bruder zu verzeihen, daß er da gewesen war. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden hatte; er winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsetzen wolle; der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt hatte; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt, als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war, als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder; von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie befleckend in sein Begehren mit zu reißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehn, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn

Digitized by Google

von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der sonst alles, was Apollonius thun mochte, schon im voraus gebilligt hatte, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert hatte, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könnte ohne Apollonius Hilfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hie und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in letzter Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andre im Begriff standen, es zu thun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigne starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte, stolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könnte noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackre Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet hatte; es hatte

Digitized by Google

ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt habe. Er bot Apollonius seine Hilfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, und sich Gewißheit verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt habe. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seiner ganzen Festigkeit und seiner ganzen Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eignes Thun ihm erschien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäfts und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet hatte. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andre mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Ver-

Digitized by Google

wirrung; was, mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigstens schuldenfreies Geschäft einst als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen habe. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen zur allmählichen Tilgung stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der That zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchslos und mit Milde dar, was er gethan habe und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit so vernehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt hatte, mußte Apollonius frei schalten können. Das ungestörte Zu-

Digitized by Google

sammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert, und der Bruder solche für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntnis des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber so lange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht habe. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten.

Digitized by Google

Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich genügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangne mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: Freilich muß er fort! In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt habe, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte:

Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich soviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es ist sein bös Gewissen. Er wäre nicht so, wenn er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ists. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt, als der Träumer!

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres

Digitized by Google

Hindernis mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Gesell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt hatte und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertragen hatten, so lange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Örter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen, und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in bessern Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiffe hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt habe, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er es selbst glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich

von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eignen Herzen als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt hatte, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempner-

Digitized by Google

meister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdache umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestrengtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur dasselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verständnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörige; der Bruder sah etwas andres in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden“ Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht

Digitized by Google

mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius, in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie Stunden lang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegen bringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehn und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen

Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius zu schimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könnte.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Rohheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um seinet, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbnis schon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüstes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraussetzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie möge er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und sie leugnets nicht. Sie sagt ihm: Weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgesetzte raubt.

Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt! lacht der Mann mit wilder Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft.

Er nicht, zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte,

verkleinert, was andre für ihn thaten, und rückt, was er für andre thut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

Und auch zu sagen, daß ers ihm verboten hat? lacht der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. Freilich, lacht er noch wilder, ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst thuts keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib! Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagt er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er

Digitized by Google

jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: Ich thus ja nur dies einemal! Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören. Daß einmal nie einmal bleibt. —

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit hatte er sich das Zerwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteint in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand machte, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht habe? Er wußte, er an Apollonius Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen hatte, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube, er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Versöh-

Digitized by Google

nung war nur der erste, beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen hatte, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist eben so gut. Ich sehe nicht, was ihr treibt!

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

Kehr dich nicht daran, daß sie fort will, schluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaubs ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gieb ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte

Digitized by Google

und sah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnedies dem Bruder weit überlegne Kraft, als er den packenden Arm faßte, sodaß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und wills noch, sagte Apollonius; du bist mein Bruder. Du giebst mir schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab ich gethan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff ich? Für wen wach ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich habs noch nicht gethan, weder vor andern, noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht!

Fritz Nettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sies nicht? Du sagsts,

Digitized by Google

und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißts noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dirs sagen. Dann wird dirs schlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihrs glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sies nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist, wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? O, ich hab schon keinen Verstand mehr! Ich glaub schon alles, was ihr mir sagt!

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

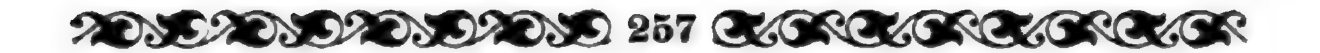
Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So wars doch noch zu verhindern gewesen! Noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte. Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt,

Digitized by Google

der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, eh Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden hatte, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eignen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert, als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht hatte, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehn. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte

Digitized by Google



sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, sie könne ja auch lügen, so geschickt als irgend eine. Er war nie sein Herr gewesen; jetzt war er es weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andre nieder. Die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war —, seine eigne Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens, und was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht, das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt — solchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst herum und ließ seine Frau nicht aus seinen Augen. Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und selbst zur Ruhe gegangen ist, erst als er kein Licht mehr sieht in Apollonius Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Riegel vor, er schließt sogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Ursache, zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lang mehr warten. Fritz Netten-

Digitized by Google

mair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle aus der Arbeit entlassen ist, und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend betreten lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise; von dem Wirtshause hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Erde, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Ännchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm „der Spion.“ Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gesellen eine Strecke Wegs. Der Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andre scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Nettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt hätte. Wie sie nun einander scheidend gegenüber stehn, mißt der Geselle den andern

mit seinem Blick. Es war ein böser, lauernder Blick, ein grimmig verstohlner Blick, der Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören sollte, ob er auch reif sei zu irgend etwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heisern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: Und was ich sagen wollte, ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab ihn neulich gesehn. Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. Es giebt Leute, die mehr sehn, als andre, fuhr der Geselle fort. Es giebt Leute, die einem Schieferdecker ansehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehn ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell hat mir das Geheimnis gesagt, wie man zu dem Frohnweißblick kommt. Ich hab ihn. Und nun leb wohl. Und ergieb dich drein, wenn sie ihn getragen bringen.

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verklangen schon in der Ferne. Fritz Nettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald

Digitized by Google

war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide, und das eine wollte das andre verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: Da kommt er ja! Nun wirds famos. Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehn und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden ist, schon vergessen. Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist. Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in Ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hin-

Digitized by Google

denkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. In das Unabänderliche, sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben! Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein andres liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. So spät? Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Eben so leise, eben so schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Ännchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Digitized by Google

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigne fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie säh es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen ist und sich angekleidet hat; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt hat. Der alte Gesell hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten war, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt hatte. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er

wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt hatte. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müßte, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen hatte, und als ein wie andrer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: Und weil ers gesagt hat!

Da ist der Vater, Ännchen, sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh du krank geworden bist. Deine Mutter wills auch — um deinetwillen!

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: Sie thut so süß, um dich zu hintergehn. Sie habens verabredet, als er da war. Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr:

Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut spricht. Er meints nicht bös deshalb.

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen, wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts, als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines Menschenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem

Digitized by Google

Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und stürbe es, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden thut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank: aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst ihres Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen, und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: Du erschrickst? Weißt du warum?

Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte sie es nicht, weil sie weiß, er wird auffahren; den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

Digitized by Google

Er war da! War er nicht da? fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Ännchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen, sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er gethan hat. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt hat, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehn, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius Flüstern nnd seinen leisen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Thun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: Heute wollen Kinder sterben, und morgen sind sie lebendiger als je!

Aus dem fieberischen Horchen und Sichberuhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: Jetzt wird er fallen! jetzt! Aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue sollen reißen, in denen Apollonius mit seinem Fahrzeuge hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Thür der Stube gehn; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers

Digitized by Google

aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? Wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. — In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben!

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig.

Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. Da ist er ja! Nun wirds famos! klingt es aus der Ferne vom roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen hatte, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt hatten, scheuchte nachts

den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen hatte, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könnte sie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen hatte, habe seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht. — Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Digitized by Google

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinunter gegangen war. Es war nicht allein Ännchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Ännchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgeredet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehn; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt habe! —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, ihr Werk, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stimmung, die ihm so lang fremd gewesen war, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammen zu sein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius Namen nicht; vielleicht, weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte und diese nicht mit einander zu verwechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen,

Digitized by Google

„ihn und sie.“ Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Thür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: Nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr, und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt. Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter.' Sie wußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut hat. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib schuldig. Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: Du tötest das Kind; schlag nicht! Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen hat; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit; er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last

Digitized by Google

auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Elende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen hat: Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein, wie er sonst war, eh du krank geworden bist. Deine Mutter wills auch. — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot; sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür stehn, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt hat; die Händchen gefalten; die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Flur der Stubenthüre nahen. Er hörte sie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich wie das tote Ännchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm, als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein

Digitized by Google

ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen hatte; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Wort gesehnt; heute hörte sie es nicht.

Gieb mir deine Hand, Christiane, sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. Ich habe mich geirrt, fuhr er fort; ich wills euch ja glauben, ich seh es ein: ich wills nicht wieder! Ihr seid besser als ich!

Das Kind ist tot, sagte sie, und selbst ihre Stimme klang bleich.

Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ichs nur jetzt, und wenn du mir die Hand giebst und richtest mich auf, sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

Das Kind ist tot, wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgiltig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

Christiane, schluchzte er wild, da lieg ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnts nicht vergessen, hätt ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk daran!

Digitized by Google

Um Gottes willen denk daran; du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann! — Endlich war es ihr gelungen, ihm ihre Hand zu entreißen; sie hielt sie weil von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

Das Kind ist tot, sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes; was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Jäheit der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt hat, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Wege, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte schwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf und lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er that: tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.

Digitized by Google

Die Reparatur des Kirchendaches hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des Turmes mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Ännchens besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andre, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen hatte; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke des eignen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachstuhl kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller als sein Schiff flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren, und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Ännchen aussah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er aufsah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt

Digitized by Google

durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht hatte, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härtern Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie thun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagte sich hundertmal nein. Er sagte es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagte er es sich, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgiltige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen, und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eignes, und er mußte sie wachsen sehen, und die Hände waren ihm gebunden.

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, seit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt hatte. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotne Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Ab-

scheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborne Furcht. Hat sie es noch nicht gethan, was er fürchtet, und wird sie es thun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Ännchen starb? Je mehr er daran herum greift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: Schlag nicht, das Kind ist krank; es ist sein Tod, wenn du schlägst! Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O, es ist klar, sonnenklar: sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? Ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betruge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen habe. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könnte, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie wälzte. Mit reuigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie gethan hatte,

Digitized by Google

als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigne Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben hatte. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten könnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um seinen Zweck betrogen ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschraken, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmern. Dazwischen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgiltig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehn, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wärs nur mein Unglück, könnt er mich nur noch elender damit machen, als er mich

Digitized by Google

schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend: die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise ins Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet hatte, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen Dritten wissen, so wird er es ihm ansehen. O Fritz Nettenmair ist einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein andrer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören — dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube,

Digitized by Google

tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht; sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, aufzuhalten, was kommen muß, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an dem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius Fenster heraufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hinterthür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet hatte, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bette gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtische; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hinterthür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueisen, sein kleiner Ambos eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und

Digitized by Google

nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius Fenster sehen; er wollte das Auslöschen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt hatte. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius machte sich darin Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bette der Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie sie morgen ihm entgegen stürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht hat, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweissagt hat. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je; er badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahre, hundert

Digitized by Google

Jahre, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er sagt: Nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendache hinauf. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören, jeder Schieferdecker weiß, was es sagen will, das vorspukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und hinab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht, und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all seine Gefühle zusammengeballt sind; der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als ständen sie schon lange, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hilfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn

Digitized by Google

das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeuges um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt? —

All diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius Fenster aufzusehen. Ein heller Lichtstrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen;

Digitized by Google

er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt hatte. Der Wiederschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlosch Apollonius Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: So weit sollten sie ihn nicht bringen! Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt hat, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andre an seiner Statt hätte schlimm gethan.

Nun verschließt er Hinterthür und Vorlegschloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut hat er mehr zu vergessen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit hat bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andre an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

Von dieser Nacht an ängstigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorsichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als seither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Änderung des Bruders und suchte ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der gestifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt, die Bretter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug, und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der obern drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagne Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden.

Digitized by Google

Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an die bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß von einander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Turmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierrat so anzubringen, daß sie keinen dieser Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier so bald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigethür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Turmdache von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an

Digitized by Google

die Wohnstubenthür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüsselloch, als setze er voraus, es müsse noch jetzt zu hören sein, wenn man sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte sah nicht, daß sie ebenso unruhig war, als er, und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern bald nach der Thür. Müsse er ihr etwas sagen, solle ers, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

Herr Fritz sind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab ihn eben noch vom Hofe aus gesehn.

Und hat er hierher gesehn? Hat er euch ins Haus gehn sehn? fragte die Frau in einem Atem.

Bewahre, sagte der Alte; er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet — Der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: so hat er was vor. Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken,

Digitized by Google

dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. Der Nachbar da, Sie wissens wohl, fuhr er fort, kann zu Zeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus einen in unsern Schuppen schleichen sehn, den Gang vom Hause hinter. Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen; wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: Den Abend vorher, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aussuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das thut er immer; aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal so fleißig geworden ist.

Apollonius Name weckte die junge Frau; sie horchte, als der Alte fortfuhr: Daran hab ich erst vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geschlichen ist, hab ich gedacht: Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht? Und wie ich aufgesehn hab und hab den Herrn Fritz so arbeiten sehn, da ist eine Unruh über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab ich mir alles Mögliche vorgestellt, was einer drin hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab ich das Zimmerbeil an der Thür liegen sehn, das dahin gehört, wo das andre Werkzeug ist. Da hab ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab mir wieder vorgestellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist. Mir ist der Gedanke gekommen, es könnt was an den Leitern sein. Aber ich hab nichts gefunden daran. An dem Hängstuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die

Digitized by Google

Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wärs hie und da an was Hartes angetroffen, und das hätt das Seil verschunden. Da denk ich: Das geschieht oft, und wills schon wieder hinlegen. Aber ich denk auch wieder: Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da seh ich genauer zu und — Gott behüt einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hineingestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werfs über den Balken und häng mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub, wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist imstand, zu zerreißen! Der Alte war ganz bleich geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

Er hat gedroht, ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

Den Abend vorher wars noch nicht, fuhr er fort. Herr Apollonius, der hat ein Aug für einen Mückenstich. Er hätts gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk ich, der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehn und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn ers morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen.

Valentin, schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er solle ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. Er hats doch nicht mitgenommen? Valentin, so sags doch nur!

Das nicht, sagte Valentin. Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr.

Digitized by Google

Und waren auch dort Stiche drin? fragte die Frau in noch immer steigender Angst.

Der Alte sagte: Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.

Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide — und ich bin schuld, stöhnte die Frau. Er hat lang gedroht, er will ihm was thun, er that, als wärs einer von seinen Späßen. Wenn ichs jemand sagte, wollt ers im Ernste thun!

Wer so scherzt, sagte Valentin, der macht auch solchen Ernst.

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: Rett ihn, Valentin, rett ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab ichs gethan! Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf: er sei tot, und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wäre er verunglückt, man müßte es nunmehr wissen. Zehnmal mußte er ihr das vorsagen, eh sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und schrak auf bei jedem Laut. Ihr eignes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Ratlosigkeit ihn selber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was be-

ginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie gehts, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen“ nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag zusammen gesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Rot seiner eingefallnen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast, wie jedem andern, sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich daran in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hilflosigkeit offenbar machen könnte. Je heißer es in ihm kochte,

Digitized by Google

desto eisiger erschien sein Äußeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehn mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung heraus riß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gesellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leis zu öffnen und eben so hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte; es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gesellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nötig. Der alte Gesell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Brust seine Befürchtungen, und was sie rechtfertigte. Der alte Herr erschrak, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Gesell sah nichts davon im Äußern seines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgiltigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen hatte, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. Einbildungen! sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. Ist kein Geselle da? Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach

Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geselle ging. Geht er ihm nicht schnell genug, er altes Weib, so heiß er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß er sich um nichts geängstigt hat. Aber kein Wort von seinem Sums da! Und schließ er die Frau ein, damit sie nichts Albernes anfängt! Valentin gehorchte. Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte seine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen. Und er selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines ältern und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngern Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

Nun wird der alte Narr doch, sagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisiert hat, erzählt haben, und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herumgeschickt haben!

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. Werd ich doch nicht! sagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. Ich hab ja da selbst noch nichts Arges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem!

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich

gesagt, man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlornen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu statten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsne Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornte, vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denselben fieberischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt hatten. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den ältern Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was sie wußten, so konnte andres dergleichen bereits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ohngefähr. Er ist die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was seit Apollonius Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemütsart er kannte, nichts davon sagen; seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr und vergnügungssüchtigen Verschwenders, der trotz aller Bemühungen seines bessern Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüstling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Geschäft und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallnen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat,

Digitized by Google

gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Gesell würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider beßres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten hatte. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienst um das Teuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein beimessen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hilflosen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Hrrr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er darum gewußt und die Sache in seine Hand genommen hätte, und Apollonius dürfe niemand seines Mordes anklagen, als den eignen Vorwitz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschichte des brudermörderischen Gedankens wußte, konnte den entstandnen

Digitized by Google

Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein Andres, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein Andres gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben war, kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlne herbeibrachte, und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und thöricht seine Befürchtungen seien. Wer weiß, sagte der alte Herr grimmig, was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und er dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein, oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird er sich steif und fest einbilden, seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt er ein Wort davon, oder ist er so klug, daß er in Rätseln zu verstehen giebt, was er sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weils wahrscheinlich wäre, was er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein

Vogel. Darum mit ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sichtlichste Bild ist, wie die Fürsehung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie, warum; und der Mensch soll nicht Gespinste drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie er sie sich da zusammengeängstelt hat. Denn —

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersetzen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

Der Jörg vom Blechschmied, sagte Valentin, der die blechernen Guirlanden vollends bringt.

Und da ist er erschrocken mit seinen Einbildungen und hat gemeint, sie bringen wer weiß wen. Wo ist der Fritz?

Auf dem Kirchendach, entgegnete Valentin.

Gut, sagte Herr Nettenmair. Sag er dem Blechschmied, er soll herein kommen, wenn er fertig ist. Der Geselle thats. Bis jener herein kam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpftern Tönen in seiner Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbildungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wüchsen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über seinen eignen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin beschämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und

Digitized by

er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmiedegesell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt so viel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: Die Frau braucht ihn; und er wird wissen, was er in meinem Hause zu thun hat. Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesellen Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Kirchendach von Sankt Georg zu begleiten, wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorschlag, Herrn Fritz lieber rufen zu lassen. Der alte Herr sagte grimmig: Ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen der Reparatur! Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiedegesellen. Ich werde seinen Arm nehmen, sagte er mit herablassendem Grimm. Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände in einander vor Angst; da ihm aber einfiel, er stehe in der Hausthür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen" veranlassen konnte, that er, als habe er die Hände in einander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegeselle hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm

gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein: Wie gehts? lächelte der alte Herr wiederum: Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben, und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Frager aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Andres die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochnes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehn, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andre ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es einer im schnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: Wißt ihr schon?, das oft von einem: Aber was ist denn geschehn? herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß gestoßen, „es hatte nichts zu sagen.“ Der Gesell fragte einen Vorübereilenden. — Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach. —

Digitized by Google

Wie denn? fragte der Gesell. — Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts. — Herr Nettenmair fühlte, wie der Gesell erschrak, und daß er über dem Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes sei verunglückt, den er führte. Er sagte: Es wird in Tambach gewesen sein. Die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen! Der Gesell wußte nicht, was er von der Gleichgiltigkeit des Herrn Nettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Rot auf seine Wangen trat: Ja, es muß sein. Es muß nun sein! Er dachte daran, es gab Etwas, womit man allen Gerichten, allen Untersuchungen aus dem Wege gehn kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähne zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: Es muß sein! Nun muß es sein! Der Gesell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigner Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf dem Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er alle auf

Digitized by Google

sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet, vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit herauf gebracht; und wie angestrengt er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! Er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen! Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durch einander liefen, in Schreck versteinert stehn, und so viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häscher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er wollte ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ists der Häscher schon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan hat. Er verzerrt sein Gesicht in Trotz und fragt: Wer will mir was anhaben? Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet hat. Wird der fragen, dem sie gehört: Wo ist dein Bruder Abel hin? Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag, und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt

er doch, die Antwort ist fast so alt, als das Menschengeschlecht: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Dabei kommts ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal, und der Alte spricht schon an dem Aussteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. Nun ists schon gut, hört er den Alten sagen. Mach er seinem Meister mein Kompliment; und da ist etwas für ihn. Trink er eine Gesundheit dafür! Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

Schönes Wetter, sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär zu Ende. Fritz! ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: Kain, wo bist du? Hier, Vater, entgegnet er und hämmert fort.

Der Schiefer ist fest, sagte der Alte gleichgiltig; ich hörs am Klange; er blättert nicht.

Ja, entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, er nimmt kein Wasser.

Er ist besser geworden als früher, fährt der Alte fort; sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein. Ein Ja erstirbt im Munde des Sohnes. Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?

Digitized by Google

Keine.

Gut. Komm hierher. Hier vor mich! —

Was soll ich?

Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein!

Fritz Nettenmair trat in allen Gelenken schlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dauer seines Schweigens und sein Atem, der das schwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen mußte. Er rang nach Trotz. Wenn ers in seinem Argwohn errät, wer will mirs beweisen? Und könnt ers beweisen, er giebt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? Mag er sagen, was er will, ich weiß nichts, ich bins nicht gewesen, ich hab nichts gethan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius bebte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Krystall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Bram-

Digitized by Google

bach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinsehnen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

Wo ist dein Bruder? drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor.

Ich weiß nicht. Wie soll ichs wissen? bäumt sich im andern der Trotz.

Du weißt nicht? Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie ein Donner in die Seele des Sohnes. Ich will dirs sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen, und du hasts mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehn. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sies in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe herauf kommt, ist der Häscher, der dich vor den Richter führt. —

Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was sein mußte, war gethan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel, und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltnem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den

Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochner Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: Die sinds, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb. Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern sich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh ers hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehn? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eignes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig, zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallnen Wange; die zusammengesunkne Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten,

Digitized by Google

als er den Angstruf ausstieß: Was willst du, Vater? Womit gehst du um?

Ich will sehn, erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, ob ichs thun muß, oder ob dus thun wirst, was gethan sein muß. Und gethan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehn, aber nicht für die, daß sie nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, sodaß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist solchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangnes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehn, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glaubens die Gerichte und die Stadt. Das ists, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als deins. Thust dus nicht gutwillig, so stürz ich mit dir hinab, und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide

Digitized

an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab mich an dir anhalten wollen und hab dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinn dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort!

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trotz. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst! Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehn, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen. Eins — zwei. — Vater, fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trotz seines Tones brach im Flehen: Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen, und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenngleich unschuldig. Aber höre mich nur erst! Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende sah, sein Urteil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen hatte, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch ver-

Digitized by Google

denken. Dazwischen sah er schaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh, und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort bald da und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des roten Adlers auf, es klang: Da kommt er ja! Nun wirds famos! Er stand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte über des sterbenden Ännchens Bett gebeugt: Weißt du, warum du erschrickst? und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin und hersann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann wars ihm, als käme er zu sich, und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, das er gefaßt hatte, es sei

Digitized by Google

unnötig, den Sohn zu halten, er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehn. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Luke mit seinem Körper decken oder dem Kommenden entgegen gehen? Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt hatte — denn dieser wars, der so eilig kam —, hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Luke stehn blieb, da es wahrscheinlich war, er verdecke dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine Kräfte gelähmt habe. Aber der Gesell merkte nichts davon, als er den alten Herrn an den Treppenbalken gelehnt ihm den Weg versperren sah.

Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair? fragte der Gesell, indem er auf der Treppe stehn blieb.

Wen? fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell in Brambach gewesen, so konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen, von wem er wollte.

Nun, er wird nunmehr daheim sein, entgegnete der Gesell. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. Er war schon auf dem Wege, fuhr der Geselle fort; ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär. Der Jörg sagte, er hätts schon hingeschafft, und käm eben vom

Kirchendach von Sankt Georg, da hätt er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab ich gemeint, er wird noch oben sein; und weils so eilig war, wollt ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll.

Jetzt erst gelangs Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: Ich komme selber hinunter. Wart er auf dem Absatz, bis ich ihn rufe! Der Gesell gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden hatte, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffnen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, so lang der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen, aufzustehn. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein

andrer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblicke fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anschauen er Tag für Tag alles mitsehen sollte, was er gethan; die seine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

Apollonius ist nicht gestürzt, fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut hatte. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. Du gehst, sagte er, als dieser schwieg. Du

gehst. Du bist morgen vor Tag noch auf dem Wege nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande sein, so ists besser bloße Schande, als Schande und Mord. Denk, ich habs geschworen, und nun thu, was du willst!

Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf seinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Läden steht. Vor den Fenstern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: Wißt ihrs schon? In Brambach ist ein Schieferdecker verunglückt. Dann sank sie vom Stuhle, von dem sie aufspringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin seinen Schmerz um Apollonius über der Angst und Sorge um die Frau vergessen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der scharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da saß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von seinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Gesicht. Ihre vordern Haare hatten einen Drang, sich in natürliche Locken zu kräuseln, den sie durch das scharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten sie die Ohnmacht ihrer Besitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte sich die Hände frei, indem er ihre Last vorsichtig leise auf den Boden gleiten

ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigne Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder in krausem Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von neuem erschrak. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: Ja. Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen sei, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möchte. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam; aber sie wußte in dem Augenblick nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alle dem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eignes un-

deutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florschleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müsse. So saß sie lange regungslos und hörte nichts von alle dem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könnte nicht verunglückt sein; er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange tot sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals leibten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in seiner Ratlosigkeit nicht, wie. So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den grünen Läden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen war, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halb aufgeschloßne Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie

gemeint hatten, mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es giebt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wärs ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkern Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegoßnen Weinen, die sie nach dem Schlag über Ännchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiednes angenommen.

Digitized by Google

Valentin sahs mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. Aber ich darf Sie nicht fortlassen, sagte er. Der alte Herr hat mirs mit Ketten auf die Seele gebunden.

Ich muß, sagte sie. Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Ännchen legen; er hats so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen!

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er dürfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. Wenn nur der alte Herr erst da wäre! dachte er. Er sagte: Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: Wie ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt, und das vergeß ich euch nicht, so lang ich noch lebe. Er ist gestorben, und ich muß auch sterben. Kann ich euch noch etwas thun, eh ich gehn muß, so dürft ihrs nur sagen. Wenn ichs auch thun kann, und wenn ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehn soll.

Nein, sagte der Alte. Das nicht. Aber wenn Sie nur so lang bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin! Dem Alten wars nicht allein um sich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. So lang will ich warten, entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu sehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Christiane holte ihr Gesangbuch vom Pulte und setzte sich damit an den Tisch.

Der Valentin blieb länger aus, als er selbst gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er stand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu sagen, worüber er erschrak und etwas andres that oder sagte, und wiederum ungewiß schien, ob er nicht auch darüber erschrecken sollte. Immer, und wenn er gar nichts gesagt hatte, meinte er, er habe zu viel gesagt. Manchmal wars, als ob er lachte; dann sah er wieder desto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er sprach; denn er redete vom Wetter. Dazwischen machte er sich viel an der Thür zu schaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur stehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin übersehen konnte; und es waren die wunderlichsten Vorwände, durch die er all diese Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erst die Veränderung nicht, dann beobachtete sie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschrak, so oft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eignen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte sie endlich

vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. Ja, sagte er, es ist ein Tag, wo die Toten aufstehn möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erschrecken Sie nicht! Sie erschrak dennoch. Sie sagte zu sich: Aber es ist ja nicht möglich! Und sie erschrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. Da sehen Sie einmal dahinter, schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah den Gang hin; sie hatte es gethan, eh der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen; selig und stolz auf sein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Thürpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwindelte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie, als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet; alles ging um sie im Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter, und sie würde erdrückt im Wirbel, hielte sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte, wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da stand er und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien tot. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht hinabgleiten auf die Erde, er that nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gesellen, der vom Blechschmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Thore aufge-

Digitized by Google

halten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegen geeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt die er schmerzlich mühsam und doch vergebens seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonneängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungnen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen war, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: Und bist dus denn auch? Bist dus auch gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und

Digitized by Google

ich habe dich nicht getötet? Und du bists? Und ich bins? Aber er — er kann kommen! Sie sah sich wild um. Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen! Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob ers auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles sagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, süß unbewußtes Liebesgeschwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorne Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was sie ist, was sie freut, was sie bekümmert, ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist, — denn alles, was war und werden kann, ist bloß Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klange der fliegenden, sich pressenden Rede. Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhntest mich und hättst meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißts ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hasts ihm geschickt. Ich habs gesehen. Ich wußte nicht, warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott

Digitized by Google

über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest: das that mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab, warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert, und ich hab dich immer noch geliebt und wußt es nur nicht. Er selbst hat mirs erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und wills auch nicht. Gewiß nicht! Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär nur Scherz; aber, sagt ichs dir, dann wollt ers im Ernste thun. Seitdem hab ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab ich aufgesessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab dich in Gefahr gesehen und durft es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Axt in der Nacht, eh du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mirs gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch, und ich kanns nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ists wahr, oder träume ichs nur. Ists denn wahr? Sag du mirs doch: Ists wahr? Dir glaub ich alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ichs, wenn dus nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dirs sagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen, und er dir nichts mehr thun kann!

Digitized by Google

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tötlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes, schwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles thut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheim giebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet, und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war sein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß ers, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan hat, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt hat, den sie haßt? Oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die in den Strom Eines tiefen und wilden Gefühls hingerissen durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas thun, und er ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt sich fort=

Digitized by Google

reißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und bewege er sich, eh er sich umgesehn, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: alle dem lag die angstvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berauschenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du thun willst, muß sie vernichten! Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehn. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hilfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein

Digitized by Google

Herz gedrückt hatte, entband sich der wilde Drang, und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röte stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knieen auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe, brave Schwester! Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnte es nicht werden; er trug sie bewahrt, wie die Mutter das Kind, vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie sie noch auf den Knieen lag, stieg ihr Gedanke zu ihm

Digitized by Google

auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reise Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von diesem gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair

Digitized by Google

einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Läden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eignes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hineinsehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andre gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ists, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl giebt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse

er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen hatte, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehn lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müßte, wenn er die Hand vom Ruder abzöge, und daß er gesinnt wäre, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen wäre. So? sagte der alte Herr gleichgiltig; und weiß man, was die Ursache war? Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen wäre, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen, spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andre kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren habe, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius

Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen hatte; zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigne Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen habe. Ein Stück des von ihm hinterlaßnen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt war, wäre das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es; aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige, wohlgeordnte Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Nettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthofe zu tragen und

Digitized by Google

etwaigen Auftrages harrend in der Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er könnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händeringend bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor und sank wiederum in die hingegebenste Hilflosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und Sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! Er mußte bleiben! — Und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann wars dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters, und atmete so mühsam, als erstickte

Digitized by Google

ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elends, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldne Bilder stiegen auf; die verlorne Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, den entlang er jetzt die Überlast seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. O, nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein andrer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet hat. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Ännchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wäre sie nicht tot durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Elend darüber vergäße, wärs nicht ein Teil davon. Das Ännchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehen. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Kniee. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gekonnt. Fritz!

Digitized by Google

Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — gehn. Gehn und ein andrer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O, ein nur zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt hat, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr that. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen in ohnmächtigem Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben.

Fritz, sagte der Vater voll Angst, ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich!

Ich will nichts von dir, sagte der Knabe furchtsam trotzig. Onkel Lonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht!

Hast auch du mich nicht lieb? sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig, und so viel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann, blickt aus dem seinen. Die Mutter hab ich lieb, den Onkel Lonius hab ich lieb, sagt das Kind; dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich sags dem Onkel Lonius!

Fritz Nettenmair lacht in wildem Hohn und schluchzt zugleich in hilflosem Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ists. Er! Seine Kinder sinds. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder

Digitized by Google

genommen. Das, was man dem Elendsten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! Die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie Ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von Ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagte ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt, Er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehn! Nein! ich kann nicht gehn! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Rüstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch Er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er wars ja nicht. Er mußte gehn; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn verdorben hatten, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich anthun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel

Digitized by Google

über ihm, nun so haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über die keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin und hertrieb. Seine Arme bewegten sich so heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlornen Gefäß.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet hatte. Neben diesem war erst noch ein andrer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es ge-

Digitized by Google

lang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt habe. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in dem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebne Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu

Digitized by Google

liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustande von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebkosender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet hatte. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochner aufregender Traum. Christiane lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan, und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehn. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen war. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche, und damit der Gewissensvorwürfe über sie, noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehn. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich

in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine eigne heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kams ihm vor, als hämmerte er seine unechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könnte nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte; aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten hatten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom

Digitized by Google

Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebne Bleiplatte liegen. Er hatte nur so viel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt hatte. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem An-

Digitized by

greiser zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

Was willst du? ruft er. Was er auch erfahren hat, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!

Fort! ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht hinaufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

Zeigst du endlich dein wahres Gesicht? höhnt dieser noch wütender. Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reihe an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: Ich nicht!

Gut! stöhnt jener. Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ists mit deiner Scheinheiligkeit am End! Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eignen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort,

Digitized by Google

das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört hat, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes hinab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffnen Elends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andre. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht hatte, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem

Digitized by Google

Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Wagehalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je seiner Natur nach die höchste Eigenschaft eines vollkommnen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem

Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorne Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht hatte, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterläden, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frauen und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll; dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düstrer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Thüre

doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sichs schwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt haben; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit sie seine menschliche Blöße bedeckt haben. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunkeln Rosts der Schande, Apollonius ists, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob ers um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Tote hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt hat, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte be-

dauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in Ehestifterinnen um. Und wahrlich! Sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so wert wäre, wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da ist er ja! Da ist er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun wars umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau getragen hätte. Und fort gings immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel, oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer sagte, er werde den Freund wiedersehen? Er werde ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen mit einander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er

unter dem Seilschnitt verunglückt ist, den dieser gemacht hat. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind —, weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andre Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andre diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt, und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man sollte meinen, die düstre Wolke über dem Hause mit den grünen Fensterläden müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert hatte, und das Leben darin müßte sich nun so heiter gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Wittib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt hatte. Die junge Wittib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tage mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? Liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken dritter darauf bringen, fiel es ihr auch nicht selbst ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? Die Kinder

Digitized by Google

fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderm zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernstern und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? Wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur

Digitized by Google

Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebnen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eignen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eignen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt hatte, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines ältern Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst, und es bedarf von seiten des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondre Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden,

Digitized by Google

daß neben Wunsch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu brauchts offne, klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in dem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedne Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, die er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas andres, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hilflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein

Digitized by Google

blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorschlag Apollonius; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er ohne zu wollen dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte, und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Läden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt so viel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zu viel vertraut. Der jungen Wittib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Thüren und Wände mit allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens

Digitized by Google

über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehn am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt hatte wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesichte haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errötete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. Ists ein Wunder, sagte der eifrig; wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeihs ihm, er ist tot, und von den Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder: am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den —, und wenn seine Witwe dabei ist —, ich hab ihn nie besonders leiden können, und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die

Gesundheit denkt! Der alte Bauherr hielt der jungen Wittib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, wolle er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen das alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte sich deshalb den Arzt verbeten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Teile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblicke, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod gestürzt war, hatten die Glocken unter ihnen zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit fand, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen,

Digitized by Google

wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Turm unter ihm sich zu schaukeln begann, erschrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierat festzunageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offne Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab,

Digitized by Google

das sich nicht schließt, eh es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern seine verwahrloste Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert hat, der Schwindel, der dort wohnt, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen hatte, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andre Hälfte hatte ihr Leben für sich, immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert habe jenen Morgen. Seine Seele träumte den sündhaften Traum wieder durch, kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fiel ihm ein, obs nicht möglich gewesen wäre, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten gewesen wäre, und schreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war: seine Gewissenhaftigkeit, seine Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld

Digitized by Google

des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden verbotnen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. — Auch im äußern Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eignen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er that es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eignes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz, schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kams, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verdüstrung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorübergehn. Aber auch da trat

Digitized by Google

er Christianen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbestimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußern Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, schönen Wittib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufgezogen waren, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten sich entladen hatten. Die junge Wittib durfte nun eine Braut scheinen. Sie that, wonach man sie neckend gefragt hatte; sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Thränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die

Digitized by Google

Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas darin, das wie schmerzliches Mitleid und unausgesproche Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aussah, deren er sich gegen sie schuldig wußte. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes, schmerzliches Brüten; aber erst, wenn sie allein war, und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein Kind: er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehn werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gesprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glück entsagen, dann wich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn,

Digitized by Google

rosig unter der braunen, krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfangen, durch alle Bilder stillen, sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauder wieder an. So wars schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eisiger Reif über seine Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fiebrischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet,

Digitized by Google

die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des innern und äußern Sauberkeitsbedürfnisses flossen in einander. Immer unwiderstehlicher forderte die offne Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief: er, der das Grab schließen mußte, eh das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackre Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten drohte. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. — Kein Mensch siehts dem rosigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.

Digitized by Google

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstage. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehen. Trotz der trocknen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigne Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiednerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederschein den weißen Glanz. Hie und da dehnte sich der feste Umriß der dunkeln Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höhern Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Läden; in den Fenstern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen,

Digitized by Google

bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigern meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehn. Aber so oft sie hinaussahen: die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken, da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war? Und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das so lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andre Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahstehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in Einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die ver-

Digitized by

rosteten Wetterhähne und Fahnen und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andre, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats und Bezirksgewitternachtwachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andre zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn über-

Digitized by Google

dröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

Das hat eingeschlagen, sagte einer. Apollonius dachte: Wenn es in den Turm schlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es schlüge zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. Es hat eingeschlagen, schrie es draußen auf der Straße. Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg! Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ists der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken, als seither. Wo ist der Nettenmair? rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. Bleib ich, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder. Der Bauherr war betroffen. Das Bleib ich des jungen Mannes klang wie: Ich werde bleiben. Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, das mit dem Seelenleiden Apollonius zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichts hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackre Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war

Digitized by Google

ganz die ruhige, bescheidne Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. Wenn er so bliebe! dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht habe und ihm noch mehr Schmerz habe machen wollen. Er sagte mit seinem alten Lächeln: Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen! Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geschrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner sagte der Bauherr immer vor sich hin: Entweder sehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er ist gesund, wenn ich ihn wiedersehe! Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätte ers auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? tönte dem Gerufnen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall

Digitized by Google

durch Leitern verbunden. Zum erstenmale seit seiner Heimkunst von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung liefs an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Eben so oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eignen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf sie mit seinem Schneegeriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender

Digitized by Google

Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sies büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

Da rief einer, sich selbst tröstend: Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts! Ein andrer meinte, die Flamme von dem Schlage könnte noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möchte nicht ein kalter gewesen sein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen vor Angst und Kälte zitternd mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könnte, ja betreffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andre klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andre: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelgedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends

Digitized by Google

eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: Wo? Wo? Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

Wo hat es hingeschlagen? fragte Apollonius, der eben daher kam. In die Seite nach Brambach zu, antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie

Digitized by Google

betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehn geblieben. Herauf! rief ihnen Apollonius zu. Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrtthür! Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: Aber der Dampf! Nur schnell! entgegnete Apollonius. Die Ausfahrtthür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist! Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug so schnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrtthüre war schmal: durch die verständige Anordnung Apollonius fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Thüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andre betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror.

Digitized by Google

Andre waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und abpolterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Thüre gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. Noch ist zu retten, rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochnen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauchs, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den obern Teil um den Leib. Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt! Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt bog er sich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich wars, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu statten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte

Digitized by Google

es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen, und er müßte herauf — eine Reihe dunkler, tötlicher Fiebergebilde hatte sich daran geschlossen —; jetzt war alles geschehen, wie er sichs vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andre Stelle des Turmdachs, schwindellos stand er auf der Leiter, und nur Ein frisches tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, das die Lücke wochenlang geschluckt hatte, und das nun im Holze gefroren war, ließ die Flamme nicht so schnell überhand nehmen, als ohne dies Hindernis geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter fressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeiten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über

Digitized by Google

die Turmspitze hinauswachsen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er sah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein —, diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befestigungspunkte; aber das andre Ende des Guirlandenstücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befestigen vergessen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt hatte. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte sich sein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er thats. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und

die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand, und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fiebrischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in Einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlugs zwei unter ihm, die Glockentöne heulten vom Sturm gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht gethan, wo tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an

Digitized by Google

das Glück, das erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Lust wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben. Menschen wie Apollonius ists der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Thun. —

Die Menge unten schrie noch immer: Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. Gott sei Dank! es war wieder kalt! rief eine Stimme. Nein! Nein! dasmal brennts! Erbarme sich Gott! entgegneten andre. Scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in eine größere Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sie hin und her; zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. Jetzt Hilfe, und es ist noch zu verlöschen! Und wieder klang angstvoll der Ruf: Nettenmair! Wo ist Nettenmair? durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: Er ist auf dem Turm. Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, schrieen am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hilflosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eignem Mühen, zu eignem Wagnis von sich; und diese sinds,

Digitized by Google

die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan habe. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. Was soll er? rief einer. — Helfen! Retten! andre. — Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagts keiner! — Der Nettenmair gewiß! — Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wirds nicht wagen! Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltne Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch! Wenn der Mann stürzte, dann waren sies, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eignen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über

Digitized by Google

dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch wars nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigne über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigne war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eignen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: Zu, braver Junge! in dem Angstruf: Er ist verloren! Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: Nun danket alle Gott! Als der alte Mann an die Zeile kam: der uns behütet hat, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hatte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit, die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet worden war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer?

Digitized by Google

Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann? Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufnen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun imstande sei. Bei solchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, sei der Mensch ein andrer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — sollte es nicht wundern, schliefe Nettenmair nach der gehabten Anstrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt" hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Thun nicht, als der Brave heute bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen sogar anerkannte Geizhälse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabendern schlossen sich aus; die Ärmern steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die

Digitized by Google

Ausfahrthüre geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehn. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube hinunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrornen Kleider auszuziehn, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett gesessen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er finde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehn. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr kehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an seinem Lieblinge. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater nur wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegne Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber stand ihm so schön an, als sein mutig entschloßnes Wesen in der Gefahr. Wer

Digitized by Google

ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner That. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eignen Reiz, und die verlegne Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er gethan, gewann; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die That nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Wir überspringen im Geiste drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unsrer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterläden herein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt gethan hat in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützen-

haus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackre That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben hatte als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht hatten, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das todte Ännchen. Sein Gedächtnis war so gewissenhaft, als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab

und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andre Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Staketenthüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ists anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden hinüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet hatte. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester." Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehn. Apollonius Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu blieb er der Mann,

Digitized by

sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden habe. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder habe durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eignen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und in dessen Beweise, nur er könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen, der Vater war in seinen Augen nichts mehr, als ein hilfloser alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tage vor dem Tode seines ältern Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tage wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vor-

Digitized by Google

zuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich so viel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes; der Alte glaubte nicht an seine Aufrichtigkeit. Dabei konnte er sich in seiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines Hauses freuen; wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither im Pachte gehabt hatte. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschlusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden hatte. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pfleger. Diejenige, die Natur durch

Digitized by

Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pflegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein, als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Überschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt hatte. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt, als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigner Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen hatte.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigne Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen

Digitized by Google

sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen waren. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der alte Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend vom Turmdach von Sankt Georg ablieſt. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterläden, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe

Digitized by

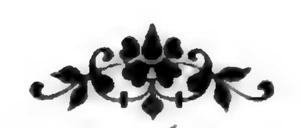
geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Der alte Herr hat schon lange das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt hat, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andre — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Neffen; das Zurückbehaltne fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles giebt, Eins wird sie behalten; das Eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften

es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegts, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eignen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!



Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 3

Des Dichters Vermächtnis

Der Ostermorgen 11
Der Mensch und das Leben 12
Meines Herz 14
Zu stille Liebe 15
Des Kranken Ungeduld . . . 15
Todesahnung 19
Der Kranke 21

Jugendlieder

Alte Liebe 25
Liebe 26
Der Unzufriedene. 27
Hüttchen im Odenwald . . . 29
Lied an den Mond 30
Zöllner, Sünder 32
Drei Mägdlein 32
Der Städterin Wunsch 33
Bescheid 35
Frühlingstrunkenheit 35
Klage 37
Alternative 38
Der Besuch. 39
Winterlieder 40
Wiegenlied. 42
Aus dem Märchen „Libussa“ 44
Bescheid 46
Des Herzens Winterschlaf . . 47

Vermischte Gedichte

Zerknirschung 51
Tod im Berufe 52
Frühlingsahnung 52
Abendopfer. 53
Liebesruf 53
Des Knaben Lied. 54
Stimmen der Mahnung. . . 55
Liebesahnung 57
Das Volkslied. 58
Das Lied. 59
Avancer. 60
An Urania 62
Der junge Dichter 63
Vögleins Auferstehung. . . . 68
Des Knaben Abenteuer . . . 69
Rosen, Lilien 71
Die Wiederkehr 71
Unbelauschte Schönheit . . . 73
Margareta 73
Der wandernde Musikant . . 74
Aus dem Bruchstück „Octavian“ 77
Verschiedenes 80
Eduard Devrient ins Album 82

Buschlieder

Beim Landschaftern 85
Blauer Himmel, kühne Felsenhänge 86
Jetzo hab ich dich, Natur . . 86
Bist dus? 87
Sie denkt 87
Herz im Wege 88
So reich! 88
Du und ich 89
Es windet zwischen Hügeln 90
Des Mädchens Lied 91

Digitized by Google

Es steht in stiller dunkler Nacht 93
Schmachtend krümmt sich das Laub 94
Langer Sommerregen 94
Durch den Grund 95

Politische Gedichte

Guter Rat 99
An manche neuere Dichter . 99
Deutschlands Einheit 100
Der Schütze in Leipzig . . . 100
O Deutschland 102
Völkerfrühling 102
1848 104

Balladen und Romanzen

Julius und Hannchen 109
Der Verurteilte 112
Das zerbrochene Herz 113
Treu Käthchen 115
Die Kindesmörderin 116
Falscher Liebe Lohn 118
Die Abrede 118
Der böse Fleck 120
Das Lied von der Bernauerin 122
Treu Friedrich 125
Der Venusberg 128

Zwischen Himmel und Erde

Einleitung 135
Zwischen Himmel und Erde 141

Biographie

Heimat und Herkunft 3
Knabentage 25
Der Autodidakt 47
In Leipzig 91
Heimkehr 128
Leipzig und Dresden 148
Der Einsiedler von Garsebach und Meißen 174
Otto Ludwig aus Eisfeld . . 215
Glückliche Jahre 249
Leiden und Scheiden 291

Digitized by Google

89061847125
b89061847125a

89061847125

B89061847125A

Digitized by Google